

Bilder-Magazin

N^o 1.

für die elegante Welt.

1841.

Toglakabad.

Nicht weit von Delhi, in Indien, liegen die Ueberreste einer ehemals volkreichen und wichtigen Stadt, Namens Toglakabad oder Tughlikabad, von ihrem Gründer, dem Kaiser Tughlik. Einige elende Hütten enthalten jetzt sämtliche Bewohner von Tughlikabad; aber die rohen, massiven und gewaltigen Ruinen seiner Mauern, Palläste und unterirdischen Gemächer nehmen noch immer die Aufmerksamkeit der Reisenden in Anspruch. In-

nerhalb einer abgesonderten, unregelmäßigen, mit der Stadt durch einen Damm in Verbindung stehenden Befestigung erhebt sich das Mausoleum des Kaisers Tughlik Khan (der im Jahr 1321 herrschte), von gigantischen Granit-Blöcken in Form einer abgestumpften Pyramide erbaut.

Toglakabad scheint als eine Art Festung zur Vertheidigung der kaiserlichen Stadt Delhi gebient zu haben und in Folge der in Hindostan während einer frühern Periode seiner Geschichte herrschenden Unruhen entstanden zu sein. Im Jahr 1317 bestieg



(Ansicht der Ruinen von Toglakabad.)

Mubarić der Erste durch Vermittlung seiner Offiziere den Thron von Delhi. Diese Vermittler aber ließ er nach Erlangung der kaiserlichen Würde umbringen, eine eben nicht ungewöhnliche Art von Dankbarkeit in den Ländern des Ostens. Mubarić erbitterte manche von seinen Höflingen dadurch, daß er Sklaven und Personen von der niedrigsten Herkunft mit Ehren und Würden überhäufte. Unter andern erhielt Hassan, einer seiner Sklaven, der Sohn eines Lumpenhändlers in Guzarat, den Titel Chusero und wurde durch des Kaisers Parteilichkeit für ihn der größte Mann im Reiche; Mubarić ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der Armee und kurz darauf zum Großvizier, ohne daß der neue Würdenträger die erforderlichen Talente zur Verwaltung so schwieriger und so viel Umsicht erfordernder Aemter besessen hätte. Der Kaiser wurde kurz darauf in eine Reihe Kriege verwickelt, und da seine Waffen im allgemeinen siegreich waren, so sah er sich im Stande, Chusero neue Beweise seiner Gunst zu geben. Diese Gunstbezeugungen vermehrten den Einfluß und den Ehrgeiz des kaiserlichen Lieblings dergestalt, daß er Absichten auf den Thron zu nähren begann und

die Offiziere und Beamten für sich zu gewinnen suchte; allein hier fand er Widerstand, und einige benachrichtigten den Kaiser von Chusero's ehrgeizigen Plänen. Allein letzterer wußte sich durch Lügen bei dem Kaiser zu rechtfertigen, der Monarch verzich ihm und bestrafte die Angeber. Ein zweiter Versuch glückte Chusero indes besser; von ihm gebungene Bösewichte ermordeten den Kaiser und dessen vorzüglichsten Anhänger, worauf der undankbare Günstling den Thron unter dem Titel „Kaiser Chusero“ bestieg.

Diese blutigen Scenen erfüllten Shazi, den Statthalter von Lahore, einen entschlossenen und rechtlichen Mann, mit Abscheu. Er faßte den Vorsatz, das Land von einem grausamen Usurpator zu befreien, der eben so wenig, wie sein von ihm aus dem Wege geräumter Vorgänger, ein Recht auf den Thron hatte. Er versammelte um sich sämtliche Omrahs und Häuptlinge, welche Muth genug hatten, sich dem Tyrannen zu widersetzen, und marschirte mit einer starken Armee auf Delhi. Der Usurpator rückte ihm mit seinem Heere entgegen, wurde aber völlig geschlagen, gefangen genommen und niedergemacht. Der sieg-

verthe Ghazi zog hierauf in Delhi ein, wo ihm die Omrahs und Behörden entgegen kamen und ihre Huldigungen darbrachten. Er erkundigte sich aber sogleich, ob noch ein Abkömmling von dem rechtmäßigen Regenten-Stamme, welchen Mubarik und Chusero beseitigt, am Leben sei, wo nicht, so sollten sie einen Kaiser wählen, der in Zukunft über sie herrschte. Sie antworteten einstimmig, daß von der kaiserlichen Familie Niemand mehr übrig sei und trugen ihm dann einstimmig die Krone an. Er bestieg demgemäß im Jahr 1321, unter dem Titel Zuglik der Erste, den Thron von Delhi.

Zuglik strengte alle seine Kräfte an, um die Uebel wieder gut zu machen, welche seine beiden Vorgänger über das Reich gebracht hatten; er stellte die Palläste und Festungen wieder her, gründete andere und beförderte Gewerbfleiß und Handel; Männer von Genie und ausgezeichneten Kenntnissen wurden an den Hof gerufen, heilsame Gesetze und Verordnungen erlassen und ein besseres Verwaltungs-System eingeführt. Bald nach seinem Regierungsantritt fand er es nöthig, ein Heer gegen einen Empörer, Namens Lidberdeo, den Fürsten von Arinkil, abzuschicken; er übertrug den Befehl über dasselbe seinem ältesten Sohne, Jonah. Durch die Verrätherei einiger Omrahs schlug dieser Zug fehl, aber einige Monate später wurde eine andere Armee nach Arinkil gesendet. Die Stadt wurde belagert und genommen, und Lidberdeo mit seiner ganzen Familie, seinen Elephanten, seinem Gepäcke u. s. w. fiel in die Hände des Siegers und wurde nach Delhi gesendet. Der Kaiser empfing ihn in einer Citadelle, welche er unweit Delhi erbaut und Dughlikabad genannt hatte.

Major Archer giebt ausführlichere Nachrichten über diese Ruine. Nach ihm können die neue Stadt Delhi und die alte Festung Loglakabad zusammen sich über eine Strecke von acht englischen Meilen ausdehnen. Loglakabad, obgleich nur die Ruinen einer starken Festung, schildert er als äußerst großartig. Der Beschauer wird bei Betrachtung dieser Ruinen von Staunen ergriffen, sie erscheinen mehr als ein Werk von Titanen und nicht von Menschenhand. Der Umfang der Feste beträgt mehr als eine deutsche Meile. Die Citadelle ist hoch und gebietend, und was die Stärke derselben noch vermehrt, ist, daß ein großer Flächenraum auf der einen Seite leicht unter Wasser gesetzt werden kann. Das kaiserliche Grabmal befindet sich außerhalb der Mauern und bildet ein besetztes Außenwerk. Die Verbindung zwischen demselben und der Feste vermittelt ein steinerner, auf Bogen ruhender Straßendamm. „Man fragt mit Bewunderung,“ fährt Major Archer fort, „wie Menschen so ungeheure Blöcke auf einander setzen und zusammensetzen konnten, da doch die Kunst damals noch wenig Beistand von der Mechanik erwarten durfte. Wie sie es angefangen, ist ein Geheimniß, da sie die Erfindung mit sich ins Grab genommen haben, denn ihre Nachkommen sind so unwissend in den Gewerben und Künsten, als man es nur sein kann.“

Marcello.

Novelle.

Die Kapelle des Augustinerklosters in Pisa war vollständig restaurirt worden und konnte durch den Glanz der Fahnen und Waffen, die den Sarazenen abgenommen und in Trophäen aufgestellt waren, mit der bewundernswürdigen Domkirche wetteifern. Marmor von verschiedener Farbe hatte unten an den Säulen die einfache Bekleidung von geschnitztem Eichenholze ersetzt. Ein zierlich gearbeitetes feineres Geländer schützte den Hauptaltar, über dem zwei bemalte und vergoldete Engelsstatuen in ewigem Gebete standen. An den Seiten des Schiffes erinnerten Fresken an die vorzüglichsten Stellen des Evangeliums. Diese Klosterkapelle war eine glänzende Kirche, da knieten jeden Tag die edeln Herren der Republik und bei großen Festen wurde der Zutritt auch der Menge gestattet, welche freudig hincintrat.

Die Mittagsstunde war vorüber und die Kapelle leer. Nur ein Mann stand auf einem Gerüste und war mit Frescomalen beschäftigt, ein Mann mit bleichem, langem, tieftraurigem Gesichte, das eine peinliche Vergangenheit verrieth. Seine schwarzen Augen wendeten sich häufig nach dem Himmel. Ein ohne Zweifel bitterer Gedanke zog seine Lippen zusammen. Hatte dem Künstler die Armuth jenes leidende Aussehen gegeben? Man hätte es mutmaßen sollen, sah man sein Wammis von abgetragener schwarzer Serge, seine Beinkleider von grobem Tuche und seine Kapuze von schlechtem Wollenzeuge. Sein Pinsel bewegte sich nur langsam und glitt an der Wand mit einer gewissen Unentschiedenheit hin. Einen Augenblick nöthigten ihn seine Gedanken, die Palette hinzulegen und von dem Gerüste herabzusteigen. Er ging mit großen Schritten durch die Kirche, bis die Stille und Heiligkeit des Ortes ihm seine Ruhe wiedergaben. Er warf sich mit dem Gesichte auf den Boden nieder und murmelte ein Gebet, köstlicher Thau für seine durstigen Lippen.. Dann erhob er sich rasch mit strahlender Stirn; seine noch eben erst matte Stimme hatte den kräftigen Klang wieder erhalten: „Gott hat mich begeistert! Ein herrlicher, bewundernswürdiger Gegenstand strahlt vor meinen Blicken... die heilige Bibel wird es sein in ihrer ganzen Majestät, in ihrer ganzen Gewalt.. die Engel, die bösen Geister, ein ungeheurer Kampf;.. Himmel und Erde vereint.. Ich fühle es, mein Arm wird meiner Begeisterung entsprechen. Vergessen auf immer sei meine Vergangenheit und ihr ermüdender Kampf, denn ich will nur für die Zukunft arbeiten und hoffe sie mir zu begründen mit einem denkwürdigen Werke, dem Reide und der Ungerechtigkeit der Menschen zum Trost.“

Ein gewisses bitteres Lächeln weckte Marcello Pio aus seinem goldnen Traume und als er sich stieren Blickes umwandte, sah er nicht ohne Erstaunen einen Mönch mit strengem Gesichte, mit tiefeingesenkenen hohlen Augen und langem weißem Barte, der ihn mit Theilnahme betrachtete. Er erkannte in diesem Mönche den würdigen Fra Eusebio, der ihm oft bei dem Malen zugesprochen, aber noch nie ein Wort an ihn gerichtet hatte.

„Verzeiht mir, mein Bruder, daß ich Euch hörte. Es war mir, als vernähme ich den lärmenden Ruf Eurer Leidenschaften, als sähe ich hier im Kloster den Kampf, das Streben der Welt. Verzeiht mir. Ihr leidet viel, mein Bruder!“

— „Mehr als ich auszusprechen vermag, mehr als der Mensch leiden zu können scheint.“

„Und doch riefst Ihr Gott an? Ihr habt Glauben?“

— „Glauben habe ich wohl, aber keine Hoffnung und ohne Hoffnung werden uns die Tage so lang, daß wir sie einzeln zählen und ihr Ende herbeiwünschen. Was soll uns das Leben, wenn es uns nicht einmal den Schatten der Güter gegeben hat, die man von ihm verlangt? Es ist ein unfruchtbarer Boden, ein verfluchter Baum, dessen Früchte nur Asche enthalten.“

„Hoffet, mein Bruder,“ sprach der Mönch mit mitderm Blicke, während er zu lächeln versuchte, „daß die Zukunft vielleicht noch schöne Stunden für Euch aufbewahrt; lernt auf dieselben warten.“

— „Ihr haltet mich für jung; täuscht Euch nicht; das Alter hat mein Herz berührt. Ich habe so viel gewünscht, so viel gemurt, so viel geseufzet, daß ich nun erschöpft bin, ein Kind an Körper, ein Greis an Geist; ich gleiche dem abgenutzten Instrumente eines Minstrels, dessen Saiten nur noch falsche, krei-schende Töne von sich geben. Ich träumte wohl von einem letzten Werke, das meinem Namen Unsterblichkeit geben sollte; aber werde ich den Muth zur Ausführung haben? Ich habe bereits so viel gearbeitet! Ach, wäre ich ein Fischer geblieben, wie es mein Vater war, hätte ich mein Lebenlang Nege in den Fluten ausgestellt!.. An einem stürmischen Tage kam ein Mann in unsere Hütte, um Schutz da zu suchen. Dieser Mann hatte einen offenen Koffer bei sich und ich war kühn genug, hineinzublicken, eine unabweißliche Neugierde bemächtigte sich meiner, als ich Zeichnungen und Skizzen bemerkte. Besonders bewunderte ich eine heilige Madonna, deren himmlische Züge alle Verdienste der Viscantien ausdrückten. In meiner Begeisterung war ich auf die Knie gesunken. Es war mir, als stehe der Mann, der so das Bild der Gottheit zu erfassen vermochte, mit dem Priester gleich, der sie am Altare anbetet und durch sein Gebet auf die Erde zieht. Ich sah in der Kunst ein Priesterthum und als der Künstler eintrat, eilte ich ihm entgegen und küßte den Saum seines Gewandes. Meine Begeisterung zog mich unwiderstehlich zu dem großen Maler hin. Er lächelte und sagte: „ich verstehe, Kind; du willst mir folgen; du willst das Geheimniß der Zusammensetzung einiger Farben kennen lernen, die hinreichen, die ganze Welt darzustellen. Aber merke wohl: fühlst du im Herzen großen Muth und große Ausdauer? Wirst du Kälte ertragen, schwarzes Brod essen, deine Jugend einem endlosen ruhmlosen Märtyrerkthume widmen können?“

„Ich werde es wagen,“ antwortete ich. Und alsbald ersuchte der Fremde meinen Vater, mich mit ihm ziehen zu lassen.

Armer Vater! Er war erhaben in seiner Selbstverleugnung; er gab die Stüge seines Alters hin; er entsagte den beiden kräftigen Armen, die sein Boot hätten rudern, seine Nege ziehen können. Er hatte nur einen Sohn und behielt ihn nicht für sich. Aber mein Meister hatte wahr gesprochen. „Das Brod des Künstlers ist Schwarzbrod und mit Thränen befeuchtet.“ Ich habe es nur zu wohl erfahren, als mein Wohlthäter starb; obgleich in den Regeln der Kunst so weit erfahren, daß ich mich allein hätte erheben können, mußte ich doch bei einem berühmten Maler mich verdingen und aus einem Künstler ein Handwerker werden. Das Publicum, das mich so als Diener eines Andern erscheinen sah, wollte an mein Talent nicht glauben, bis ich für mich selbst arbeite. Die frühzeitige Uebung, die ich in den Werken gezeigt hatte, welche unter fremdem Namen erschienen, wurde für unwissende Reckheit erklärt, so bald ich mir einen Namen zu machen suchte. O wie zahlreich waren meine Versuche, mir einen Weg zu bahnen! Und doch schloß der Kreis der Reibischen, ein lebendiges Hinderniß, sich immer enger um mich. Aber die Hoffnung blüht unvertilgbar in dem Herzen des Menschen und sie würde mich wohl von neuem begeistern. Ja, noch glaube ich an den Ruhm.“

„An den Ruhm!“ wiederholte der Mönch und ohne die eiteln Ideen zu bekämpfen, welche dieses Wort umschließt, deutete mit dem Finger auf einen Grabstein an einem Pfeiler der Kirche, der die Inschrift trug: „Hier ruhet der Maler Apperoni.“ Die Buchstaben waren fast verwischt. „Noch einige Jahre und man wird diese Begräbnißstätte von andern bescheidenern unbekanntern Gräbern umher nicht unterscheiden können.“ Marcello sah hin, achtete aber nicht auf die Worte des Mönchs, da er ganz mit seinem letzten Traume beschäftigt war.

Als Marcello in seine Wohnung zurückgekommen war, ein Häuschen an der Stadtmauer, nahm er das heilige Buch und suchte die Stelle, wo Christus sich über die Ungerechtigkeit der Menschen beklagt und sagt: „der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“ Einen Augenblick war es dem Maler, als müßte er buchstäblich den Worten der heiligen Schrift folgen, den Staub von seinen Füßen schütteln und Pisa verlassen; ein Blick aber, den er auf so viele Gebäude, so viele Gegenstände heftete, mit denen er vertraut war, hielt ihn an dem Orte zurück, wo er gelitten hatte. So groß ist die Gewalt der Gewohnheit, daß der Mensch endlich sogar seinen Kerker liebt. Auch der Schmerz ist ein Freund.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 2.

für die elegante Welt.

1841.

Marcello.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Einen andern Abend sah man Marcello ruhig umhergehen und endlich sein Knie vor dem Kreuze beugen. Am Fuße des verehrten Zeichens lag ein Todtenkopf; den nahm er und betrachtete ihn lange. Aus diesen Geberden, aus seinen Worten und seinem seltsamen Benehmen schloß man, Marcello habe den Verstand verloren. Einige beklagten, andere verspotteten ihn, Alle aber mieden ihn nur noch mehr. Erschien er in den Straßen von Pisa, so fragten ihn seine Freunde, indem sie sich ihm vorsichtig näherten, ob er arbeite. „Niel,“ antwortete er und man lächelte. Aber Marcello verachtete diese gemeine Ironie. Derjenige, welcher nach einem hochgesteckten Ziele schreitet, blickt hoch und weit und kümmert sich nicht um die Brombeerranken am Wege. Nur zweimal in einem ganzen Jahre mußte der Maler bei andern Beistand und Theilnahme suchen. In der Osterwoche stellte er sich alle Tage an die Pforte des Augustinerklosters. Er schien da auf Jemanden zu warten und betrachtete aufmerksam die Brüder, welche auf Almosen sammeln in die Stadt gingen; als endlich der Bruder Eusebio erschien, trat ihm der Künstler entgegen, verneigte sich ehrerbietig und ersuchte denselben, ihm in seine Wohnung zu folgen. Der Mönch zuckte die Achseln und fragte, ob er seinen Traum von Ruhm noch immer hege. „Ihr werdet es bald erfahren; ein ganzes Jahr lang habe ich nun mit einem einzigen Gedanken verbracht. Dieser Gedanke hat mir meine Seele, meine Kräfte, mein reinstes Blut entzogen, aber ich werde das Ziel erreichen; ich fühle keinen Schmerz mehr, da ich ihm nun nahe bin. Ich will Euch mein Werk zeigen, denn ich kenne Euch und weiß, daß Ihr mein Geheimniß ehren werdet.“

Der Bruder Eusebio willigte ein, ihm mit seinem ersten Gesichte und seinem ehrwürdigen weißen Barte zu dem Bilde Gottes zu sitzen. Dieser Kopf strahlte so glänzend auf dem Gemälde, daß Marcello, als er ihn vollendet sah, vor Freude den Verstand fast wirklich verlor. Noch war eine Stelle leer. „Ich weiß nicht,“ sagte der Maler zu dem Mönche, „wo ich ein vollkommenes Modell für das Bild der heiligen Mutter des Erlösers finden werde; wäre diese Schwierigkeit nicht, so würde ich mein Gemälde bereits meinen Mitbürgern übergeben haben.“

Einige Zeit darauf sah man Marcello wie eifrig suchend in der Stadt umhergehen, er betrachtete mit der größten Aufmerk-

samkeit alle Frauen, denen er begegnete, schien aber mit dem Resultate seiner Forschungen nicht zufrieden zu sein. Endlich entschlüpfte seinen Lippen ein Ausruf der Freude, als er eines Abends seine Augen auf eine Bettlerin richtete, die an einer alten Säule lehnte und ein kleines Kind stillte. Die Stellung dieser Frau war reizend, ihr Gesicht göttlich; die Armuth hatte bisher eben so wenig als der Hunger Eindruck auf sie gemacht; weder die Entbehrung noch der Sonnenbrand hatten die weiße glänzende Haut zu bräunen, noch das durchsichtig blaue Auge zu ermatten vermocht. Ein solches Weib brauchte Marcello zum Modelle der Mutter des Heilandes. Keine Villa, kein Marmorpalast enthielt ein so reizendes Wesen. Doch wußte sie es selbst nicht, wie schön sie war und schien ganz überrascht zu sein, als Marcello sie ersuchte, ihm zu folgen und als sie später von dem Maler eine Hand voll Bajocchi erhielt, nachdem sie ihm ihre Züge geliehen hatte, ohne daß sie wußte, was er that, ja ohne daß sie sich darum kümmerte.

Der Juni streute seine Blumen und Wohlgerüche umher. Pisa hatte ein festliches Aussehen angenommen. Ueberall hörte man Lautenklänge und Gesang; schöne Herren, weich geschmückt, schritten in den Straßen umher; Andere zogen, gefolgt von ihren Pagen, den Falken auf der Faust, zur Jagd aus. Ueberall ergaben sich Adelige, Bürger, Soldaten und Volk dem Vergnügen und dem Nichtsthun, dem zweiten Vergnügen der Italiener.

Der Senat aber sollte sich in dem Rathhause versammeln, um über die Interessen der Stadt zu berathen. In einer dieser Sitzungen übergab man ihm ein Schreiben, das offenbar mit zitternder Hand geschrieben war. Es war „Marcello Pio“ unterzeichnet und lautete also:

„Erlauchte Herren,

„Ein armer Maler, dessen Namen Ihr vielleicht nicht einmal kennt, bittet Euch in der Stunde seines Todes, ihm einige Aufmerksamkeit zu schenken. Seit länger als einem Jahre lebt er völlig zurückgezogen, allein mit der Kunst und seinem Herzen. Er hatte mit einer strengen Meinung zu kämpfen und zahlreiche Urtheile zu seinem Nachtheile niederschlagen. Von diesem Tage an kannte er keine Ruhe mehr, außer um niederzuknien und Gott um Kraft zu bitten, sein Werk zu vollenden.“

„Ich bin erhört worden und ich glaube, meine Hand ist hinter meinem Gedanken nicht zurückgeblieben. Aber ich fühle, daß

ich, erschöpft durch die Arbeit, durch die Traurigkeit und das Sehnen nach Ruhm, bald aus diesem Leben scheiden werde. Das Gebet eines Sterbenden ist heilig. Möge der Senat die Gnade haben, einige seiner Mitglieder abzuschicken, damit sie mein Werk beurtheilen und erklären, ob es würdig sei, in der Kirche der Augustiner aufgehangen zu werden, der ich es vermache.“

Dieses seltsame Schreiben wurde alsbald der Gegenstand vielen Hin- und Herredens und Streitens. Jedermann nahm plötzlich ein lebhaftes Interesse an dem Künstler. Am Tage vorher würde man ihn verächtlich über die Achsel angesehen haben; jetzt, da er fast nicht mehr zu den Lebendigen gehörte, fühlte man bereits Achtung für ihn. Zwei oder drei Senatoren, die besondere Gönner des Augustinerklosters waren, sagten, sie hätten daselbst Fresken von Marcello gesehen, in denen man, allerdings neben bedeutenden Mängeln, Eigenschaften der großen Meister erkenne. Diese Lobeserhebungen machten großen Eindruck.

Eine Stunde später stiegen die ersten Herren der Republik vor der Thüre des Künstlers vom Pferde oder aus dem Tragseffel. Sie stellten sich da auf, um eine Reihe Mönche hindurchzulassen, die, von Fra Eusebio geführt, gekommen waren, um zugleich das ihrem Kloster geschenkte Gemälde zu betrachten und mit ihrem Gebete der armen Seele des Malers beizustehen, welche zu Gott zurückkehren wollte. Die Mönche sangen ein Trauerlied; die edeln Herren folgten ihnen schweigend. Das durch gemalte Fenster matt erhellte Haus besaß eine poetische Ruhe, was die Anwesenden noch tiefer fühlten, als sie in das Sterbezimmer eintraten. Dieses war von dem Atelier nur durch einen faltigen Vorhang getrennt. Auf einem Bett mit einem Balbachin von alten Damast, den vier gedrehte Säulen trugen, lag der Sterbende ausgestreckt. Leichenblässe schien sein Geschick vorher zu verkündigen. Der Mann gab zwar noch Zeichen des Lebens von sich, aber eigentlich gehörte er bereits dieser Welt nicht mehr an. Nur seine Augen glänzten noch, aber selbst dieser Glanz war ein ungewöhnlicher. Mitten in seinem Schmerze stammelte er einige fast unverständliche Worte. Man glaubte zu verstehen, daß er den edeln Senatoren dafür danke, daß sie sein ärmliches Haus mit ihrem Besuche beehrt, und daß er sie um Nachsicht bitte. Der Bruder Eusebio, der bei ihm stand, sprach ihm Hoffnung zu, daß sein Werk Beifall finden würde. Da schien Marcello neue Kraft zu finden, denn er streckte den Arm aus, ergriff eine Schnur, die seine Hand erreichen konnte und zog damit den Vorhang zurück. Da hörte man aus jedem Munde das Wort: „bewundernswürdig!“

Das Gemälde umfaßte die ganze Religion mit ihren Mysterien, ihrer Strenge und ihrem Pompe. Auf der einen Seite war es der Himmel, auf der andern die Erde; unten die strenge Regel, die Übung der Tugenden; oben der ewige Lohn. So sah man auf einem dürren und bergigen Boden Einsiedler mit harten Arbeiten beschäftigt; Einer versuchte, mit einer Hacke die undankbare Erde aufzulockern; der andere höhnte eine Einsiedlerwoh-

nung in dem Felsen aus; ein dritter grub sein Grab, ein anderer lag vor einem Kreuze und einem Totenkopfe im Gebete. Ein Engel mit ruhenden Flügeln wachte über diese frommen Einsiedler und schien zu gestöhnen, daß er sie um ihre Tugenden fast beneide. Im tiefen Hintergrunde zeigte sich der böse Geist halb versunken in den Abgrund, wüthend das Capital einer römischen Säule fassend, den Ueberrest eines heidnischen Tempels.

Im Himmel ist alles Glanz und Licht. In der Mitte dieser Glorie zeigt sich Gott der Vater; sein imposanter Blick, seine majestätische Haltung zeigen die Macht, die Schöpfung und die Ewigkeit an. Zu seiner Rechten befindet sich der Sohn, an dessen Seite man den Langensich sieht und unter dessen Dornenkrone ewig das Blut hervorzuquellen scheint. Zur Linken Marie, die Königin der Jungfrauen, die Lilie der Welt, Marie, so glücklich und so ruhig in ihrem Stücke. Rings umher die Evangelisten, die Väter der Kirche, die ersten Märtyrer und die himmlischen Heerschaaren.

Das war das Werk, dessen großen Umfang die Stellvertreter von Pisa bewunderten. Einmüthig wendeten sie sich um und riefen: „ewiger Ruhm Dir, Marcello!“

Der Maler bewegte das Haupt, schlug die Augen auf, flüsterte: „Dank!“ sank darauf auf das Kissen zurück und versiel in den Schlummer der Seligen.

Am nächsten Tage war Pisa Zeuge einer großartigen rührenden Feierlichkeit.

Gegen vier Uhr Nachmittags und als die Hitze abzunehmen begann, klangen Glockentöne durch die ganze Stadt. Alle Thürme der Kirchen und Klöster der Stadt schienen in der Höhe ein erhabenes Gespräch zu führen, in welchem silberhelle Stimmen sich mit tiefen Tönen mischten, wie wenn Kinder mit Männern reden.

Auf dieses Zeichen setzte sich eine unermessliche Prozession, welche die ganze Hauptstraße von Pisa füllte, in Bewegung. Eine ganze Stadt brachte ihre Huldigung einem Maler dar, um den Tod eines Heiligen zu feiern.

Wappenherolde ritten voran; sie trugen ein weißes Waffenhemd mit goldnen Sternen gestickt; ihr himmelblauer Hut war mit Federn besetzt; die Zügel ihrer Rosse waren weiß und in der Hand hielten sie eine Art Commandostab.

Nach ihnen folgten die Krieger der Stadt drei Mann hoch; ihre Uniform war halb blau halb schwarz; doppelte und lange Kermel fielen ihnen bis unter den Gürtel; statt des Degens führten sie ein breites Messer und ihre Hellebarden trugen sie verkehrt.

Dann kamen hundert Gondottieri, ganz in Eisen gekleidet, jeder mit seinem Fähnchen an der Lanze; wie viel Männer, so viele verschiedene Wappen oder verschiedene Devisen. Alle hatten ihren Schild geschwärzt zum Zeichen der Trauer.

Platz, Platz den Gewerkschaften! Platz ihren Bannern und heiligen Schutzpatronen! Da kamen die Schuhmacher, die Ger-

ber, die Zimmerleute und viele andere noch, so gravitatisch, als trügen sie Harnisch und Helm.

Platz der Gilde der Handelsleute, den würdigen Schöffen, den Personen von bedeutendem Körperumfang und großer Wichtigkeit! Sie ziehen majestätisch einher, einige in ihren schwarzen oder grauen Wamsen, andere in den violetten Mänteln.

Geistliche Lieder ertönten, abwechselnd das Gloria in excelsis und das Miserere. Die tausend Stimmen des Volkes wiederholten die Lieder der Mönche gleich einem gewaltigen Echo. Während die Psalmen und Hymnen schwiegen, trugen die Trommeln der Hellebardierer und die Trompeten der Condottieri ihre mächtigen Töne weit in die Ferne.

Jedes der Klöster hatte den größten Theil seiner Bewohner zu der Feier gesendet. Die verschiedenen Bisterbrüderschaften, die grauen, die weißen, die schwarzen, stachen grell von einander ab; die Franziskaner in bloßen Füßen und die Augustiner folgten ihnen. Aber der Ernst des Zuges wurde durch die Anwesenheit der schönsten Mädchen Pisas gemildert; weißgekleidet, von langen Schleieren verhüllt, die auf ihrem Haupte durch einen Kranz weißer Rosen gehalten wurden, schritten sie einzeln einher, jede eine geweihte Kerze tragend. Zwölf von ihnen umgaben eine Art Triumphwagen, auf welchem das Gemälde befestigt war, das die ganze Stadt bewunderte; sie trugen Körbchen mit Blumenblättern, die sie immer vor dem Bilde herstreuten und wenn das Werk des Meisters Marcello vorüberkam, rief das Volk: „Evviva! Evviva!“ Unmittelbar nach dem Gemälde folgten die jungen Männer aus den ersten Familien und trugen einen Sarg, der mit einem langen schwarzen Sammettuche mit silbernen Stickerien und Franzen bedeckt war. In dem Sarge ruhte der, welcher sich Marcello nannte. Sein einfaches härenes Gewand und sein bleiches Gesicht stachen grell von dem Pomp und Glanze dieses Festes ab, denn es war weniger ein Leichensarg als ein Triumphzug. Auch bei dem Anblicke dieses kalten Leichens schrie das Volk: „Evviva! Ruhm unserm vielgeliebten Maser!“ Hinter dem Sarge schritt allein Fra Eusebio, auf dessen Gesichte man einen ergebenen, aber tiefen Schmerz las. Geschlossen wurde endlich der Zug durch eine große Anzahl Senatoren.

In dieser Ordnung kam er in der Kapelle der Augustiner an. Das Gemälde wurde über dem Hauptaltare aufgehangen und der Leichnam auf einen prachtvollen Katafalk gebracht, um den herum ein Wald von Kerzen brannte. In einem Augenblicke hatte die Menge die Kirche erfüllt und die Wölbungen derselben hallten von dem feierlichen Gesange aus Aller Munde wieder. Wolken von Weihrauch stiegen in durchsichtigen Wirbeln empor; durch diese Dünste hindurch gesehen, schien das Gemälde Leben zu erhalten; die Einsiedler auf demselben bewegten sich scheinbar und die heiligen Engelschaaren schienen auf die Erde herabzufliegen.

Erst am nächsten Tage sollte der Maser die Ehre des Begräbnisses erhalten.

Die Nacht senkte sich auf die Stadt herab; die Kirche, aus welcher sich endlich die Neugierigen entfernten, wurde wieder still wie gewöhnlich; das helle Licht, das sie erleuchtet, verlösch allmählig; nur die Kerzen um den Katafalk her brannten noch. Neben dem Leichnam wachte ein Mönch: der Bruder Eusebio; er hatte selbst um diese Begünstigung gebeten. Auf seine Knie gesunken, den Kopf von den Händen bedeckt, dachte der Greis an die Nichtigkeit aller Dinge in dieser Welt; er sah ja da neben sich den Mann, den Unglücklichen, der sein ganzes Leben lang nach Ruhm und Ehre gedürstet und diese Ehre erst nach seinem Tode gefunden hatte. Den Ruhm mit glühendem Wunsche herbeigesehnt zu haben und auf der Schwelle des Tempels desselben niederfallen zu müssen! Dann wendete der Mönch seine Gedanken auf sich selbst zurück; er dankte dem Himmel, daß er sobald die Leere des Irdischen erkannt und sich bei Zeiten von der friedlichen Gemeinschaft der Menschen abgesondert habe.

Als er so in diese Gedanken versunken war, wurde seine Aufmerksamkeit durch ein leichtes Geräusch, einen Seufzer, erregt. Er drehte sich um, sah aber Niemanden in seiner Nähe, und übrigens war er zu aufgeklärt, als daß er geglaubt hätte, dieses Geräusch rühre von der Bosheit einer geheimen Macht her. Völlig beruhigt, begann der Mönch also sein Gebet von neuem für die ewige Ruhe des einzigen Freundes, den er auf der Erde sich hatte erhalten wollen, und nach vielem Beten kam endlich ein Augenblick, in welchem der Greis minder deutlich sprach, sein schlafmüdes Haupt sich auf seine Brust senkte und er endlich völlig einschlummerte.

Mitten im Schlafe, als die Nacht bereits weit vorgerückt war, ließ sich ein zweiter Seufzer in der Kirche hören. Der Sarg bewegte sich. Derjenige, welcher darin lag, schien wieder Bewegung und Leben zu erhalten. Ist er das wirklich, der sich mit Anstrengung jetzt aufrichtet, als sei er noch durch eine magnetische Kraft niedergehalten? Haben sich seine so eben noch geschlossenen Augen wieder geöffnet? Spricht nicht der Mund, der zu ewigem Schweigen verurtheilt zu sein schien, einige undeutliche, zusammenhangslose Worte aus? Ja, er ist es, er lebt, er athmet, er fühlt! Es ist Marcello wie sonst. Einen Augenblick zögert und schaudert er; die weite Kirche und, wie in der Erinnerung, ein ganzes Leben scheinen auf ihm zu lasten. Er möchte aus dem Sarge heraussteigen und hat doch nicht den Muth dazu; in diesem feierlichen Augenblicke einer Art Auferstehung, da er sich durch eine schwache Anstrengung von diesem ganzen Leichensapparate frei machen kann, wird es ihm eben so schwer, aus dem Tode in das Leben überzugehen, wie es dem Sterbenden schwer wird, das Leben zu verlassen.

„Mein Gott!“ flüsterte er. Es war das erste Wort, das seinen Lippen entglitt. Der Künstler lauschte dann in der Stille, welche um ihn her herrschte und endlich stieg er vorsichtig auf

den Stufen des Genotaphs herunter, während er dabei die Kerzen auslöschte. Sobald er den Boden betreten hatte, schritt er leise, eine Kerze in der Hand, nach seinem geliebten Gemälde hin, das die Gläubigen, wie wir wissen, über dem Hauptaltare aufgehängt hatten, damit es, vielleicht Jahrhunderte hindurch, von allen Generationen Anbetung erhalte. Wie schön, wie großartig kam ihm sein Gemälde vor. Endlich sank er vor dem Altar nieder auf seine Kniee, weinte und betete. Außer den Leiden der Vergangenheit, die ihm sein Triumph hätte vergessen lassen sollen, schienen ihm auch die Leiden der Zukunft vor den Augen zu schweben; auch eine Art Reue fühlte er und ob er wohl schweigen mußte, um den Mönch nicht zu erwecken, konnte er doch die Worte nicht unterdrücken: „mein Gott! eine glühende Sehnsucht nach Ruhm hat mich veranlaßt, die List zu Hilfe zu nehmen und mir eine Huldigung zuzuziehen, die ich nicht verdiente. Ich scheute mich nicht, mich todt zu stellen, als dürfe man mit diesem schrecklichen Boten deines Willens scherzen, als sei es erlaubt, Comödie in dem Sarge zu spielen; aber vielleicht, gefürchteter Gott, hast du mich nicht zur Strafe bezeichnet, als ich lebend mit allem Apparate eines Todten in deinen heiligen Tempel kam. Die Menschen waren so ungerecht gegen mich. . . Ich mußte sie zur Bewunderung zwingen. Ich nahm einen Schlaftrank, und die Kränze, die meine Hand nicht erreichen konnte, fielen in Menge auf meinen Leichnam. Ich erwache und ich preise dich, Gott, ich danke dir, Vaterstadt, die ich nie wiedersehen werde. Ich muß fliehen und andere Gegenden aufsuchen, wohin vielleicht nie das Echo meines Namens dringt. Wenn man mich nur hier nicht vergißt.“

Der Tag brach an. Marcello sah ein, daß es gefährlich für ihn sein würde, noch länger zu warten. Er trat leise zu dem schlafenden Mönche und nahm ihm den Schlüssel ab, den derselbe, als Hüter der Kirche, am Gürtel trug. Schon fielen die ersten Strahlen der Sonne auf die bunten Kirchenfenster, so daß das Kerzenlicht erbleichte; noch eine Stunde und die Menge würde in den Tempel dringen. Der Künstler fand leicht die Thüre. Vorsichtig drehte er den Schlüssel in dem Schlosse um und sah sich dabei mehrmals um, um zu sehen, ob der Mönch sich nicht rühre. Endlich öffnete er und die frische Morgenluft umspielte sein abgespanntes Gesicht; dann zog er die braune Kapuze über den Kopf, strich das Haar von der Stirn, bückte sich, eilte rasch die Stufen des Portals hinunter, schritt hastig durch die Straßen der noch schlafenden Stadt und verließ Pisa wie ein Verbrecher, wie ein Verbannter, er der Triumphator von gestern, dessen Namen in jedem Munde ist.

In den Apenninen giebt es wilde versteckte Plätze, wo man mit sich ganz allein ist, wohin nicht das Geräusch der Städte, das Geschrei der Menge dringt, wo alles ruhig und still ist,

außer die Wildbäche und die Raubvögel, die darüber hin fliegen. Da suchte Marcello sich ein Versteck. Anfangs glaubte er den Frieden und die Ruhe gefunden zu haben und er schrieb diese Ruhe den Gegenständen um ihn her zu; er wußte es nicht, daß er in sich einen unerlöschlichen Vulkan trage. Bald erfüllte sein Herz eine stille Sehnsucht und Langeweile, nicht die Langeweile der Unthätigkeit, sondern die Langeweile des Schweigens. Nach seinem Ruhmesfieber und den Opfern, welche er dieser Chimäre gebracht hatte, konnte ihm unmöglich das Glück der Einsamkeit und der Stille zusagen. Machte ihn ein Hirt auf einen Reisenden aufmerksam, der am Abende vorher in dem Thale angekommen, so suchte Marcello sogleich den Fremden auf, um ihm seine Gastfreundschaft anzubieten, und ein solches Anerbieten wird nie zurückgewiesen. Kaum saßen sie dann bei Tische, so fragte der Maler begierig nach den in den Künsten berühmten Namen; selten wurde dabei der seinige nicht mit genannt. Man hatte seinem Andenken jede Ehre erzeigt, denn da man ihn an dem zur Beerdigung bestimmten Tage nicht mehr im Sarge gefunden, hatte das Volk das Gerücht ausgebreitet, Engel hätten den Leichnam des Künstlers, dessen Werk Gott so angenehm gewesen, in den Himmel entführt. Daraus erfolgte sogleich eine neue gesteigerte Verehrung des Gemäldes, vor welchem die Gläubigen andächtig betend und bewundernd niederknieten.

O, wie wohl thaten diese Lobeserhebungen dem Herzen Marcellos, aber mit welchem stillen Schmerze hörte er sie zugleich an! Wie, berühmt zu sein und den Ruhm nicht genießen zu können! Nicht unter seine Bewunderer treten zu können, sich nur vom Hörensagen groß zu wissen! Der Künstler klammerte sich so fest an diese Idee an, litt so viel davon und wurde endlich von neuem ganz niedergedrückt; auf seinem Gesichte las man seine düstere Traurigkeit; seine Stirn wurde von Runzeln durchfurcht, seine Augen sanken ein und sein Haar ergraute. Er wurde alt in einem einzigen Jahre.

Das Bedürfnis, sich geehrt zu sehen, bemächtigte sich endlich seines Herzens so, daß er den kühnen Entschluß faßte, den Pinsel nochmals zu ergreifen; ein Werk vom ersten Range war die Frucht dieses Entschlusses.

Sobald dasselbe transportirt werden konnte, nahm der Maler Abschied von den stillen Bergen und zog nach Pisa. Jeden, der ihm begegnete, fragte er, ob man Marcello noch ehre und wenn man ihm dies bejahete, antwortete er: „vielleicht ist der, dessen Verlust die Stadt beweint, nicht weit.“ Die Vorübergehenden lachten dann, zuckten die Achseln und setzten ihren Weg fort.

(Beschluß folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 3.

für die elegante Welt.

1841.

Die Mode vor hundert Jahren.

Im Jahre 1734 waren die Perücken ein höchst wichtiger Artikel und das Merkwürdigste dabei ist, daß die von wirklich grauem Haar die gesuchtesten und theuersten, jene von dunkelm Haar aber die am wenigsten geachteten waren.

Die Hoftracht im Jahre 1735 wird in einer englischen Zeitung von jenem Jahre so beschrieben: Die adeligen Herren am Hofe trugen hauptsächlich Röcke von braunem geblühtem Sammet oder dunkeln Luche, mit Gold- oder Silbertressen besetzt, oder auch glatten Sammet von verschiedenen Farben und Beinkleider von gleichem Stoffe. Die Westen waren entweder von Goldstoff oder reichgeblühter Seide von sehr großen Mustern auf weißem Grunde. Die Form war dieselbe wie längere Zeit vorher, nur hatten Einige offene Aermel an ihren Röcken. Die Damen trugen geblühte Seide verschiedener Art in großen Mustern, aber meist auf weißem Grunde mit weiten kurzen Aermeln und kurzen Röcken. Einige wenige hatten Gold- oder Silbergestriche über ihren Röcken, oder an den Aermeln als Falbeln. Einige trugen das Haar an den Seiten herunter gelockt, die meisten aber hatten es ganz kurz aufgesteckt und fast alle trugen Puder darauf. Einige hatten ihre Köpfe holländisch aufpugen lassen, einige mit Bandschalen an der Seite, andere mit künstlichen Blumen; sie

trugen dreifache Spigenkrausen; ein Blatt davon stand vorn empor und zwei lagen, hinten lagen alle drei. Kleine Spigentücher wurden häufig getragen, und manche befestigten dieselben mit Diamanten. Die, welche keine Spigentücher hatten, trugen meist Halsbänder mit breiten Spigen und mit Diamanten. Herren und Damen hatten in den Schuhen meist Diamantschnallen. Lord Castlemain machte Aufsehen durch seinen Rock von Goldstoff und Lady Harcourt unter den Damen durch ein Kleid von reicher weißer Seide mit erhabenen Gold- und Silbermustern und schönen bunten Blumen.

Damit vergleiche man die nachstehende Abbildung, welche Moden aus dem Jahre 1745 darstellt. Damals war die Modensfarbe weingelb oder hellblau, und man hatte an den Röcken silberne Knöpfe, wie silberne Kniebänder.

In dem eben erwähnten Jahre waren die Reifröcke der Damen nicht mehr rund, sondern vorn fast gar nicht vorstehend, dagegen an den Seiten ungeheuer weit. Es erschien 1745 eine Flugschrift, die sich auf das heftigste gegen die damalige Form dieser Reifröcke aussprach. Einige Jahre später verschwand der Reifrock fast ganz, bald aber erschien er von neuem und zwar zum letztenmale.

Im Jahre 1745 kamen auch die sogenannten Zigeuner-Stroh-
hüte auf, neben denen kleine Häubchen getragen wurden, die man



unter dem Kinne zuband, fast in der Art wie jetzt. Vielfach wurden die Schönplästerchen gebraucht und modisch war eine Art Kapuze oder Capuchon. Auch trug man Armbänder über langen Handschuhen. Wer glaubt, die Mode sei nur in unsern Tagen veränderlich, irrt sich sehr; sie wechselte vor hundert Jahren eben so häufig und gebot sogar noch schneller durchgreifende Veränderungen als jetzt. Auch war sie damals eigentlich noch weit reicher und kostbarer, obgleich man meint, der Luxus sei gegenwärtig höher als zu irgend einer andern Zeit.

Marcello.

Novelle.

(Beschluß.)

An diesem Tage erschien ein von Staub bedeckter und erschöpfter Reisender an der Thüre des Senats und verlangte, vor die edeln Herren gelassen zu werden. Die Mittheilung, die er zu machen habe, sagte er, sei von der höchsten Wichtigkeit. Endlich wurde er vorgelassen. Bei dem Anblicke der gewaltigen Männer, die seinen Ruhm geweiht hatten und die er ersuchen wollte, auch seine Person zu ehren, zitterte Marcello; er mußte sich an eine Bildsäule lehnen; er war so bleich als der kalte Marmor; doch sprach er endlich, als man mit Fragen in ihn drang: „Hohe Herren, es lebte sonst hier ein Maler, Namens Marcello; er war unbekannt und unbeachtet und Ihr machtet ihn groß und berühmt. Aber er konnte seinen Ruhm nicht genießen, denn er wußte vorher, aus der heiligen Schrift, daß der Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande. Er stellte sich also todt und ließ sich begraben. Ein Schlaftrank von sicherer, voraus wohl berechneter Wirkung gab ihm den Schlummer, der dem Tode am meisten gleicht. So trug man ihn im Triumph hinter seinem Ge-

mälde und setzte ihn in der Kirche nieder. Am andern Morgen entfloß der Maler und verließ die Stadt. Niemand wußte, was aus der angeblichen Leiche geworden. Ach, seine Seele hatte den Körper noch nicht verlassen, er hat es nur zu sehr an seiner Angst, an seiner tiefen Trauer empfunden. Niemand wird es begreifen, was er in der Einsamkeit gelitten hat. Jetzt endlich kommt er zurück, um unter den Menschen den Platz einzunehmen, den man seinem Andenken angewiesen hat. Er steigt jetzt lebendig aus seinem Grabe.. Marcello steht vor Euch, erkennt Ihn, er ist es selbst.“

Und der Maler warf seinen Reifestab ab und richtete sich auf, gleich als solle ihn die Versammlung so besser erkennen. Aber es erhob sich einstimmig der Ruf: „Betrüger! Betrüger!“ Der allgemeine Unwille war so groß, daß die Versammlung ihre gewöhnliche Würde verlor und von allen Seiten Schimpfwörter gegen den kecken Mann fielen, der sich den Namen und den Ruhm eines Andern aneignen wollte. Der Drohung folgte die Ausführung; Häsher erhielten den Befehl, den Neuangekommenen zu beobachten. Man fragte ihn, worauf er seine Angaben gründe. „Worauf?“ antwortete er, „auf ein Gemälde, das, wie ich hoffe, wohl ebenso gut ist wie jenes, welches man über dem Hochaltare in der Kirche der Augustiner bewundert.“

Diese Antwort erregte einen neuen Sturm von Ausrufungen; die Senatoren standen von ihren Sigen auf, stürzten sich auf den Fremden und sprachen: „Schnell, zeige uns Dein Meisterwerk!“ „Gern,“ antwortete er. „Entrollt die Leinwand.“

Marcello mußte gehorchen und mit Hilfe einiger Diener sein Gemälde an einer Säule befestigen. Das Volk, unter welches das Gerücht von dem Ereignisse bereits gedrungen war, und die meisten Senatoren eilten zu dieser Ausstellung einer eigenen Art. Ein verächtliches Lächeln aber ging von den Lippen der Patrizier aus, die in den Rathssaal mit dem wiederholten Ausrufe zurückkehrten: „es ist ein Betrüger.“

Das Volk, jenes wilde Thier, das auf ein Signal bereit ist zu zerreißen, fing an zu murren, zu drohen und zu brüllen.

Marcello ahnte die Annäherung des Sturmes, aber er fürchtete ihn nicht: ruhig, unbeweglich, mit über einander geschlagenen Armen erwartete er ihn. Der Ausbruch der Volkswuth war schrecklich. Während die ruhigsten sich begnügten, den unglücklichen Künstler auszuspfeifen und zu verspotten, richteten andere die blutigsten Vorwürfe an ihn. Anfangs hatte man geschrien: „Nieder mit dem Betrüger! es lebe der wahre Marcello, unser großer Vater!“ Bald schrie man: „Tod dem Verräther!“ Tausend Hände stritten sich um das ausgestellte Gemälde; in einem Augenblicke bestand es nicht mehr; die Fetzen wurden in's Unendliche verkleinert und umhergestreuet.

Nachdem so das Werk zerstört war, fühlte das Volk ein anderes Bedürfnis. Die unerbittliche gefühllose Menge schickte sich an, den Vater zu erfassen; er würde wahrscheinlich den Tod gefunden haben, wäre nicht in diesem Augenblicke ein Mönch, der den Vorgang bis dahin betrübt beobachtet hatte, den Wütenden entgegengetreten. Seine gebietende Geberde, seine feste Stimme beherrschten den Aufruhr und gaben einer Abtheilung Krieger, welche nach dem Marktplatz zu marschirte, Zeit, dem Vater sich zu nähern und ihn zu befreien. Die Menge wurde mit Hellebardenschlägen zerstreuet. Marcello war frei und sein Retter sagte zu ihm: „Bruder, Du scheinst zu leiden.“

— „Ja ich leide viel,“ antwortete der Unglückliche und weinte bittere Thränen. Der Mönch aber fuhr fort: —

„Dein Geist ist krank. Willst du mir folgen an einen Ort, wo alle Schmerzen schweigen, wo die traurige Enttäuschung sich in sanfte Melancholie verwandelt?“

— „Ich folge Euch an jeden Ort, mein Vater, wär's nur, um mir selbst zu entsiehen; ach könntet Ihr durch Euern weisen Rath mich lehren, alles zu vergessen, selbst jenen Ruhm, der für mich halb Wirklichkeit, halb Traum gewesen ist. Ich werfe mich in Euere Arme.“

„In die Arme Gottes, mein Sohn,“ fiel der Mönch ein, der dann seine Kapuze zurückwarf und fragte: „kennst Du mich?“

— „Gerechter Himmel, Bruder Eusebio!“

„Ja, Eusebio, der von nun an über Deine Seele wachen wird, wie er über Deinen Körper wachte; Eusebio, der Dich in der Kirche sah und hörte, als Du aus dem Sarge lebendig herausstiegest... Komm, ich rette Dich vor der Qual Deines Herzens, ich rette Dich vor Dir selbst.“

Eine Stunde später hatte das Kloster der Augustiner einen neuen Bruder aufgenommen, den die Menschen sonst Marcello nannten und der nun zum Andenken an seine Kunst den Namen Lucas annahm. Niemand hörte von nun an mehr von seinem Leben oder seinem Tode reden. Ist nicht das Klosterleben ein fortwährender Tod? Man bemerkte nur bisweilen in der Kirche der Augustiner einen bleichen melancholischen Mönch, der vor dem Hochaltare kniete und auf das große Gemälde über demselben Blicke der Anbetung, der Trauer und der Liebe heftete, auf das

Gemälde, das ganz Pisa vor der Leiche Marcellos im Triumph durch die Stadt getragen hatte.

Ein Dandy.

Sheridan zeichnete sich bekanntlich unter anderm dadurch aus, daß er viele Schulden hatte und dieselben nicht bezahlte. Auch dem Schneider Gibson, der häßlich und buckelig war, Säbelbeine hatte und entsetzlich stotterte, schuldete er seit zehn Jahren hundert Pf. St. Anfangs kam der Schneider demüthig, mit dem Hute in der Hand und mit bittender Stimme; auch wendete er sich bloß an den Kammerdiener seines Schuldners. Aber der Schneider wurde nicht müde und erneuerte seinen nutzlosen Versuch zum hundertsten Male. Endlich faßte er einen kühnen Entschluß und erklärte dem Diener, er werde diesmal nicht eher gehen, bis er den Herrn Richard Sheridan gesehen und gesprochen habe. Der Diener lachte ihm in's Gesicht, was jedoch den Schneider nicht hinderte, sich in dem Vorzimmer niederzusetzen und zu warten. Es verging eine Stunde, worauf sich in einem anstossenden Zimmer die Stimme Sheridans hören ließ. Gibson sprang sogleich auf, öffnete die Thüre und stand vor dem Manne, mit welchem er durchaus sprechen wollte.

„Was wollen Sie, Meister?“ fragte Sheridan, das berühmte Mitglied des Unterhauses. „Warum bringen Sie so gewaltsam in mein Arbeitszimmer?“

— „Sir Richard,“ antwortete der Schneider, ohne die Fassung zu verlieren, „ich brauche Geld. Viele meiner Schuldner machen es wie Sie, sie bezahlen mich nicht. Die Kaufleute aber, von denen ich die Stoffe nehme, verlangen von mir Bezahlung; heute noch muß ich 100 Pf. St. zahlen. Wenn ich das Geld nicht erhalte, ist meine Ehre, mein Ruf dahin. Sir Richard, um des Himmels Willen, geben Sie mir die 100 Pf. St., die Sie mir schuldig sind. Ich will Ihnen dafür so dankbar sein, als schenken Sie mir das Geld.“

Sheridan lachte.

„Woher, zum Teufel, Meister, haben Sie diesen Pathos? Ich besitze keinen Schilling und Sie verlangen hundert Pfund von mir. Hundert Pfund! Wollte Gott, ich hätte sie, ich würde dann jetzt nicht arbeiten, um der Billington den Schmuck zu kaufen, den sie wünscht.“

— „Sir Richard, ich wiederhole es, mein Credit, meine Ehre, mein Leben stehen auf dem Spiele. Ich werde die Schande nicht ertragen, die mich bedrohet.“

„Schande! Sie halten es für eine Schande, von Gerichtsdienern verfolgt zu werden? Im Gegentheil, das ist nobel. Sehen Sie, Meister Gibson, und lassen Sie mich arbeiten. Gott sei mit Ihnen!“

Der Schneider wischte sich die Thränen ab, die sein brennend's Antlitz überströmten.

„Ich will bezahlt sein!“ schrie er jetzt.

Sheridan klingelte; der Kammerdiener erschien und faßte auf einen Wink seines Gebieters den Zubringlichen am Arme, um ihn hinauszubringen. Der Schneider hielt sich aber an dem Schreibtische fest, zog denselben mit fort und warf ihn um, so daß eine entsetzliche Unordnung in dem Zimmer entstand. In diesem Augenblicke traten zwei Herren ein, die bei dem Anblick dieses seltsamen Auftritts laut auflachteten.

„Brummel!“ sprach der Jüngere, „ich wette hundert Pfund für den Schneider!“

— „Ich halte sie für den Kammerdiener,“ antwortete der Moden-König. — „Bieh, John!“

„Halt fest, Buckeliger!“

— „John, den kleinen Schneider wirfst Du doch überwältigen!“

„Gibson, sei ein Held!“

— „John, Du weichst?“

„Recht so Schneider, beiß! Ich wette noch 20 Pf. mehr.“

Sie lachten, sie klatschten, sie spotteten als handelte es sich um einen Hahnenkampf oder Faustkampf. Endlich wurde Gibson, der außer Athem war und blutete, von dem siegreichen Kammerdiener zur Thüre hinausgebracht. Des jungen Mann hielt Brummeln die Börse hin und sagte: „Sie haben gewonnen; da ist das Geld. — Sheridan,“ fuhr er dann fort, „wollen Sie mich nicht begleiten? Walker baut mir eben jetzt einen Wagen von neuer Form und Sie wissen, die Leute machen es nicht recht, wenn ich nicht selbst dabei bin. Kommen Sie, ich wünsche Ihren Rath zu hören über die Art, wie die Jügel befestigt werden sollen. Brummel will sie beide zusammen haben; ich glaube, es wird besser sein, jeden einzeln zu lassen.“

— „Sie wissen,“ entgegnete Sheridan mit seinem Lächeln, „daß heute im Unterhause die Bill bekämpft wird, welche 50,000 Pf. St. jährlich für den Erbprinzen verlangt, der seit einem Jahre mündig ist. Der Kanzler Pitt gedenkt die schöne Idee zu unterflügen, welche von dem Könige Georg selbst ausgeht; Fox muß sie bekämpfen. Glauben Sie, daß Sheridan, den der Prinz mit seiner Freundschaft beehrt, bei dieser wichtigen Angelegenheit stumm bleiben darf? Lassen Sie mich also diese Papiere wieder auflesen und die Rede vorbereiten, die ich zu halten gedenke. Sind Sie nicht meiner Meinung?“

„Keineswegs,“ antwortete der junge Mann. „Die Frage wegen der Jügel ist weit wichtiger, nicht wahr, Brummel? Kommen Sie, Walker erwartet uns; ziehen Sie Ihren Schlafrock aus und folgen Sie uns.“

— „Eigentlich,“ entgegnete Sheridan, „haben Sie Recht. Ich begleite Sie und werde gewiß besser sprechen, wenn ich mich nicht vorbereite.“

Die drei Herren verließen das Zimmer mit einander und besahen dem Kutscher, zu dem berühmten Wagenbauer zu fahren. Unterwegs sprachen Sie von Boxerkämpfen, Schauspielerinnen und Pferderennen. Als sie eine Strecke gefahren waren, begann

der junge Mann mit einemmale: „Was sehe ich dort? Was bedeutet diese Volkmenge an der Themse? Wahrhaftig, ein Mann ertrinkt. Kutscher, halt!“

Der Kutscher gehorchte, der junge Mann sprang aus dem Wagen, stürzte sich in den Fluß und brachte nach einem kurzen, aber gefährlichen Kampfe den Ertrinkenden ans Ufer.

„Wahrhaftig,“ sprach er, als sie Beide außer Gefahr waren, „es ist unser alter Bekannter, der Meister Gibson. Wie trug sich das Unglück zu?“

— „Es ist kein Unglück, sondern ein Selbstmord,“ antwortete Jemand. „Ich sah, wie der Mann in das Wasser sprang.“

Der junge Mann sah Sheridan ernst an, der den Kopf hängen ließ.

„Der Unglückliche muß in meinen Wagen und nach Hause gebracht werden.“

— „Eine junge Dame, die nur ein Paar Schritte von hier wohnt, hat bereits Befehl gegeben, den Mann in ihre Wohnung zu bringen,“ warf ein Matrose ein; „das wird auch besser sein.“

Der junge Herr drehte sich um und sah eine junge Dame von ungewöhnlicher Schönheit, die ebenfalls aus dem Wagen gestiegen war, um dem Unglücklichen zu Hilfe zu kommen. Sie erröthete unter dem Blicke des jungen Herrn, der dem Schneider mit eigner Gefahr das Leben gerettet hatte.

„Der Dame muß gehorcht werden,“ sprach er, indem er sich ehrerbietig vor derselben verbeugte. Dann nahm er selbst den Schneider auf die Arme, als sei er nicht schwerer als ein Kind und trug ihn in das Haus, das man ihm zeigte und das ganz in der Nähe war.

Man legte Gibson auf ein Bett und leistete ihm alle Hilfe, welche durch die junge Dame angegeben wurde. Der junge Herr stand unbeweglich dabei, betrachtete schweigend diese rührende Scene, und erst als der arme Mann wieder zur Besinnung kam, merkte Miß Fitz-Herbert, daß noch ein Fremder da sei, der vom Wasser troff. Sie wendete sich mit einer gewissen graziösen Verlegenheit an ihn und ihre Wangen überflog dabei eine glühende Röthe.

„Da ich nun unbesorgt sein kann, Miß, werde ich mich verabschieden,“ sagte er. „Ich wage es nicht, um die Erlaubniß zu bitten, wiederkommen und Ihnen für die edele That danken zu dürfen. Erlauben Sie mir nur, dem armen Manne, dessen Sie sich so freundlich annahmen, diese Banknoten zu übergeben.“

(Beschluß folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 4.

für die elegante Welt.

1841.

Ein Dandy.

(Schluß.)

Als der junge Herr aus dem Hause kam, um wieder in seinen Wagen zu steigen, rief das Volk, das sich bereits zahlreich versammelt hatte, in Begeisterung: „es lebe der Prinz von Wales!“

Miss Fitz-Herbert war an das Fenster getreten, um den jungen Mann fortfahren zu sehen. Als sie den Namen „Prinz von Wales“ nennen hörte, wurde sie todtbleich und sank fast ohnmächtig auf einen Sessel.

„Der Prinz von Wales!“ wiederholte sie, „der Thronerbe Englands?“

Am nächsten Tage erhielt Miss Clara folgendes Briefchen:

„Der Herr, der sich glücklich schätzt, gestern zufällig die Bekanntschaft der Miss Clara Fitz-Herbert gemacht zu haben, ersucht sie um die Erlaubniß, heute diese Bekanntschaft benutzen zu dürfen.“

Miss Clara antwortete:

„Der Besuch Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Wales ist eine Ehre, welche Miss Clara Fitz-Herbert nicht anzunehmen wagt und für die sie ergebenst dankt.“

Der Prinz kam nichts desto weniger, aber die junge Dame war bereits nach Irland abgereiset.

Den nächsten Tag war auch der Prinz auf dem Wege nach Dublin.

Es war Sonntag, als er in der Stadt ankam und die Fremden lehrten eben aus der Hauptkirche zurück. Ein einziger Blick reichte für ihn hin, unter dieser Menge die junge Dame trotz dem Schleier zu erkennen, der ihr Gesicht verhüllte. Sie hing am Arme einer ältern Dame und machte bei dem Anblicke des Fremden eine Bewegung der Ueberraschung und des Schreckens.

Der Prinz stieg aus dem Wagen, begrüßte die beiden Damen ehrerbietig und reichte der Tante der Miss Clara Fitz-Herbert den Arm.

„Ich habe Ihnen wichtige Dinge mitzutheilen,“ sagte er zu derselben; „erlauben Sie mir, daß ich Sie bis in Ihre Wohnung begleite.“

Die alte Dame nahm den Arm des Unbekannten an, ohne zu errathen, was dieser ungewöhnliche Schritt zu bedeuten habe. So kamen alle drei in ein altes Haus, in dem übrigens alles Reichthum zu verrathen schien.

„Sie flohen mich,“ sagte der Prinz leise zu Miss Clara; „Sie flohen mich, aber ich kann nicht ohne Sie leben, seit ich Sie gesehen habe.“

„Hören Sie mich an, Mylord,“ antwortete Miss Clara, die sich mit einem Muthwe waffnete, den aber ihre von Thränen halb erstickte Stimme, ihre Blässe und das Bittern ihrer Hände Lügen strast; „haben Sie Mitleiden mit einem armen Mädchen, das die Schande nicht ertragen würde und doch vielleicht auch nicht stark genug wäre, ihr zu entgehen. Ich thue Ihnen dieses Geständniß, um mich in den Schutz Ihrer Rechtlichkeit zu begeben. Verlassen Sie mich, damit ein unglückliches Mädchen die Erinnerungen zu vergessen suchen kann, die sie doch vielleicht ihr ganzes Leben hindurch beharrt.“

— „Sie lieben Ihre Nichte,“ sprach der Prinz zu der ältern Dame, „und werden gewiß ein großes Opfer für das Glück derselben nicht scheuen. Wollen Sie England mit ihr verlassen? Sobald wir alle drei das Festland betreten haben, wird ein Priester die Ehe der Miss Clara Fitz-Herbert mit Georg von Wales weihen. Ich gebe Ihnen darauf mein Ehrenwort.“

„Der Erbprinz!“ rief die alte Dame erschrocken.

Miss Clara wußte nicht, wozu sie sich entschließen sollte.

— „Nein, Mylord,“ sprach sie endlich, „ich kann Ihren Antrag nicht annehmen. Ich kann ein Glück nicht wollen, das Ihr Unglück sein würde. Sie würden sich dadurch den Unwillen Ihres Vaters zugiehen und die Liebe des Landes entfremden.“

„England wird mit Stolz eine seiner Töchter auf den Thron steigen sehen. Mein Vater?.. Er wird mit dem Lande diejenige segnen, die mich zu einem andern Menschen zu machen versah. Miss Clara, weisen Sie mich nicht zurück; ich biete Ihnen eine Krone, Jugend und Glück.“

— „Aber ich bin katholisch.. Mein Glaube ist nicht der Ihrige.“

„Irland mit einer katholischen Königin wird sein Unglück enden sehen. Sie werden der Engel der Veröhnung und des Friedens sein, der die Leiden dieses armen Landes in Glück verändert.“

Das junge Mädchen bedeckte mit beiden Händen ihr bleiches von heißen Thränen überströmtes Gesicht.

„Theure Clara, sehen Sie mich zu Ihren Füßen; ich warte auf ein Wort von Ihnen. Wenn Sie es aussprechen, werde ich ein anderer Mensch und des Thrones würdig, den ich einmal bestiegen soll. Verweigern Sie es mir, so übernehmen Sie die

Verantwortlichkeit für alle Thorheiten, die ich begehen kann. Miß Clara, ich erwarte von Ihnen Leben oder Tod.“

— „Gott erleuchte mich!“ sprach sie. „Lassen Sie mir ein Jahr, um ihn zu bitten, daß er mich lehre, ob ich Ihnen glauben darf, — ein Jahr, das Ihnen selbst die Zeit gewähren wird, in Ihrem eigenen Herzen zu lesen.“

„Ein Jahr!“ rief der Prinz in Verzweiflung. „Ein Jahr, ohne Sie zu sehen und zu hören! Ein Jahr fern von Ihnen! Wollen Sie meinen Tod? Glauben Sie, daß ich in einer so ernstlichen Sache leichtsinnig handele! daß ich mit Ihrem Stücke spiele? daß ich einer Laune des Augenblickes folge? Nein, Miß; die Liebe, welche Sie mir einflößen, kann nicht scherzen. Würde ich sonst diese Sprache gegen Sie führen?“

So vieler Liebe war nicht zu widerstehen. Nach drei Tagen reiste Miß Clara Fitz-Herbert mit ihrer Tante nach dem Festlande ab und den Tag darauf kam der Prinz von Wales ihnen nach. Die Vermählung der jungen Irländerin mit dem, der später Georg IV. heißen sollte, wurde in Paris in der Kapelle des Herzogs von Orleans wie man sagt, vollzogen.

Das junge Ehepaar reiste bald darauf nach England zurück und man sprach bald in ganz London von dem regelmäßigen Leben, das der Prinz von Wales seit kurzem führte. Er lebte eingezogen, beschäftigte sich ernstlich mit den Staatsangelegenheiten, ging nicht mehr mit den heftigsten Mitgliedern der Opposition um und suchte seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen. Das letztere war das schwierigste, aber seine junge Gemahlin hielt seinen Muth aufrecht und ging ihm mit dem Beispiele der Ordnung und Sparsamkeit voraus. Ihre größte Freude war, Abends mit einander spazieren zu gehen und sich in die einfache aber reizende Wohnung zu begeben, die sie in einem entlegenen Stadttheile gemiethet hatten. England wünschte sich Glück zu der Bekehrung des Prinzen und schenkte den Bemühungen der Miß Clara Fitz-Herbert seinen vollen Beifall. Oftmals umringte das Volk am Theater ihren Wagen und gab ihr seinen Beifall laut und mit Begeisterung zu erkennen.

Georg III. erfuhr dies und ließ eines Morgens seinen Sohn zu sich rufen.

— „Deine Vermählung mit der Prinzessin Caroline von Braunschweig ist beschlossen,“ sprach er.

Der Prinz erschrak, sammelte sich aber bald und entgegnete: „Ich kann in die Vermählung nicht willigen, die Ev. Maj. mir vorschlagen.“

— „Warum?“ fragte der König.

„Weil ich bereits mit einer Andern vermählt bin.“

— „Ich habe,“ antwortete Georg III. achselzuckend, „von diesem lächerlichen Possenspiele gehört. Die Prinzessin Caroline wird in 14 Tagen in London sein.“

„Ich kann nur wiederholen, was ich bereits gesagt habe.“

— „Vergiß nicht, daß der Lower für ungehorsame Söhne ist,“ setzte der König hinzu und entfernte sich.

Als der Prinz zu Clara kam, errieth diese alles an seinem Aussehen, ehe er noch ein Wort gesprochen hatte. „Ich weiß

alles,“ sprach sie, indem sie ihre Gefühle mit Gewalt niederkämpfte. „Sie breuen jetzt die Verbindung. Ihre Liebe schwindet vor dem Unwillen des königl. Vaters. Wehe mir, wenn ich Sie von dieser Last nicht befreiete. — Wir wollen uns trennen; Sie werden leicht Befehle finden, die Sie in den Augen der Menschen der Pflichten gegen mich entbinden. Ich aber bitte Gott, daß er Ihnen verzeihe.“

„Liebe Clara!“

— „Auf ewig Lebewohl!“

„Ich kann ein solches Opfer nicht annehmen; ich werde dem Jorne meines Vaters widerstehen.“

— „Das würde Sie nochmals einer Neue aussetzen. — Leben Sie wohl!“

Dem Prinzen traten die Thränen in die Augen, aber er ließ sie fortgehen.

Einen Monat später vermählte er sich mit der Prinzessin Caroline von Braunschweig. Miß Clara Fitz-Herbert war damals bereits als Novize in ein Kloster der Ursulinerinnen in den Niederlanden getreten.

Der Sabliero.

I.

Gegen das Ende eines schönen Septembertages schritt ein elegant gekleideter junger Mann eilig nach Villegli zu, einem kleinen Dorfe drei Stunden von Carcassonne. Die Sonne ging unter und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die unermessliche Kette der Pyrenäen; die Cevennen, welche in der Sprache des Landes meist die schwarzen Berge genannt werden, verschwanden bereits in dem Nebel und der Fresquel rollte seine bläulichen Wellen rechts von dem Wanderer hin, ohne daß ihr leises Rauschen oder die herrlichen Aussichten, die sich seinem Blicke darboten, ihn von den schmerzlichen Gedanken abzuziehen vermochten, welche seine Stirn in Furchen legten. Bisweilen schlug er mit einer fast unwillkürlichen Bewegung mit seinem Stocke die einsamen Blümchen am Wege ab, oder er blieb stehen und murmelte in einem Tone der Trauer und der Entmuthigung die Worte: „werde ich noch zu rechter Zeit kommen? Mein Gott!“ Dann setzte er seine Schritte noch eiliger fort.

Er war beinahe an der Rothén Brücke angekommen, einem schönen über den Fresquel geführten Aquaducte, als ein Bauer, der in die Wellen hinunter sah, sich auf das Geräusch der Tritte des Wanderers umbrethete, ihn rasch anblickte, am Arme faßte und in dumpfem Tone ausrief:

„Sie sind Herr Lucien de Montalin, nicht wahr?“

— „Ja, Ihr kennt mich?“

„Ich habe Sie mehrmals im Schlosse gesehen; ich bin Louis Lambert, der Steinhauer; erinnern Sie sich meiner?“

— „Ihr seid Louis Lambert?.. Ach, sagt mir... und Suzanne?“

Der junge Bauer blieb mit über einander geschlagenen Armen vor dem Pariser stehen. Seine schwarzen Augen funkelten; seine bleichen Lippen waren zusammengekniffen; er schien sich an der Angst dessen zu weiden, der unbeweglich neben ihm stand und ihn fragend ansah. Nach dieser peinlichen kurzen Pause sprach er Sylbe für Sylbe langsam diese Worte:

„Susanne ist gestorben, Herr Lucien; Sie haben meine Schwester in das Grab gebracht;.. aber Sie sind zurückgekommen, das ist gut.“

Und er eilte auf einem Fußwege zur Linken hin, auf dem er bald verschwand.

Lucien blieb wie vernichtet stehen; er mußte sich an einen Baum lehnen, um nicht zu fallen.

Als er eine Stunde später in Villegli, in dem Schlosse seines Vaters ankam, war Lucien leichenbläß und sein Herz gebrochen, denn bei seiner Rückkehr in die Gegend, wo er Verzeihung und auf einige Augenblicke Glück zu finden geglaubt hatte, wurden ihm nur Reue und Thränen.

2.

Es hatte auf dem Thurme in Villegli neun Uhr geschlagen, die Nacht war finster und still und in allen Häusern, eines ausgenommen, herrschte völlige Dunkelheit. In diesem Hause, das in der Zeit der Ruhe für die andern Wache zu halten schien, knieten zwei Männer in der Blouse der Steinbrecher, Einer etwa im Alter von 56 Jahren, der andere kaum zwanzig zählend, neben einem sterbenden Mädchen. Der erste dieser Männer war der Vater, der zweite der Bruder jener, die sie bald beide verlassen sollte, und beide weinten, beide beobachteten bebend die schnellen Fortschritte des Todes auf diesem Gesichte, das noch vor wenigen Tagen so reich an Schönheit und Anmuth gewesen war. Beide hielten den Athem an, damit sie deutlicher die letzten Worte vernähmen, welche die Lippen der Sterbenden murmelten, aber diese Worte waren verworren und unklar und trotz ihrer Aufmerksamkeit vermochten die beiden Männer sie nicht zu verstehen.

Plötzlich stieß das junge Mädchen einen leichten Schrei aus, wendete das Gesicht nach der Thüre, als suche sie Jemanden, der fehlte, und sprach mit schwacher aber völlig vernehmlicher Stimme:

„Lucien, lebe wohl!“

Dann schloß sie die Augen und man hörte mehrere Minuten lang nur noch das Schluchzen der beiden Landleute.

Der jüngere richtete sich zuerst wieder auf, trat an das Sterbelager, legte die Hand auf das Herz des jungen Mädchens und ließ, da dieser stummen Frage kein Pulsschlag antwortete, die Hand sinken. Dann wendete er sich an den, welcher noch immer gebückt da kniete und sagte: „Vater, Susanne ist todt, aber wir kennen nun den Namen dessen, der sie umgebracht hat; was sie uns in ihren langen Schmerzensnächten mit so viel Muth verborgen gehalten hat, sollte nach Gottes Willen ihr letzter Seufzer verrathen. Susanne hat wohl gewiß dem Manne verziehen,

der sie so niederträchtig verließ.., Vater, werden wir ihm auch verzeihen?“

„Was Du thun wirst, Louis, thue ich auch.“

— „Vater, wir werden uns rächen.“

„Louis, der, welcher uns beide entehrte, ist der Sohn eines reichen und mächtigen Mannes.. Wir sind nur arme Landleute und können keinen Beweis gegen ihn vorbringen.. Uebrigens hat er das Dorf verlassen, um nach Paris zurückzukehren; ohne Zweifel kommt er sobald nicht nach Villegli und wir werden ihm nur fluchen können.“

— „Vielleicht, Vater, vielleicht. — Hört mich: Euere Kinder haben, Dank Euerer Sorge, lesen und schreiben gelernt. Ich freilich konnte mich dieser Kenntnisse bisher nur wenig bedienen, denn in den Steinbrüchen nützen sie mir nichts. Susanne aber vertraute, wenn ihr die Wirthschaftsarbeiten einige Ruhe ließen, ihre Gedanken und Leiden gern dem Papiere an.. In ihren letzten Tagen hat sie alles verbrannt, bis auf diesen Brief, ohne Zweifel die letzte Hoffnung, die ihr am Grabe geblieben war. Vater, jetzt danke ich Euch, daß Ihr mich nicht unwissend ließt, wie meine Cameraden bei der Arbeit, denn ich kann den Brief da, den ich unter dem Kissen meiner Schwester fand, und den ich nicht zu öffnen wagte, so lange sie noch lebte, Euch vorlesen. Er hat keine Aufschrift, aber der letzte Seufzer Susannens hat uns gesagt, an wen er abgeschickt werden sollte.“

Lambert richtete den Kopf empor und sein Sohn las laut:

„Lucien, Du hast mich verlassen; ich mußte es erwarten; Du konntest über der Liebe eines armen Landmädchens unmöglich Paris und die Vergnügungen daselbst vergessen. Ich, ich denke unaufhörlich an Dich, ich liebe Dich noch immer und ich weine, .. aber ich glaube, ich habe nicht lange mehr zu leiden.. alle Nächte träume ich, ich sei gestorben. Das ist ein Wink von Gott, nicht wahr? Lucien, ich würde glücklich sein, könnte ich Dich noch einmal sehen, ehe ich meinen Platz auf dem Gottesacker des Dorfes einnehme. Ich will und darf Dir keinen Vorwurf machen; ich wünsche Dir nur Lebewohl zu sagen. Komm, ach komm, ich bitte Dich, opfere einige Vergnügungen derjenigen auf, die Dir das Theuerste gegeben hat, das sie in der Welt besaß.“

Louis hielt inne, seine Stimme zitterte unter den Thränen; sein Vater stand wankend auf, heftete seine Augen auf die entfärbten Züge seiner Tochter, schlug sich heftig auf seine breite Brust und sprach:

„Darum bin ich Schuld, ich allein, Kind, warum ließ ich Dich allein hier, wenn ich mit Louis den ganzen Tag im Steinbruche arbeitete! Ich dachte nur daran, Dir Brod zu geben, oder Dich mit einigen Geschenken zu erfreuen,.. ich hätte zuerst bedenken sollen, daß Du schön warst und daß man Dich lieben konnte .. um Dich zu verlassen! Aber konnte ich glauben, daß ein Fremder sobald soviel über Dich vermögen würde, um Dich vor Deinem Vater zu verbergen? Susanne, ich verzeihe Dir und segne Dich .. aber ihn..“

Dann wendete er sich an seinen Sohn und fuhr fort:

„Du hast Recht, Louis; dieser Brief wird uns dazu dienen,

uns zu rächen.. Der Mensch wäre ja niederträchtig, wenn er der Bitte einer Sterbenden widerstände. Er wird in das Dorf kommen und soll es nicht verlassen, ohne den Keim des Todes mit sich zu nehmen.“

Die Hoffnung der beiden Männer war nicht getäuscht worden. Fünf Tage lang stellte sich Louis an der Straße auf und lauerte; kein Wanderer entging seiner Aufmerksamkeit und eines Abends kam er endlich in die Hütte zurück und sprach:

„Vater, er ist da.“

3.

Lucien war keiner jener Wüßlinge, jener modernen Don Juans, die es für originell und von gutem Geschmacke halten, ein junges Mädchen zu verführen, um es sodann zu verlassen und nie wieder zu sehen. Er wußte, daß die Liebe eines Mädchens, namentlich die erste Liebe, dieses an Selbstverläugnung und Aufopferung so reich befähigt, das ist, was die höchste Achtung in der Welt verdient; aber Lucien war jung; nach einigen glücklichen Monaten hatte ihn die Langeweile beschlichen und er war nach Paris zurückgekehrt, nachdem er dem jungen Mädchen geschworen hatte, bald wieder zu kommen, und er selbst glaubte an seinen Schwur.

Paris ist die Letzter für die Liebhaften in der Provinz. Nach einigen Wochen hatte Lucien seine Versprechungen vergessen; Billegli erschien ihm nur noch bisweilen wie durch einen Nebel und zum Unglücke für Susannen wurde dieser Nebel alle Tage dichter und undurchdringlicher.

Drei Monate nach seiner Rückkehr nach Paris hatte Lucien dem Wunsche seines Vaters Folge geleistet und ein Mädchen aus vornehmer Familie geheirathet, die ihm als Heirathsgut glänzende Vortheile in der Welt und ein großes Vermögen zubrachte.

Das arme Mädchen von Billegli, das einsam weinte, aber die Hoffnung nicht aufgeben wollte, wurde für Lucien bald nur eine Erinnerung, die er immer schnell von sich wies, weil sie etwas wie eine Gewissenspein an sich hatte.

So vergingen sechs Monate. Eines Abends, als Lucien von einem Balle zurückkam, empfing er aus den Händen seines Kammerdieners ein Briefchen mit dem Poststempel Billegli. Er erschrock ihn schnell, und sein Herz empfand eine jener Ahnungen, die selten täuschen. Bei den ersten Zeilen schon war er ergriffen; bei den letzten Worten nahm er sich vor, den Bitten derjenigen nachzukommen, die ihn so sehr liebte und diesmal blieb er seinem Vorsatze getreu.

Drei Tage darauf war er in Carcassonne.

Hier stieg er aus seinem Wagen, wartete nicht einmal, bis man ihn ein Pferd sattelte und machte sich zu Fuße nach dem Dorfe auf; allein und betrübt schritt er mit großen Schritten dahin, in Gedanken mit Susannen beschäftigt, die er bald in

seine Arme zu schließen hoffte und die er trösten, der er das Leben erträglich machen wollte. Aber diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Eine schreckliche Nachricht erwartete den Wanderer an der Rothen Brücke. Er sollte nicht den Vorwürfen eines jungen sterbenden Mädchens, sondern dem beleidigten Vater und Bruder derselben entgegen treten.

4.

Der Herr von Montalin war in Paris; das Schloß in Billegli wurde also bios von dem Kuffeher und dem Gärtner bewohnt und Lucien war, nachdem er sich nicht ohne Mühe von den Begrüßungen der braven Leute frei gemacht hatte, in sein Zimmer mit dem Befehle hinauf gegangen, daß man ihn da nicht störe. Die verschiedenartigsten Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopfe, alle aber machten einen traurigen Eindruck. Warum war der Bruder Susannens da am Wege gewesen, um ihm jene Nachricht mitzutheilen? Hatte Susanne auf dem Sterbebette dem Bruder ein Geheimniß anvertrauet, das sie ewig geheim halten sollte? Warum jene Worte: „Sie sind zurückgekommen; es ist gut?“ Hatten Lambert und dessen Sohn sich vorgenommen, ihre Schande in seinem Blute abzuwaschen?“

Lucien wußte nicht, was er glauben sollte; allein, an das Fenster gelehnt, sah er die Schatten des Abends sich auf das Dorf herabsenken und allmählig jenes Häuschen da unten an der Kirche verhüllen, wo er so oft an sein Herz die Hand eines jungen Mädchens gedrückt hatte, das damals von Liebe und Jugend glühete und nun für immer unter dem Kreuze auf dem Kirchhofe ruhete.

Lucien fühlte seine Brust beengt. Der Anblick des Häuschens that ihm weh. Er ging eilig in den Park hinunter, setzte sich auf einer der Steinbank nieder und betete hier in seinem Schmerze zu Gott, daß er ihm sein Vergehen vergebe.

Der Schmerz besaß etwas in seiner höchsten Stärke, das betäubt. Lucien, der unbeweglich dasaß, bemerkte nicht, daß es spät wurde und daß eine schwere schwarze Nacht dem Halbdunkel gefolgt war, als eine Hand, die sich ziemlich barsch auf seine Achsel legte, ihn aus dieser Art von Betäubung riß. Er fuhr zusammen und richtete sich auf; zwei Männer, zwei Landleute, den Kopf von dem großen Filzhute der Bergbewohner verhüllt, standen vor ihm im Dunkel gleich dem drohenden Schatten Hamlets. Diese Männer waren Lambert und dessen Sohn. Lucien verstand sie augenblicklich ohne zu fragen; er wußte auch, daß er verloren sei, und er bemühte sich nicht, die Gefahr durch Drohungen oder durch eine List abzuweisen. Diejenigen, welche sich zu seinen Richtern aufgeworfen hatten, mußten in der Ausführung ihres Urtheilspruches unerbittlich sein. Lucien ging der Gefahr geradezu entgegen; er stand auf, schlug die Arme über einander und fragte mit starker Stimme, was sie wollten.

(Beschluß folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 5. für die elegante Welt. 1841.

Augustin Carracci.

Die Carracci waren eine berühmte Maler-Familie, unter welcher Augustin, der Schöpfer des Original-Gemäldes, wovon der beigelegte Holzschnitt mit dem Titel „List der Sibeoniten“ (siehe Josuah, Cap. 9.) entlehnt ist, einen ehrenvollen Platz behauptet. Dieser ausgezeichnete Künstler, geboren zu Bologna im Jahr 1558, sollte anfangs ein Goldschmied werden, allein sein Vetter überredete ihn, sich der Malerei zu widmen; dabei trat er zugleich als Kupferstecher auf. Unter der Anleitung seiner verdienstvollen Lehrer, Fontano's, Passerotti's und insbesondere seines Veters Ludwig Carracci's wurde er bald ein vorzüglicher Meister, wovon seine erfindungsreichen und verständigen Compositionen hinlänglich zeigen. Seine

Figuren haben einen schönen Charakter und viel Adel des Ausdrucks, indefs lieferte er nur wenig, indem er zugleich Weltmann und Gelehrter war und nur in seinen müßigen Stunden malte. Es existiren mehr Kupferstiche von ihm als Gemälde. Man giebt für diesen Umstand Carracci's Edelmuth als Grund an. Als ihm nämlich nach seiner Rückkehr von Venedig, wo er Tintoret's Werke gesehen, bei einer Preisbewerbung der Vorzug vor seinem Bruder Hannibale zuerkannt wurde, und sein treffliches Gemälde, die Communion des heiligen Hieronymus, großes Aufsehen erregte, ward letzterer von Eifersucht gegen ihn ergriffen und suchte ihn durch Zureden dahin zu bestimmen, daß er sich mehr auf das Kupferstechen legte, was er auch gutmüthig that, um seines Bruders Unmuth zu beschwichtigen. Nachmals ging er mit ihm nach Rom, wo er ihm bei seinen Arbeiten in der



(List der Sibeoniten.)

Farneffschen Gallerie hülfreiche Hand leistete und ihn zugleich mit seinen Ideen unterstützte, welche nach ihrer Ausführung allgemeinen Beifall fanden, und da die Behauptung laut wurde, daß seine Leistungen dabei besser seien, als die seines Bruders, entfernte ihn dieser unter allerlei nichtigen Vorwänden. Unser Carracci begab sich hierauf an den Hof des Herzogs von Parma und schmückte daselbst einen Saal mit den Schöpfungen seines Pinsels. Als er noch nicht ganz damit fertig war, überraschte ihn der Tod 1601, wie Einige sagen, durch übermäßige Arbeiten, nach Andern durch einen heftigen Verdruß herbeigeführt. Auch als Schriftsteller ist Augustin Carracci aufgetreten, er hat unter andern mit seinem Vater eine Schrift über die Perspective und Architektur abgefaßt. Als Kupferstecher verdient er großes Lob, man verdankt ihm 241 Kupferstiche, unter welchen sich vorzüglich vierzig Blätter auszeichnen; wir erwähnen davon nur die Kreuzigung auf drei Blättern, nach Tintoret, und den Brand Trojas nach Baroccio als besonderer Aufmerksamkeit würdig.

Der Mörder Eligabide.

(Zu dem Doppelkupfer.)

Im vergangenen Jahre machten zwei Personen in Frankreich großes Aufsehen durch ihre Verbrechen, Mad. Lafarge und Eliga-

bide. Beide gehörten zu den gebildeten Ständen und ihre Thaten eröffneten einen Blick in die gesellschaftlichen Verhältnisse in Frankreich, von denen man sich mit Grauen abwenden muß. Mad. Lafarge, ihr Giftmord, ihr Prozeß und ihre Verurtheilung ist übergenug besprochen worden; weniger wurde von dem zweiten Mörder, Eligabide, bekannt. Derselbe hinterließ eine kurze Beschreibung seines Lebens. Aus derselben theilen wir das Hauptsächlichste mit. Wir lassen ihn selbst sprechen: ich bin im Jahre 1810 in Maulcon (Dep. der Unter-Pyrenäen) geboren. Mein Vater betrieb lange kaufmännische Geschäfte mit mehr Rechtshafensheit als Glück. Von frühester Jugend an verrieth ich die vorzüglichsten Anlagen und ich wurde für den geistlichen Stand bestimmt. Nachdem ich den ersten Unterricht genossen hatte, wurde ich in meinem dreizehnten Jahre in das Seminar zu Cleron gebracht. Ich war still, melancholisch, suchte die Einsamkeit und hielt mich von meinen Mitschülern, wie von meinen Lehrern fern. Im 16. Jahre kam ich in das väterliche Haus zurück, entschlossen, den Studien und dem geistlichen Stande zu entsagen. Die Ankunft eines ausgezeichneten Geistlichen in unsrer Gemeinde veränderte meinen Entschluß wieder. Er gab mir Unterricht und ich kam sodann in das Seminar zu Bayonne. Gewiß war Niemand mehr bestrebt als ich, des schönen Berufes, den ich gewählt hatte, würdig zu werden. Ich demüthigte meinen Verstand, übertrieb wohl meine Frömmigkeit und sah überall Vergehen und



Sünde. Ein Lehrer, der den Kampf in mir bemerkte, schickte mich nach Passage, weil er von einem dortigen Geistlichen erwartete, er werde mir die Ruhe wiedergeben können. Nach einem kurzen Aufenthalt dort, kam ich wirklich ruhiger nach Bayonne zurück. Nachdem ich einige Jahre als Lehrer in verschiedenen Häusern fungirt hatte, übernahm ich 1839 die Leitung einer Schule in Betharam. Hier lernte ich Marie Anizat kennen. Der Geistliche hatte mir dieselbe als eine höchst achtungswerthe Frau empfohlen, die sich mit ihren beiden Kindern nach dem Tode ihres Mannes mühsam ernähre. Sie wünschte ihren Sohn in die Schule zu bringen, und ich übernahm es, demselben unentgeltlich Unterricht zu geben. Diese Handlung des Wohlwollens machte tiefen Eindruck auf Marien und hatte Folgen, die Niemand vorher sehen konnte. In den Ferien lernte ich sie genauer kennen und bemerkte auch, daß sie nicht blos Gefühle der Dankbarkeit gegen mich hege. Wir sprachen uns endlich gegen einander aus und ich schwur, ihren Kindern ein Vater zu sein. Es wurde verabredet, daß ich nach Paris gehen und sie mir dahin nachfolge. Ich glaubte, dort auf irgend eine Weise mein Glück machen und ungehindert mit Marien leben zu können. Meine Hoffnungen fand ich in Paris bald getäuscht. Ich selbst zwar fürchtete Entbehrungen nicht, aber mit Schrecken sah ich Marien und die Kinder derselben der Noth ausgesetzt. Alle Schritte, die ich that, um mir eine bessere Stellung zu verschaffen, waren vergeblich. Die Muthlosigkeit nahm mit jedem Tage zu. In der finsternen Verzweiflung blieb ich Tage lang zu Hause. Ich aß trockenes Brod, das ich im Wasser der Seine besuchte.

Bei meiner Verzweiflung stand mir immer das Bild Mariens und ihrer Kinder vor der Seele. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie dem Hunger und allem Elende preisgegeben. In dieser Stimmung hörte ich einmal Jemanden sagen: „der verständige, vorurtheilsfreie Mensch sollte eigentlich gern seine Lieben sterben sehen, wenn sie durch den Tod dem Unglücke und Elende entgehen.“ Diese Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich; sie warfen ein grelles Licht in das Dunkel meines Gemüthszustandes. Der Gedanke, meine Lieben durch den Tod von allen Leiden befreit zu sehen, verfolgte mich unaufhörlich. Ich machte indeß noch einen Versuch, das Unglück zu beschwören; ich bot alle meine Kräfte auf, wendete mich an alle, die ich kannte, oder die Einfluß hatten, — vergebens. Da meinte ich, wenn ich, wie die andern Unterrichtgebenden, mit etwas Charlatanerie aufträte, würde ich mehr Glück haben. Ich erließ einen Prospect und zeigte darin — eine Lüge — an, daß man mir bereits Kinder anvertraut habe. Ich miethete ein Zimmer und ließ den ältesten Knaben Mariens kommen. Als er kam, war meine Hoffnung bereits wieder verschwunden. Was sollte mit dem Kinde werden? „Es muß sterben,“ rief eine Stimme in mir, sterben und immer sterben. Ich holte den Knaben von der Post ab, aber mit dem festen Entschlusse, ihn zu ermorden. Ich steckte einen Hammer zu mir und ging mit dem Knaben aus Paris hinaus. Während er sich bückte, versetzte ich ihm den Schlag, der ihn sogleich todt hinstreckte. „Wohl Dir, armes Kind!“

bachte ich, als es geschehen war, und damit der Knabe ja nicht wieder lebendig werde, schlug ich ihn noch mehrmals auf den Kopf und schnitt ihm zuletzt die Kehle durch. Dann legte ich den Leichnam in einen Graben und kehrte nach Paris zurück, vollkommen betäubt. Ich wechselte häufig Briefe mit Marien, die nun auch nach Paris kommen wollte und ich versprach, ihr bis Bordeaux entgegen zu kommen. Wir sahen einander wieder und sie überhäufte mich mit Liebkosungen; aber bald bedachte ich, daß diesem Glücke schnell das Unglück folgen würde und meine Mordgedanken kehrten zurück. Wir fuhrten endlich von Bordeaux ab; aber wie vermöchte ich die Gefühle zu beschreiben, die in mir tobten. Es war mir, als müßte ich ersticken. Von einem gewissen Punkte aus wollten wir zu Fuße gehen; ich hatte jenen Ort gewählt, um meine Pläne auszuführen. Ich zitterte an allen Gliedern, ich konnte nicht sprechen. Endlich ergriff ich den Hammer, wie im Rausche und schlug Marien damit; sie stürzte nieder und das Kind schrie; ich erschlug auch dieses und nun herrschte Grabesstille um mich. Ich erinnere mich nur undeutlich dessen, was weiter geschehen ist. Die entsetzlichste Angst peinigte mich; ich machte aus den Sachen Mariens und Mathildens ein Packet und warf es in einiger Entfernung in das Gebüsch. Dann kehrte ich nach Bordeaux zurück und blieb vier und zwanzig Stunden im Bette. Als ich verhaftet war, schrieb ich mein Geständniß nieder.“ Im Herbst vorigen Jahres wurde Eliqabide in Bordeaux hingerichtet.

Der Sabliero.

(Beschluß.)

„Was wir wollen?“ gaben ihm die Männer zur Antwort; „Sie müssen sterben.“

Lucien wußte es vorher, daß er diese Antwort erhalten würde, und doch hatte er sie wirklich aussprechen hören wollen.

— „Seyd Ihr Mörder?“ fragte er.

„Sie haben meine Tochter verführt,“ murmelte der alte Steindreher.

— „Ja, ich habe einen Fehler begangen, dessen Folgen schrecklich sind; aber werdet Ihr mir nicht auch verzeihen, was Susanne mir verziehen hatte?“

„Sie haben meine Tochter verlassen,“ sprach Lambert.

— „Lambert, ich war genöthiget, nach Paris zurückzukehren, wohin mich wichtige Geschäfte riefen. Aber, ich schwöre es Euch, ich wollte wieder kommen, ich wollte.“

„Das lägen Sie,“ unterbrach ihn Louis; „Sie verheirateten sich in Paris, Sie wollten nicht wieder kommen.“

— „Und doch eilte ich auf den ersten Brief, den ich von ihr erhielt, herbei. Gott ist mein Zeuge, daß ich, als ich ihre Leiden erfuhr, alles in der Welt darumgegeben hätte, um denselben ein Ende zu machen, um wenigstens das Abschiedswort Susannens zu hören. Habe ich da gelogen?“

Es folgte eine kurze Pause, Lucien hoffte.

Mit einemmale sprach Lambert: „nein, es wäre Schwachheit.. Sie haben meine Tochter ins Grab gebracht, ich darf Ihnen nicht vergeben. Wenn Sie sich übrigens vor dem plötzlichen einsamen Tode fürchten, so beruhigen Sie sich; Sie werden so nicht sterben. Sie sollen das Leben nicht verlassen, ohne die Zeit gehabt zu haben, dasselbe zu bedauern. Sie müssen auch erfahren, was es heißt, von den Lieben zu scheiden; Sie sollen, ehe Sie sterben, die Tage, die Minuten zählen können, die Sie noch zu leben haben. Sie haben einen Vater, eine Mutter, eine Frau; diese sollen Sie langsam erlöschen sehen; vielleicht leben Sie so lange, daß Sie noch Ihr Kind schreien hören.“

„Was wollt Ihr thun?“ fragte Lucien entsetzt. „Hilfe! Hilfe!“ rief er, aber die Angst schnürte ihm die Kehle zu.

— „Schlag jest!“ rief Lambert seinem Sohne zu.

Bei diesem Worte wollte Lucien sich umbdrehen, um der Gefahr, die ihm drohete, entgegenzutreten; aber zwei kräftige Hände faßten die Seinigen und hielten ihn fest wie in einem Schraubstocke; er wehrte sich hilferufend, als eine entsetzliche Erschütterung, die seinen ganzen Körper durchbebte, den Ton auf seinen Rippen erklickte; er wankte; die Hände, die ihn eben festhielten, hatten ihn losgelassen; ein zweiter Schlag fiel auf seine Brust. Schwerathmend taumelte der junge Mann einige Schritte rückwärts, dabei breitete er die Arme aus, versuchte seiner Brust durch einen Seufzer Luft zu machen und sank zusammen.

Die beiden Mörder sahen während einiger Augenblicke starr auf ihr Opfer; dann brach Louis das Schweigen zuerst.

„Er ist todt, Vater,“ sagte er.

— „Nein,“ antwortete der Steinbrecher, „er hat nur zwei Schläge erhalten und kann also noch sechs Monate leben. Komm.“

Jeder der beiden Bauern hob einen Gegenstand auf die Achseln, der zu ihren Füßen lag und mit dem sie ihr Verbrechen vollbracht hatten. Es war ein Sack von länglicher Form, von feiner Leinwand und mit Sand gefüllt. Seit dem Tode seiner Tochter hatte der alte Lambert in seinen langen schlaflosen Nächten sich an die Art erinnert, wie die Bewohner der Cevennen sich rächen, um in südllicher Grausamkeit sich länger an den Leiden des Unglücklichen, den sie treffen, zu weiden. Ein alter Hirt hatte ihm mitgetheilt, daß zwei Schläge, mit einem Sabtiero (Sandfacke) mit sicherer Hand auf das Kreuz und die Brust gegeben, einen Nebenbuhler ungefährlich machen, indem sie das Athmungssystem in ihm so erschüttern, daß er allmählig dem Grabe zusinkt.

Die Lehre des alten Hirten war nicht verloren gegangen; um den Haß gegen Lucien zu befriedigen, hatte Lambert mit seinem Sohne den Unglücklichen zwei Schläge mit dem Sabtiero gegeben.

In einem schönen Schlafgemache an einem Kamine, in welchem ein wohlthuendes Feuer knisterte, lag ein Mann mit blei-

chen leidensvollen Zügen auf einem Sessel. Er heftete die Augen auf ein Gemälde und achtete kaum auf das, was eine junge Frau, die neben ihm saß, ihm vorlas. Bisweilen hielt die schöne Vorleserin inne, um den Kranken anzusehen und dieser winkte dann, als unterbreche ihn die Stille in seinem Sinnen, sie möge weiter lesen.

In diesem Augenblicke sah Lucien, denn er war es, traurige oder schreckliche Bilder an sich vorüberziehen. Susanne, Lambert und dessen Sohn stiegen abwechselnd vor ihm auf, um ihm zu drohen. Gleich als wolle er diesen Visionen entgehen, schloß er einen Augenblick die Augen und er sah sich dann wieder auf seinem ersten Schmerzlager in Villegli, wohin seine Mutter, sein Vater, seine junge Gattin gerüst waren, um ihn zu pflegen.

Lucien hatte die wirkliche Ursache seiner Krankheit verheimlicht. Er hätte ohne Zweifel die Mörder vor Gericht ziehen können. Die beiden Steinbrecher hatten es verschmähet, in der Flucht Rettung vor seiner Rache zu suchen, aber der Unglückliche wußte, daß er dadurch, daß er die beiden Männer der Justiz übergab, zugleich Geheimnisse veröffentlichen mußte, deren er sich zu schämen hatte. So verschloß er lieber seine Klagen in der Tiefe seines Herzens.

Seit seiner Rückkehr nach Paris hatte die Krankheit schnelle Fortschritte gemacht und er erkannte mit Schrecken, daß die Prognose seiner Mörder in Erfüllung gehen werde.

Nachdem die junge Frau noch eine Zeit lang gelesen hatte, schlief er ein; als er die Augen aufschlug, stand sein Vater mit einem Manne in der matorischen Tracht der Landleute von Languedoc vor ihm.

„Lucien,“ fragte der Herr von Montalin, „erkennt Du diesen Mann? Er hat Dich, sagt er, oft in den Schwarzen Bergen begleitet. Er bat mich inständig, ihm zu erlauben, Dich zu begrüßen, Dich an eine angenehme Vergangenheit zu erinnern. Sieh, er reicht Dir die Hand.“

Die Stirn des Kranken bedeckte sich mit Leichenblässe.

„Mein Sohn, was ist Dir?“ fragte der Herr von Montalin, der mit Bittern die Veränderung sah, welche in den Zügen Luciens vor sich ging. „Sprich!“

Lucien antwortete nicht. Er heftete seinen Blick auf das neugierige, ironische Gesicht des Bergbewohners; dann schloß er die Augen und seufzte tief — es war das letzte Mal.

6.

Am Abende des vierten Tages darauf trat Louis Lambert wieder in seine Hütte und sprach mit starker Stimme zu einem Alten am Kamin:

„Vater, ich habe ihn sterben sehen!“

Bilder-Magazin

N^o 6.

für die elegante Welt.

1841.

Erinnerungen eines französischen Officiers. 1795.

In Deutschland und zwar gegen Abend hatte eine Colonne der französischen Division, zu welcher ich damals gehörte, gleichsam aus dem Stegreife ihr Lager aufgeschlagen. Die Namen, die Zeit und der Ort sind mir nicht genau mehr gegenwärtig. Wir hatten gegen uns die Ermüdung von mehrtägigen Märschen und Gegenmärschen, Unkenntniß des ungünstigen Terrains, Mangel an Lebensmitteln und Ungewißheit über die weitem Operationen des commandirenden Generals. Die Nacht überfiel uns, ehe wir unsere Reconnoissance hatten weit ausdehnen können. Mir sagte etwas, daß wir uns verirrt hätten. Im Kriege, wie in der Politik ist der Geist unserer Nation wesentlich abenteuerlich. Wir haben häufig Glück dabei; wir rechnen nur nach großen Siegen und großen Niederlagen.

Der Soldat hatte guten Muth. Er lachte über seine Noth und puhte sein Gewehr. Man hatte Taback und Branntwein, wenn es auch an Probe fehlte; das reichte hin, die Bivouacs heiter zu stimmen; die Officiere waren ernster und wünschten sich etwas mehr Bequemlichkeit. Wir hatten ein reiches Land verlassen und waren in eine bergige Einöde mit Wäldern, Sand und Haidekraut gerathen. Ein paar Bauerngüter, ärmliche Mühlen, die eilig von den Bewohnern verlassen worden waren, gewährten uns nur sehr wenige Hülfsmittel. Wir mußten die Nacht da bleiben.

Die ausgebehnte Linie unserer Haidefeuer schwankte mit ihren Waffenbündeln und ihren Funken über kleine Berge, die durch breite Schluchten von einander getrennt waren, deren Verzweigungen und Bäche sich einander mehr und mehr näherten und zwei kleine Stunden hinter unserm Lager mit einmalle in eine ziemlich breite offene Ebene ausdehnten, die in der Entfernung von etwa drei Flintenschüssen durch einen breiten und reisenden Strom begrenzt wurde. Wir hatten keinen andern Rückgangspunkt, da der durch unsere tollkühne Bewegung frei gewordene Raum ohne Kampf von dem Feinde besetzt worden war.

Im Kriege zumal ist das Ergeben in das einmal geschehene durchaus nöthig. Wenn wir uns in der erwähnten Ebene concentrirten, fanden wir einen Raum zur Vertheidigung derselben; aber ich zweifelte an unserm Elemente des Widerstandes.

Vor unsern Wachtfeuern erweiterten sich die Gebirgsschlünde, die sich unter dickem buschigen Holze hinschlängelten, das pyrami-

dalisch sich zum Himmel erhob. Hatte der Feind sie besetzt, so mußten alle mit dem Bajonnet genommen werden. Wie war dies von viertausend Mann zu erwarten, die vom Marsche ermüdet waren und 20,000 M. frischer Truppen entgegenstanden?

Ich war gar nicht ohne Besorgniß. Auf dem Kriegsschauplatz ist aber jedes Denken von Seiten der Untergebenen nachtheilig. Der Einzelne kann fallen und schweigen; sein Leben zählt kaum in der Wage. Ich hielt mein Murren deshalb in mir zurück und mehr als ein Camerad ahmte mein Beispiel nach.

Meiner Meinung nach nahmen unsere Linien für unsere geringe Anzahl in Gegenwart eines fünf bis sechsmal stärkern Feindes eine zu große Front ein. Wir hatten freilich einen tapfern Führer; aber was nützt ein Degen, wenn man einen Kopf braucht?

Es war in dieser Crisis leicht ein entscheidender Schlag, ein verzweifelter Kampf vorauszusehen. Der Gedanke an das Ergeben kommt immer zuletzt; dazu hat man Zeit.

Gegen Mitternacht lief eine ungewöhnliche Unruhe durch die Bivouacs und es wurde Befehl gegeben, das Gepäc zusammen zu bringen. Kühne Tirailleurs waren von den Bergen zurückgekommen und hatten schlechte Nachrichten mitgebracht. Wir waren auf dem rechten Flügel völlig abgeschnitten; man sprach sogar wie von einer ausgemachten Sache von einem unordentlichen Rückzuge der übrigen französischen Division, die, nach einigen Angaben, die man um so eher für wahr hielt, je tollkühner sie waren, vergebens die Berge habe ersteigen wollen, um uns zu Hülf zu kommen. Der Feind sollte sie vernichtet haben. Ueberdies zischelte man von zwei Offizieren, die entflohen wären und dem Feinde unsere verzweifelte Lage verrathen hätten. Gegen diese letztere Nachricht sträubte sich unser Gewissen, aber bald blieb kein Zweifel mehr übrig. Ein Schrei des Unwillens presste sich aus jeder Brust. Der General befahl den Rückzug.

Er wurde ohne den geringsten Tumult, mit Mäßigung vollzogen. Zuerst dachte man an unsere zwanzig Kanonen und unser geringes Gepäc; die Compagnien folgten und man unterhielt bis zum letzten Augenblicke die Lagerfeuer, welche selbst als wir fort waren, die Linie unserer Vorposten anzudeuten schienen. Im Kriege wie im Frieden ist das Hauptwerkzeug des Menschen die Lüge. Durch die Concentration unserer Bataillone nach der Ebene zu erhöhten wir unsere Stärke, die Manöver erhielten vierfache Energie und der Wille des Generals konnte überall mit gleicher Schnelligkeit ausgeführt werden.

Ich wurde unterdeß zu dem General beschieden, der schnell einen Plan entworfen und das Terrain genau berücksichtigt hatte, nach welchem der Rückzug stattfand. Hinter uns wurde Lärm; man läutete in den Dörfern umher Sturm.

Der General trug mir auf, um jeden Preis die Brücke eines Dorfes zu nehmen, welches durch einen abgehenden Arm des Flusses zu einer Insel gemacht wurde. Der General gedachte über diese Brücke zu gehen und den Fluß so zwischen uns und den Feind zu bringen.

„Gehen Sie,“ sagte er. „Das Leben von viertausend Mann liegt in Ihrer Hand; wenn Sie alles aufbieten, können wir uns vielleicht einen Ausgang nach Frankreich offen halten.“

Ich ging. Man machte mir Platz. Dreißig entschlossene Leute begleiteten mich und ohne große Anstrengung hatten wir uns nach einigen Minuten des Inselfehens bemächtigt, indem wir durch Drohungen etwa hundert Bauern zurücktrieben, welche mit ihren Habseligkeiten auf Karren und Wagen entfliehen wollten und die Brücke versperreten. Das Vieh war für uns gute Beute; aus den Wagen und dem, was sie trugen, konnte man Feuer oder Barricaden machen. Die weinenden Bauern zerstreuten sich mit ihren Weibern und Kindern im Walde.

Bei der Verwirrung erschien jetzt auf der Schwelle des einzigen Wirthshauses in dem Dorfe ein Mann; er schloß mich sogleich in die Arme; ich erkannte ihn; es war mein Freund Lucien.

Der General ließ mich bald darauf wiederrufen; Lucien begleitete mich. Ein elektrisches Beben durchzuckte unser kleines Heer, denn der entscheidende Augenblick nähete. Alle waren zum Aeußersten entschlossen; die Stimmung des größern Theils pflegt sich allmählig auch den übrigen mitzutheilen. Man stelle den, welcher vor Furcht todtbleich ist, auf einen Ehrenposten, und er wird mit Thränen in den Augen dafür danken. Wenn man dem Soldaten vertraut, wird aus der Memme ein Held.

Meine Compagnie begrüßte mich mit lauter Freude, als ich an ihr vorüberging. Wir fanden den General mit dem Fernrohr in der Hand auf einem Hügel. Er drückte mir die Hand; sein Gesicht strahlte von Hoffnung; aus seinem Blicke sprach die Ueberzeugung und mit einer zufriedenen Geberde zeigte er mir den Feind, während uns die Echos gleichsam als Herausforderung das Kriegsgeschrei desselben und das Wirbeln seiner Trommeln zutrug.

„Alles dies ist vor Mittag unser,“ sagte er, „seit Sie Ihren Auftrag so gut ausgeführt haben.“

Lucien zitterte vor Freude, denn er hatte das Uebrige errathen. Ich für meinen Theil konnte den Plan noch nicht durchschauen; mir kam unsere völlige Niederlage am wahrscheinlichsten vor.

Ein schreckliches Ereigniß verwickelte die Crisis noch mehr. Alarmruf ließ uns die Blicke auf die Brücke richten. Es flog da ein starker Rauch auf; die Balken brannten und brachen zusammen. Eine zweite Rauchsäule, die über den Dächern des Dorfes sich erhob und in welche bereits große Flammengungen leck-

ten, verkündete uns, daß dies Unglück nicht abzuwenden, nicht auszugleichen sei.

Der Ausweg nach der Insel war uns versperret. Die Compagnien schienen vor Staunen erstarrt zu sein und allmählig fand sich wohl hier und da in den Reihen die Muthlosigkeit wieder ein.

Der General schlug sich an die Stirn und rief, daß wir verloren wären, verloren in Folge eines Fehlers. Lucien beschwor ihn, sich zu beruhigen und zu erklären. Wir drängten uns um ihn.

Der Plan war wirklich dahin gegangen, sich auf die Insel zurückzuziehen und durch ein combinirtes Rückzugmanöver die Stärke des Feindes in der Ebene zu ermitteln. Unsere angeblichen Deserteurs hatten sich entfernt, um diese List mit ausführen zu helfen. Auch das Gerücht über die Lage des linken Flügels unserer Division war absichtlich verbreitet worden, denn diese Division rückte, statt geschlagen zu sein, in forcirten Märschen vor, um an einem andern Punkte einen kühnen Handstreich zu wagen. Noch eine Stunde und die durch die Resultate dieser Berechnung ringsum eingeschlossenen Feinde mußten überall sich ergeben oder zwischen zwei französischen Massen untergehn. Hinter dem Feinde, auf mehreren Plätzen im Walde, ließen einige entschlossene Leute, die versteckt zurückgeblieben waren, verschiedenfarbige Raketen steigen, welche eben jetzt dem General der Division anzeigten, daß die aufgegebenen Bewegung vollzogen werde.

Aber wie sollte die Kette dieses großen Schlachtplanes, deren Haupttring wir waren, wieder vereinigt werden, da die Brücke vernichtet war?

Der General verzweifelte und klagte sich selbst an.

Was hatte er vergessen, das uns so verderblich werden sollte? Es handelte sich um eine Kleinigkeit, die ein Kind hätte voraussehen können.

Nicht ganz eine Stunde oberhalb des Dorfes befand sich eine andere hölzerne Brücke, deren Zerstörung der General beschlossen hatte, damit der Feind nicht über dieselbe gehen und uns auf zwei Punkten beschäftigen konnte. Die Zeit, in welcher uns Hülf kommen sollte, ließ sich nicht genau angeben.

Ein Sergent hatte einige Mann mit sich genommen und die falsche Brücke in Brand gesteckt. Er sah über seine Drehere nicht hinaus und konnte es nicht; ich selbst achtete auf nichts weiter. Aber unweit davon lag die Fourage. Einige Funken reichten hin, alles da aufgehäufte zu entzünden. Nach wenigen Augenblicken brach die brennende Brücke zusammen und Feuerbrände gelangten zu unsern Vorräthen. Sie entzündeten sich daselbst, ein Pulverwagen flog dabei in die Luft.

Wir hatten von Sieg geträumt und waren nun verloren.

Da nahm Lucien den General bei Seite. Während dieses Gesprächs herrschte die ängstlichste Stille. Der Morgen begann über unsern Häuptern zu grauen; die Sterne verloschen und schon rückten die feindlichen Massen, die uns vernichten sollten, näher und näher in das Becken heran, in welchem wir uns nach allen Seiten hin zu wehren haben mußten.

Die Ebene war von dem Feinde bedeckt; es wurde Sturm-
schritt geschlagen. Menschenmauern, Bajonettenfelder setzten sich
in Bewegung und kamen unter tausend Bligen an uns heran.

Wozu sollten wir uns entscheiden?

Die Stirn des Generals glättete sich. Er schrieb ein Paar
Worte auf ein Stückchen Papier, während Lucien das Fernrohr
nahm. Wir traten wieder hinzu.

Lucien drückte mir herzlich die Hand, wie zum letzten Ab-
schiebe.

„Verkauf Dein Leben so theuer als möglich,“ sagte er.

Dann stieg er von dem Berge hinunter und verschwand nach
dem Ufer zu. Es wurde Achtung commandirt; alle Oberoffiziere
erhielten Befehle. Die Kette der Evolutionen entrollte sich und
das Ganze der Manöver verschwand mir in dem speziellen Auf-
trage, den ich erhielt. Ich hatte meinen Platz auf dem linken
Flügel, wo der Feind noch nicht erschien, auf einem sandigen
Boden mit Haidekraut. Wir sollten das Terrain Schritt für
Schritt vertheidigen und uns in kleine Gruppen vertheilen, um
den feindlichen Kugeln keine dichten Reihen entgegen zu stellen.
Ein weiterer Befehl lautete dahin, das Pulver zu schonen.

Vorwärts!

Die Fusillade begann auf allen Punkten. Unsere Tirailleurs
konnten sich in dem Gebüsch verbergen und so gut zielen, daß sie
nicht einmal ohne Wirkung zu schießen brauchten.

Ernstlich die Feindesmasse aufhalten zu wollen, wäre Thor-
heit gewesen. Das Corps der Gegner rückte dicht geschaart heran
und die Megelei begann. Wir wählten immer die Offiziere zu
unserm Ziele aus. Es entstand einige Verwirrung in den feind-
lichen Reihen, aber nur auf kurze Zeit. Es wurden neue Befehle
ertheilt. Man suchte uns zu umgehen und ich zog mich allmählig
zurück. Der Feind rückte immer weiter nach, aber überall fand
er Widerstand. Und welchen Preis hatte der erbitterte Kampf?
Wir wollten nur eine Stunde Zeit gewinnen. Schon waren
drei Viertel davon vergangen und überall hielten wir uns noch.
Nur eine Compagnie war umzingelt worden und stand von allen
Seiten in feindlichem Feuer. Versuchten wir sie zu befreien, so
zerrissen wir unsern Widerstandsplan, unterlag die tapfere, so
hatte der Feind leichtern Zugang zu dem Hügel. Was sollte ge-
schehen? Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Würde sie sich
wohl noch zu rechter Zeit frei machen?

Die Feinde rückten eifriger an: jetzt kam die Reihe an uns.

Ich gab ein Signal und erhielt Antwort darauf.

Pulverhäuschen zogen sich in dem Gebüsch hin und flamm-
ten jetzt plötzlich mit dem Haidekraut auf, in welchem sie ge-
legen. Pulverwagen, die man absichtlich hier und da hatte stehen
lassen, flogen in die Luft.

In der Verwirrung und dem Schrecken, den diese plötzlichen
Explosionen unter dem Feinde hervorriefen, stimmten wir die
Marseillaise an und rückten wüthend mit dem Bajonet zum Sturme
auf die erschrockenen Feinde an. Aber die Ueberzahl derselben er-
drückte uns; die Lücken, die wir in ihren Reihen machten, wur-
den augenblicklich durch Nachrückende wieder ausgefüllt. Wir

erschöpften uns vergeblich und wichen zurück. Die Verfolgung
wurde minder eifrig; denn der Feind wußte nicht, ob er in einen
Hinterhalt gelockt würde. Eine kleine Vertiefung trennte uns
noch von dem Hügel, auf welchem sich der General befand. Wir
erreichten ihn glücklich unter dem Schutze zweier Kanonen, welche
den Feind etwas aufhielten.

Was auf dem linken Flügel geschehen war, hatte auch der
rechte gethan. Wir hatten nur wenig verloren. Ein donnerndes
Bivot durchzitterte die Luft, man schwenkte die Fahnen und ich
wendete meine Blicke mit den Uebrigen nach dem Flusse. Wun-
derbar! Während des hoffnungslosen Kampfes hatte sich wie
durch Zauberei eine Brücke erhoben. Sie ging oberhalb des Dor-
fes über den Fluß; der Hügel, besetzt von den Tapfern, bildete
einen Schirm von Bajonetten vor diesem improvisirten Werke,
das den Blicken des Feindes entzogen werden mußte. Unsere De-
tachements marschirten unter Bivatrufen auf das andere Ufer
hinüber; aber ein einziger Augenblick der Uebereilung, der die
Brücke versperrte, mußte unser Verderben sein. Der Feind er-
kannte unsere Lage und drängte von allen Seiten mit Massen auf
uns ein. Unsere einzige Hoffnung war die Insel.

Die Compagnien zogen indes regelmäßig und in Ordnung
ab; die Insel und ihre Erhöhungen wurden mit Truppen besetzt;
man schaffte mit ungeheurer Anstrengung Kanonen auf die Felsen.

„Wer hat aber dies möglich gemacht?“ fragte ich den Ge-
neral.

— „Ihr Freund,“ antwortete er.

Und die Kanonen donnerten von der Höhe der Insel herun-
ter wie die Erscheinung einer unerwarteten Hüfe. Die Feinde,
in deren Reihen unsere Kugeln große Lücken machten, prallten
vor den Explosionen zurück, die in den Echos der Berge nach-
hallten, wie Bravos der Franzosen, die wir erwarteten. Die Ku-
geln, die von der Insel herübergeworfen wurden, bildeten gleich-
sam ein Schirmdach über uns. Endlich kam die Reihe an uns,
die letzten, den Hügel diesseits des Flusses zu verlassen und nach
der Insel abzumarschiren.

„Gott sei Dank!“ sagte mir der General, „es war die
höchste Zeit, denn wir hatten kein Pulver mehr.“

Wir verließen das Terrain, das sogleich von dem Feinde be-
setzt wurde, aber wegen des mörderischen Feuers von der Insel
her bald wieder verlassen werden mußte. Ich konnte den sinnrei-
chen höchst einfachen Brückenbau jetzt bewundern. Zweihundert
der unfrigen waren dem kühnen Abenteurer gefolgt, der in der
Schule niemals sich ausgezeichnet hatte, im Kriege aber durch
sinnreiche Einfälle und Muth sich Achtung und Ansehen erwarb.
Er zeigte den Leuten die Pappeln an, welche er gewählt hatte;
man sägte sie unten ab und dann an der Stelle, wo die Aeste
ansingen; besetzte diese Stämme Paarweise an einander und
mit diesen wurde die Brücke in einer ganz einfachen Weise her-
gestellt, die jedoch hier nicht beschrieben werden kann.

Das Verfahren mußte ganz einfach und leicht sein, da es
die Leute augenblicklich zu befolgen hatten.

Meine Compagnie zog zuletzt unter Vivats hinüber. Unser General salutirte Lucien, der lächelnd auf seiner Citabelle stand, mit der Klinge seines Degens und ich blieb gleich ihm auf der Brücke stehen. Zwei starke Männer waren mit Beilen bereit, um die Brücke so schnell als sie errichtet wurde, wieder zu vernichten. Sie sahen den General an und warteten auf den Befehl dazu. Der Befehl wurde gegeben; die Brücke erfuhr eine starke Erschütterung; sie lösete sich ab, sank in das Wasser und schwamm langsam auf dem Strom nach dem Dorfe hinunter. Die echelonweise aufgestellten Truppen mit ihren Officieren begrüßten dieses blitzschnelle Manöver mit einem dreifachen Hurrah! Die Kanonen donnerten unterdeß ununterbrochen fort; man zielte sorgfältig.

In diesem Augenblicke erschien ein Parlementair; die Feindseligkeiten wurden eingestellt. Es war ein prachtvolles, großartiges Schauspiel. Alle Degen hoben sich vor der Parlemtairflagge und zeigten auf unsern Chef an der Spitze des Flosses, der zwischen zwei Soldaten mit Beilen neben mir an der andern Hälfte der Brücke stand.

„General,“ sagte der Parlementair wie ein Feind in der ritterlichen Zeit, „Sie sind von allen Seiten eingeschlossen und man bewundert Sie. Sie haben alles gethan, was menschliche Tapferkeit zu leisten vermag. Fügen Sie noch die Menschlichkeit hinzu, nicht nutzlos Blut zu vergießen. Alle Bedingungen, die Ihnen gebühren, werden Ihnen zugestanden werden.“

— „Nicht wir, nein Sie werden die Waffen strecken!“ sagte mit Feuer unser General. „Sie müssen sich uns ergeben ohne Schwerdtstreich. Wir können uns halten bis zum Abend und die französische Armee hält Sie umringt. Sie werden uns nicht zurückschicken.“

Um zwei Uhr Nachmittags war die Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Die französische Armee rückte in Massen auf die Ebene vor. Zwanzigtausend Feinde ergaben sich uns mit Waffen und Gepäck.

Denen, die ihn beglückwünschten, antwortete Lucien:

„Man wird General, wie man Künstler oder Dichter wird, durch eine spezielle Mission, durch die Gnade Gottes. Der Krieg ist nichts als ein großartiger Zweikampf zwischen dem Verstande zweier Gegner, die sich der Regimenter statt der Degen bedienen. Ich habe nichts gethan, als die Lehren meines Fechtmeisters auf dem Schlachtfelde in Anwendung gebracht.“

Byron und Fatima.

In einiger Entfernung von dem Dorfe Dveido, das nach der Meinung einiger Geographen an der Stelle liegen soll, welche sonst die Stadt Abydos einnahm, wohin die Dichter die Geschichte von Leander verlegten, von wo aber die Liebesleuchte der

Hero nicht mehr auf den Hellespont schimmert, stand im Jahre 1810 eine Fischerhütte dicht an dem Meeresstrande. Einzelne Trümmer, halb unter Ephen vergrabene Grundsteine, einige Säulenschäfte, welche die türkischen Bauern benutzten, um ihre Zelte aufzuschlagen, waren alles, was damals von dieser poetischen Stadt übrig geblieben, welche Dvid besungen.

Es war in den ersten Tagen des Mai. Ein junger Mann sammelte, gebückt am Strande, in einem Eimer den Ertrag eines reichlichen Fischfanges und drehte sich von Zeit zu Zeit um nach seiner Frau zu, die ein Tüchchen mit rother Wolle stickte und auf der Schwelle ihres Häuschen saß.

An dem heitern, von Jugend und Hoffnung strahlenden Gesichte erkannte man, daß diese armen Leute sich mit dem bescheidenen Geschicke begnügten, das ihnen Gott gegeben und daß die Liebe, indem sie ihnen Entfagung lehrte, ihrer Armuth Reize geliehen.

Plötzlich warf das Meer, das aus seiner Unbeweglichkeit gleichsam erwachte, an den Strand einen halbnackten Mann, dessen Kräfte fast erschöpft zu sein schienen. Er stand mit Anstrengung auf, schüttelte sein langes von Schaum bedecktes Haar und versuchte einige Schritte zu gehen; aber sein Gesicht erbleichte und er sank bewußtlos nieder.

Der Fischer, der ihn bemerkt hatte, eilte sogleich zu ihm, richtete ihm den Kopf auf, legte ihm die Hand auf das Herz, um sich zu überzeugen, ob er noch lebe, lud ihn auf seine Achseln und trug ihn in die Hütte. Hier legten ihn die beiden jungen Leute auf eine Matte und boten alles auf, was ihnen ihr Mitleiden eingab, um ihm das verlorene Bewußtsein wiederzugeben.

Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren, dessen Formen vollkommen gewesen sein würden ohne das kaum bemerkliche Mißverhältniß in der Länge seiner Beine und in der Form seiner Füße. Aus dem kühnen Schnitte seiner Augen und in den spöttischen Linien seiner Lippen ließ sich ein stolzer Sinn und glühende Energie erkennen. Er hatte eine hohe Stirn, breite Schläfe und das Ganze seiner Züge schien, wenn man sich so ausdrücken kann, frei von dem Eintrude zu sein, den die gemeinen Sorgen des Lebens zurückzulassen pflegen.

In Folge der liebevollen Pflege, die man ihm widmete, öffnete der Fremde die Augen bald wieder und er betrachtete mit einer Verwunderung, die nicht ganz ohne Bitterkeit war, den Fischer, der vor ihm stand und den Arm um seine junge Frau geschlungen hatte. Dann drückte er die Hand auf die Stirn, als wolle er verwischte Gedanken wieder hervorrufen und flüsterte, indem er ein Medaillon auf seiner Brust betrachtete:

— „Ada, liebes unglückliches Kind! Und ich habe nichts von Dir als eine Locke Deines Haares, das mir, dem Reisenden ohne Familie und Vaterland, eine unbekannte Hand schickte!“

Nach diesen Worten versank der Fremde in tiefes Sinnen.

(Beschluß folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 7.

für die elegante Welt.

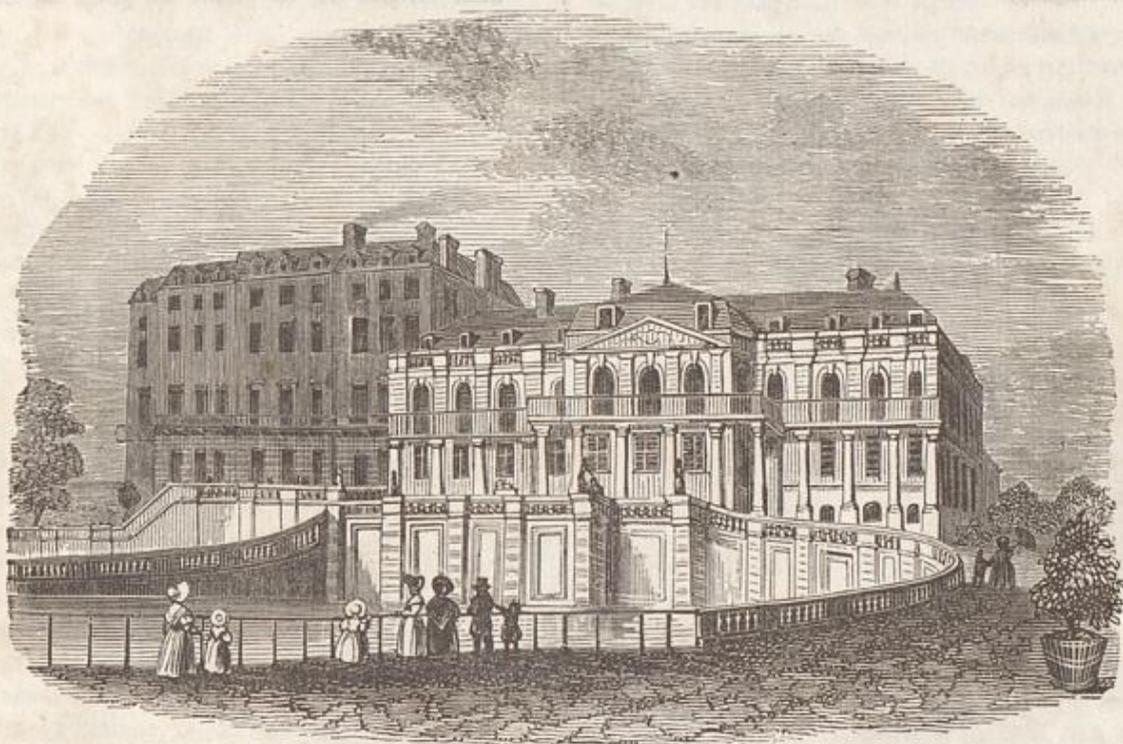
1841.

Saint-Cloud.

Nordwärts von Sevres, etwa zwei Stunden von Paris, auf einer schönen Anhöhe, zeigt sich das als Napoleon's Lieblings-Wohnsitz so bekannte Saint-Cloud. Chlodowig's Enkel, Chlodoalb, stiftete hier im Jahre 551 ein Kloster, und daher der Name des Ortes. In der Folge wurde es das Eigenthum des Erzbischofs von Paris. Ludwig XIV. erhob es zum Herzogthume. Der Bruder Ludwig's XIV. kaufte drei Landhäuser, welche Financiers gehört hatten, um das gegenwärtige Lustschloß daraus zu bilden. Der letzte Herzog von Orleans verkaufte es im Jahre 1782 an die nachmals so unglückliche Königin Marie Antoinette, welche zu seiner Verschönerung keine Kosten sparte. Um so mehr wurde es in der Schreckensperiode, als der Pöbel, unter der Leitung von Fanatikern, die Herrschaft an sich gerissen hatte, ein Opfer der Zerstörungswuth. Hier war es, wo am neunzehnten November 1799 die Repräsentanten der französischen Nation die Einführung des Consulats beschloßen.

Als Wohnsitz des Kaisers war Saint-Cloud äußerst geschmackvoll decorirt. Gemälde aus dem Museum zu Paris, Hauteligetapeten, prächtige Vasen aus der Porzellan-Fabrik zu Sevres, ein reiches, schönes Meublement machten das Ganze zu einem höchst sehenswerthen Gegenstande.

Der Park von Saint-Cloud bietet einen höchst anmuthigen Spaziergang dar. Im Innern desselben befinden sich Hirsche und Rehe. Die Pariser haben hier viele elegante Lusthäuser. Von dem Schlosse aus genießt man eine freie Aussicht nach der Stadt. Im September feiert man hier das Fest des Heiligen, und das pariser Publikum strömt alsdann schaarenweise dahin. Die feinere Welt findet sich dabei erst am letzten Sonntage (le beau dimanche) ein. Dies giebt den Kaufleuten und Krämern von Saint-Cloud eine schöne Gelegenheit, Geld zu verdienen, und ihre Einnahme soll sich nicht selten auf eine Million Franken belaufen.



(Das Schloß Saint-Cloud.)

Byron und Fatima.

(Beschluß.)

— „Unverbesserliches und ewiges Geschlecht!“ rief er mit einem stolzen Lächeln, „Ihr dummen Gelehrten, die Ihr die poetische Liebe der Hero läugnet, was werdet Ihr sagen, wenn Ihr erfahrt, daß ein Dichter über den Hellespont geschwommen ist, um Euch von Eurer Unwissenheit zu überzeugen und eine beschnittene Wahrheit wieder herzustellen?“

Dann wendete er sich an den Fischer und fragte:

„Zu welcher Nation gehörst Du?“

— „Ich bin in Oveido geboren.“

„Du bist ein Türke,“ flüsterte der Fremde, indem er die Augenbrauen zusammenzog. „Trauriges Land, wo man die Selaverei in ihrer größten Niederträchtigkeit und den Despotismus in seinen größten Schrecken findet!“

Der Fischer sah aufmerksam den Fremden an, als habe er die Worte desselben nicht verstanden.

„Der Tiger,“ antwortete er nach einigem Nachdenken, „ist der Tyrann und der Schrecken der Wälder, aber der Sperling lebt und stirbt unbekannt. Allein an diesen unbeachteten Ufern, kenne ich weder die Nacht, noch die Reue. Die Welt beginnt für mich bei diesem Meere und endiget bei diesen Ruinen. Das da, Fremder, ist mein ganzer Reichthum.“

Und er zeigte auf seine reizende Frau.

Die letzten Worte des Fischers erinnerten den Unbekannten an sein persönliches Unglück; auf seinem Gesichte zeigte sich Trauer und Entmuthigung:

„Ach,“ sprach er, „wenn die Sorgen unter Euch nicht wohnen, so verschließ mir diese Hütte; werft mich zurück in die Wogen des Meeres, das minder unbefändig ist als mein Glück und minder bewegt als mein Leben; denn überall, wo ich erscheine, tritt mit mir das Unglück ein.“

Die beiden Gatten sahen einander an und der Fischer antwortete:

„Der Koran sagt: suche nicht zu ergründen, was du nicht wissen sollst. Nimm den Armen und den Reisenden auf. Das Wohlthun ist Gott wohlgefällig.“

Iber er bemerkte, als er so sprach, daß der Unbekannte, erschöpft durch Mattigkeit und Fieber, den Kopf auf die Matte hatte sinken lassen und eingeschlummert war.

„Der Mann muß sehr unglücklich sein,“ flüsterte die Frau.

— „Ja wohl,“ entgegnete der Mann, indem er einen langen Kuß auf die Lippen seiner jungen Frau drückte, „er hat keine Fatima.“

2.

Es verging eine Woche, ohne daß der Fremde, der sich von seinen Anstrengungen gänzlich erholt hatte, von seiner Abreise sprach. Er schien sein umherschweifendes Leben, seinen Kummer und sein Unglück ganz vergessen zu haben. Auch erinnerte er sich nicht, daß die Fregatte „The Salsette“ ihn in der Straße der Dardanellen erwartete; er konnte sich von der großartigen Natur umher nicht wieder losreißen. Vielleicht hatten auch die Schönheit und die Anmuth Fatimas größern Eindruck auf sein Herz gemacht, als er anfangs glauben und als er selbst wünschen mochte.

Eines Morgens traf der Fremde den Fischer am Strande;

sein Gesicht war sorgenbleich, seine Stimme hatte das Liebliche verloren, das ihr einen unwiderstehlichen Reiz gab.

„Spanne Deine Segel aus, Marcos, ich will fort.“

Während er dies sprach, warf er verstohlen einen Blick auf Fatima, um zu sehen, welchen Eindruck diese Ankündigung auf sie mache; aber die junge Frau blieb ganz gleichgültig; die blühende Farbe ihrer Wangen erbleichte nicht.

„Ihr verlaßt uns schon?“ fragte sie bloß.

Der Reisende, der nur ein theilnehmendes Zeichen erwartete, um seine Abreise zu verschieben und zu den schmerzlichen Trostphäen, die sein Stolz bereits errang, einen neuen Sieg zu fügen, konnte den Verdruß kaum verbergen, den ihm die Gleichgültigkeit Fatimas verursachte. Er blieb während der ganzen Ueberfahrt still und schweigsam, wandte aber die Augen von der Gegend nicht ab, welche er verließ. Nur allmählig vermochten die majestätische Klarheit des Hellepontes, die Ansicht der Dardanellen in der Ferne, jener Schlüssel von Constantinopel, welche die Türken poetisch Bogenhase Issari nennen und an deren Thürmen die Bogen rüttelten, die großartigen Bilder der Natur, die so gewaltig zur Phantasie sprachen, die Melancholie aus seiner Seele verdrängten und als das Boot die Fregatte erreichte, hatte die Stirn des Dichters sich aufgeklärt.

Die Freude war groß am Bord des Schiffes, als der berühmte Passagier zurückkam, in welchem unsere Leser leicht Lord Byron erkannt haben werden. Der Dichter drückte aber den Freunden bloß die Hand, ließ einen seiner Koffer öffnen, nahm prächtige Stoffe und kostbare Juwelen heraus und bot diese dem Schiffer Marcos.

„Fatima bedarf dieser Dinge nicht, um schön zu sein,“ sprach er leise; „aber diese Geschenke mögen dazu dienen, Euch an den unbekanntenen Reisenden zu erinnern; ich für meinen Theil werde die Fischerhütte von Oveido nie vergessen.“

Das Meer war ruhig, der Himmel klar und durchsichtig und Alles schien dem kleinen Boote eine glückliche Rückfahrt zu verkündigen; in einer Wolke aber, die wie ein schwarzer Punkt am Horizonte schwebte, erkannten die Matrosen der Fregatte ein schlimmes Zeichen. Byron theilte wahrscheinlich diese Besorgniß, denn er stellte sich mit dem Fernrohre auf das Verdeck. Die Wolke wuchs wirklich mit unbegreiflicher Schnelligkeit; bald erhob sich der Wind und wurde zum Sturm, glühende Blitze zuckten am Himmel hin und die Bogen hoben sich Berge hoch. Gleichgültig gegen die Gefahr, welche das Schiff bedrohte, verfolgte der Dichter, der wohl wußte, daß ein anderes Drama am Strande spiele, mit ängstlicher Besorgniß die verzweifeltsten Anstrengungen des Fischers. Es war ein entsetzlicher, bewundernswürdiger Kampf, aber er währte nicht lange. Ein Windstoß warf das gebrechliche Fahrzeug um, das in den Fluten versank. In dem Augenblicke, als das Boot verschwand, glaubte Byron, durch das Sturmgebrause hindurch einen herzerreißenden Angstruf zu hören.

„Überall Schmerz, überall Tod!“ klagte der Dichter.

Nach einigen Minuten, als der Sturm sich gelegt, setzte der

Capitain ein Boot aus, um den Leichnam des Fischers suchen zu lassen. Byron, der sich die Kraft nicht zutraute, die Verzweiflung Fatimas zu sehen, rief seinen Diener, gab ihm 200 Piafter und trug ihm auf, dieselben der armen Wittwe zu überbringen.

Drei Stunden später kam das Boot zurück. Der Diener brachte die Börse wieder, die gar nicht geöffnet worden war, mit den geheimnißvollen Worten Fatimas: „Wozu bedarf ich des Goldes? Wann das Herz zu schlagen aufhört, erlischt das Leben.“

3.

Zwei Tage waren vergangen, seit der Fischer verunglückt war. Fatima saß auf der Schwelle ihrer Hütte. Einer ihrer Arme ruhte auf ihren Knien und stützte ihr Haupt, während die andere Hand die Kügelchen ihres Comboloio (Rosenkranzes) bewegte. Ihr nur leicht blaßes Gesicht würde so heiter gewesen sein, wie in den Tagen des Glückes, hätten nicht ihre Augen fieberisch und seltsam gefunkelt, hätte nicht der breite bläuliche Ring um dieselben Schlaflosigkeit verkündet.

Während sie so still und nachdenkend dasaß, näherte sich eine Schaluppe dem Ufer. Sie vernahm das Rauschen der Ruder, sah auf und ein Blitz unbeschreiblicher Zufriedenheit leuchtete aus ihren Augen, als sie den Dichter erkannte.

„Willkommen!“ sprach sie zu ihm, indem sie ihm die Hand reichte.

Byron betrachtete sie mit großer Verwunderung; über seine Stirn zog eine Wolke und er flüsterte fast unwillkürlich: „Sind denn alle Frauen einander gleich? Gestern verheirathet, heute Wittwe.. und keine Klage, keine Thräne?“

Fatima hatte ihn mit ironischer Aufmerksamkeit angehört: „Thränen, Klagen..“ unterbrach sie ihn kopfschüttelnd, „ach nein, Mylord.. Ich wünschte nur, Sie noch einmal zu sehen, um Ihnen das Glück zu wünschen, das Sie verdienen und nicht gefunden zu haben scheinen. Nun, leben Sie wohl!“

— „Wohin willst Du gehen, Fatima?“

„Hierhin, dorthin, es liegt nichts daran.. jeder Ort ist gleich, wo ich keine herzerreißenden Erinnerungen, kein Bild vergangener Freuden finde..“

— „Du verlässest ohne Bedauern diese Hütte?“

„Ohne Bedauern.“

— „Auf lange Zeit?“

„Für immer.“

Während sie so sprach, eilte Fatima über die Felsen hin und war bald in den Schlünden und unter den Ruinen an den Ufern des Sestos verschwunden. Byron, den diese unerwartete Flucht überraschte, eilte ihr nach und sah sie bald am Rande eines Abgrundes knien.

Die traurige Stille dieses wildrauhes Ortes, der so seltsam von der lachenden und fruchtbaren Natur umher absteht; die Stellung Fatimas, die von ihrem langen aufgelöseten Haar umhüllt war; das Brausen des Meeres in der Ferne, alles vereinigte sich, um dem Auge und dem Gedanken eines der Bilder zu ge-

währen, welche von keinem Maler wiedergegeben, von keinem Dichter beschrieben werden können. Die Scene machte einen gewaltigen Eindruck auf Byron, der nach einiger Zeit neben der Frau des Fischers niederkniete und sprach:

„Bergieb mir, wenn ich Deine Thränen beleidigte; aber wer könnte Dich sehen, ohne Dich zu lieben. Die Frauen sind so schön, wenn sie beten.“

Fatima schien von diesen Worten weder überrascht noch verletzt zu werden; aber sie näherte sich dem Abgrunde mehr und mehr, und während ein schmerzliches Lächeln um ihre Lippen spielte, sprach sie:

„Ich war stolz auf meine Schönheit, weil sie die Freude meines Mannes war, jetzt aber..“

— „Die Zukunft gehört Gott,“ unterbrach sie der Dichter; „Dein Herz kann zu neuer Liebe erwachen; das Glück ist für Dich nicht gestorben..“

Fatima schüttelte das Haupt, richtete sich würdevoll auf und sprach, indem sie auf das Meer wies:

„Dort ist mein Glück versunken.“

Dann deutete sie nach dem Himmel und setzte hinzu:

„Dort oben werde ich es wieder finden.“

Bei diesen Worten neigte sie sich über den Abgrund, sprach ein letztes Wort, das der Dichter nicht verstand, und verschwand.

Lord Byron kam denselben Abend auf die Fregatte zurück, welche ihn nach Constantinopel führen sollte. Die Passagiere konnten bemerken, welchen tiefen, schmerzlichen Eindruck das Drama, dessen Zeuge und Urheber er gewesen, auf den Geist dieses Mannes gemacht hatte, der die Welt, in welcher er gelebt, so tief verachtete, daß er auf das Grab eines neufundländischen Hundes, des Gefährten seiner Reisen und Gefahren, schrieb:

„Dieses Denkmal deckt einen Freund; ich hatte nur Einen, und hier ruhet er.“

Der jacobitische Canarienvogel.

Anekdote aus dem Leben des Grafen von Peterborough.

1.

Es war 1713 unter der Regierung der Königin Anna, nach der Unterzeichnung des Friedens von Utrecht, als die von den letzten politischen Ereignissen noch aufgeregte Stadt London von Zeit zu Zeit die Volksredner laut ihre Meinungen aussprechen und unter freiem Himmel oder in den Schenken die Debatten des Parlamentes parodiren hörte.

Ein Herr, der von dem Hurray eines Volkshaufens verfolgt, um die Ecke einer Straße in Westend bog, blieb vor einem aristokratischen Hause stehen und klopfte so schnell an die Thüre, wie es Gäste aus der vornehmen Welt zu thun pflegen. Die Thüre

wurde geöffnet und der Herr trat ein, doch erst als er würdevoll den Volkshaufen begrüßt hatte, der durch einen letzten Ausruf antwortete, in welchem man die Worte unterschied: „Nieder mit dem Herzoge von Marlborough! (Es lebe Charles Mordaunt, der Graf von Peterborough!“

Das Haus, in welches der Graf, denn er war es, unter so lärmender Begleitung trat, schien eines von denen zu sein, vor welchem der Aufruhr gewöhnlich schnell vorübergeht und wo nichts das Volk lockt, die Fenster einzuwerfen. Man athmete hier gleich beim Eintritte jene eigenthümliche Luft der Ruhe und Stille, welche sich nicht bloß in Klöstern, sondern auch bei den meisten alten unverheiratheten Damen findet. Der Portier war ein weißhaariger Greis und der einzige männliche Diener, welcher unter diesem friedlichen Dache wohnte. Eine Kammerfrau wies den Grafen in das Zimmer der achtbaren Lady Judith Carey, der Besitzerin des Hauses und Tante von mütterlicher Seite Charles Mordaunts, Grafen von Peterborough. Während der Graf auf seine ehrwürdige Tante wartete, der man seine Ankunft meldete, erkannte er auf den ersten Anblick, daß die Meinungen der alten Dame noch immer dieselben waren; ein einziges Gemälde zierte das Zimmer und dies war das Portrait Jacobs II., des entthronten Königs. Lady Judith hatte als treue Jacobitin der Welt entsagt und lebte seit der Revolution von 1688 fern von dem Hofe. Einige böse Zungen bemerkten allerdings, daß die Zeit dieses Rücktritts genau mit der zusammentreffe, in welcher man zuerst einige graue Haare auf ihrem blonden Haupte erblickt habe, als wenn eine hübsche Dame in einer Zeit, da Herren und Damen Perrücken trugen, in Verlegenheit hätte sein können, dieses erste Zeichen des Jugendabschiedes zu verbergen. Lady Judith hatte noch mehr als einen Verehrer ihrer Reize und ihrer Jugend, als sie sich plötzlich entschloß, dieselben nicht länger in dem Palast von St. James bewundern zu lassen. Mit dem Verlaufe der Zeit waren die jacobitischen Meinungen der Lady Judith eine wahre platonische Liebe geworden; sie verehrte die Stuarts in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie sah alles, was vor 1688 geschehen war, im schönsten Lichte; ihre Hoffnung zeigte ihr in der Rückkehr der verbannten hohen Familie ein neues goldenes Zeitalter für England, und diese Hoffnung, wie die Erinnerung, trösteten sie über die Gegenwart.

Ihr Neffe und Erbe, der Graf von Peterborough, jener lebenswürdige Herr, jener originelle Ritter, den man den Don Quixote der Geschichte genannt hat, hatte nicht immer in der Gunst einer Tante gestanden, welche so fest und treu an ihren Grundsätzen hing.

(Beschluß folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 8.

für die elegante Welt.

1841.

Der jacobitische Canarienvogel.

Anekdote aus dem Leben des Grafen von Peterborough.

(Beschluß.)

Der Graf hatte dem Könige Wilhelm gedient und diente noch der Königin Anna; als gute Tante besänftigte aber Lady Judith, nachdem sie ihm lange Predigten gegen Usurpation und rebellische Unterthanen gehalten, ihren Unwillen aus Rücksicht auf seine Mutter, amnestirte ihn im Voraus im Namen Jacobs III. und versprach ihm selbst die Bestätigung aller seiner Vorrechte, Titel, Würden und Aemter unter der nahe bevorstehenden Restauration. Kurz, Lady Judith liebte ihren Neffen sehr und würde, als sie von seinem Besuche benachrichtiget wurde, schneller erschienen sein, hätte sie nicht eben den einzigen Nebenbuhler angehört, den er bei ihr hatte.

Dieser Nebenbuhler des edeln Grafen, des Siegers von Catalonien, des Generals, des Admirals, des Diplomaten, des Redners, des galanten Hofmanns, o Wichtigkeit alles menschlichen Ruhmes!.. war ein Canarienvogel.

Fifi war in den Augen der Lady Judith ein weit außerordentliches Geschöpf Gottes als alle Generale, Admirale, Diplomaten, Redner und Höflinge des neuen Hofes von St. James. Fifi war ein wunderbarer Vogel; er sang ein ganzes Lied, ein jacobitisches Lied und sprach sehr deutlich die Worte aus: „es lebe der König Jacob!“ Fifi war also besser als ein gewöhnlicher Canarienvogel und fast eine politische Person.

Man kann sich deshalb auch denken, daß Fifi, wenn er nicht auf dem Finger seiner Herrin saß, sein royalistisches Liedchen in einem vergoldeten Käfige pfliff. Lady Judith brachte ihm selbst Wasser und Futter in sein kostbares Gefängniß und gab ihm jeden Morgen süßen Biscuit. Nicht leicht war die Gunst zu erlangen, Fifi zu sehen und zu hören; man mußte, um dies zu erlangen, seiner Meinungen wegen bekannt sein und diese geheimnißvolle Verehrung hatte nicht wenig dazu beigetragen, dem Vogel in einem gewissen Gesellschaftskreise einen Ruf ohne Gleichen zu geben. Man schrieb ihm noch mehr Gaben zu, als er von dem Himmel wirklich erhalten hatte und nach einigen wohl unterrichteten Damen sang er nicht bloß ein Lied, sondern zehn, sprach er nicht bloß „es lebe der König Jacob,“ sondern hielt eine ganze Rede über die legitimen Rechte der Stuarts, eine weit berebere Rede als die des Lords Bolingbroke zu sein pflegten.

Fifi machte, so wie er war, das größte Glück der Lady Judith aus; sie that fast nichts, als daß sie ihn anhörte oder liebkosete; sie liebte ihn beinahe eben so sehr als den König Jacob selbst und wenn sie zu Gunsten eines Canarienvogels ihr Testament hätte machen können, würde Lord Peterborough sicherlich nicht zu fest haben auf die Erbschaft seiner achtbaren Tante rechnen dürfen; da aber der Graf durch die englischen Gesetze über die Testamente geschützt war, so lachte er im Stillen über die Gunst, welche sein Nebenbuhler genoss und nahm sich sogar vor, seine Tante bisweilen ein wenig durch Tadeln des wunderbaren Vogels zu ärgern. Allerdings griff er die seltenen Eigenschaften Fifis als schlauer Diplomat an; er hatte seine Tante davon überzeugt, daß er auf denselben neidisch sei und Lady Judith verzieh ihm einen Neid und eine Eifersucht, die ihr bewiesen, wie sehr sie von ihrem Neffen geliebt werde.

„Wie Du aussehst, Charles!“ sagte sie, als sie den Grafen bemerkte; „wer ist Dein letzter Kammerdiener gewesen und aus welchem Lande kommst Du? Denn, wie der Dichter Swift behauptet, Du bist in Wien, wenn man meint, Du wärest in Madrid.“

— „Liebe Tante,“ antwortete der Graf, „ich komme bloß aus Italien, wo ich freilich einen Monat im Gefängnisse verbracht habe; aber die Unordnung in meinem Anzuge schreibt sich von meiner Ankunft in London her und mein letzter Kammerdiener war der Pöbel, der mich bis an Ihre Thüre begleitete, um mich dafür um Entschuldigung zu bitten, daß er mich für einen großen Mann gehalten und mich deshalb in die Themse habe werfen wollen.“

„Was willst Du damit sagen, lieber Neffe?“

— „Ich will damit sagen, werthe Tante, daß ich beschneiden zu Fufe über Grosvenor-Square ging auf dem Wege zu Ihnen, als Jemand sich den schlechten Spaß machte und rief, ich sei der Herzog von Marlborough. Es kamen noch etwa zwanzig andere Personen der Art hinzu, die mich mit dem Rufe verfolgten: „Nieder mit Marlborough! Nieder mit dem Geizhalse! Nieder mit dem Verräther!“ etc. Sie singen sogar an, Hand an mich zu legen, als ich ihnen sagte: „Sie irren sich, meine Herren, ich bin nicht der Herzog von Marlborough, und ich will Ihnen dafür zwei Beweise geben, erstens habe ich nur fünf Guineen in der Tasche und zweitens schenke ich Ihnen dieselben.“ Ich warf das Geld der Canaille zu, die es gierig aufraffte; dann begrüßte man mich auf die Andeutung eines meiner ehemaligen

Lauren mit meinem wahren Namen und ich glaube, man hätte mich für meine fünf Guineen im Triumphe getragen, wenn ich nicht entschlüpft wäre, da ich mich von den plumpen Händen weder gern streicheln noch puffen lasse.“

„Mein lieber Charles,“ entgegnete die Lady Judith lachend, „ich erkenne Dich an Deinen spöttischen Reden und an Deiner Freigebigkeit. Laß sehen, wie viel mich dieses Epigramm gegen Lord Marlborough kosten wird; kommst Du mit recht vielen Schulden von dieser neuen Reise zurück? Zuerst erzähle mir aber die Geschichte Deiner Gefangenschaft.“

— „Ich komme zurück mit allen möglichen Ansprüchen auf das Mitleid einer ächten Jacobitin, liebe Tante, da mir die monströse Haft, die ich in der Feste Urbino erlitten habe, für unsern legitimen König auferlegt wurde.“

„Für Jacob III., Charles! Hättest Du Dich zu der guten Sache bekehrt? Hättest Du endlich rufen lernen: „es lebe der König Jacob III.“ wie ein treuer Unterthan?“

„Wie Fifi wollen Sie sagen?“ rief der Graf, indem er seine Tante unterbrach.

— „Run ja, meinetrogen, wie Fifi, Du unverbessertlicher Spötter.“

„Liebe Tante, Scherz bei Seite, ich komme wahrhaftig als erkenntlicher Freund Ihres glücklichen Vogels nach Hause; mußte ich nicht an seine politische Treue, an seinen glückseligen Käfig und an seine gute Gefangenwärterin denken, als ich mich hinter den Riegeln eines italienischen Gefängnisses sah? Ich konnte meine Fesseln nur dadurch brechen, daß ich meine Verwandtschaft mit Ihnen und Ihre Meinungen statt der meinigen anrief.“

— „Ich versuche noch immer vergebens, Dich zu begreifen, Charles.“

„In dem Augenblicke, als ich nach Urbino kam und nur an meine etwas zerrüttete Gesundheit, nicht an Politik dachte, sah ich mich auf Befehl des Papstes nebst allen Engländern verhaftet, die sich damals in den päpstlichen Staaten befanden, weil wir des Planes verdächtig sein sollten, den Ritter von St. Georg, — ich bitte um Verzeihung, liebe Tante, Jacob III. wollte ich sagen, zu entführen. Alle meine Reclamationen und die unserer Diplomatie hatten mir meine Freiheit noch nicht zu verschaffen vermocht, als ich einen Brief von Ihnen erhielt, in welchem Sie mir Nachricht von Ihnen und Ihrem Vogel erteilten, auch hinzufügten, nach Ihrer Gewohnheit, daß das liebe Geschöpf nicht aufhöre, das loyale Lied zu pfeifen und jeden Tag die Huldigung seiner Treue wiederhole. Diesen Brief sandte ich dem Legaten von Bologna und er vermochte mehr als alle diplomatischen Noten; man gab mir die Freiheit, nicht als englischem General oder Admiral, sondern als dem Neffen der royalistischsten aller Tanten.“

— „Ach, Charles, Du kommst als der ärgste Schmeichler von Deiner Reise zurück; aber ich glaube doch, daß Du wirklich dankbar bist. Komm, begrüße zuerst Deinen Befreier in seinem Käfige.“

Der Graf folgte seiner Tante mit dem befriedigenden Gefühle, sie in gute Laune versetzt zu haben und in der Ueberzeugung, daß sie durch einen wohlgespickten Beutel die fünf Guineen ersetzen würde, die er eben dem Londoner Pöbel zugeworfen hatte. Der Graf sah sich oft genöthiget, sich an Lady Judith zu wenden.

2.

Welche Liebe Lord Peterborough auch für Lady Carey fühlte, so würde er sie doch wohl nicht zu allererst besucht haben, wäre er nicht eben sehr verlegen um Geld gewesen. Sein Herz hegte ein zärtlicheres Gefühl, als man auch für die beste Tante empfindet; es gab für ihn in London eine reizendere Stimme als die des wunderbaren Canarienvogels. Lord Peterborough war in die berühmte Sängerin Anastasia Robinson verliebt. Er glaubte von derselben geliebt zu werden und wurde es auch wirklich und nur sein Stolz verhinderte es noch, ihr seinen Namen durch eine öffentliche Vermählung zu geben. Wenn bisweilen die Rede zwischen ihm und ihr auf die Frage einer rechtmäßigen Verbindung kam, so schützte er die Vorurtheile seiner Tante vor, die seinem Vorgeben nach einen Neffen enterben würde, welcher so wenig auf seinen Rang hielt, um ihn mit einer Theaterprinzessin zu theilen. Zur Entschädigung für diese fortwährende Weigerung, ihre Verbindung rechtmäßig zu machen, überhäufte Lord Peterborough die Geliebte mit Geschenken; er konnte keiner ihrer Launen widerstehen, ja er rief selbst Wünsche in ihr hervor, nur um die Freude zu haben, dieselben zu errathen. Anastasia durchschaute wohl den Beweggrund so großer Gefälligkeit und wenn sie sich bisweilen stellte, als sei sie schwer zu befriedigen, so geschah es bloß, um die galante Freigebigkeit des Grafen zu ermüden und ihn zu dem Geständnisse zu bringen, daß es ihm doch hundertmal weniger kosten würde, sie lebenslänglich zur Frau als ein Jahr zur Geliebten zu haben. Die Erbschaft der Tante stand also auf dem Spiele, schon im Voraus verbraucht zu werden; aber nichts war zu prachtvoll und zu theuer in den Augen des Grafen für Anastasien.

Eines Tages fand Lord Peterborough Anastasien nachdenkend und an ihrer Schmolliene, an ihrem halben Lächeln errieth er, daß sie eine Bitte an ihn habe. Die Herzogin von Northumberland war den Tag vorher im Hyde-Park in dem herrlichsten Wagen mit zwei allerliebsten kleinen Pferden erschienen. Anastasia, die ihr lange nachgesehen, hatte sich sodann über die plumpe Form ihres eigenen Wagens und über das schwere Traben ihrer beiden großen Pferde beschwert. Sie weiß nicht, dachte der Graf bei sich, daß der Wagenbauer und der Koffhändler der Herzogin nur auf meine letzten Befehle warten und daß wir in einer Viertelstunde in einem gleichen Wagen in Hyde-Park spazieren fahren können.

Ach, der arme Graf war weit entfernt, den Wunsch Anastasien, die Ursache ihres Schmolliens, ihres halben Lächelns zu errathen! Nach vielen Umschweifen endlich erklärte sie ihm, daß sie die unglücklichste aller Frauen sein, daß sie keine Note mehr im Theater oder zu Hause singen, daß sie hinwelken und krank

werden, daß sie sterben würde, wenn sie nicht den Canarienvogel der Lady Judith Carey erhielt.

Den Canarienvogel der Lady Judith! Wie konnte der Graf diesen von seiner Tante erhalten? Unmöglich. Niemals hatte eine Prinzessin in der Ritterzeit ihrem Anbeter eine so schwere Prüfung auferlegt. Wollte Anastasia ihn vom Verstande bringen oder scherzte sie?

— Aber nein, das Verlangen war ein ganz ernstliches, Anastasia bewies es ihm und ehe er der Geliebten entsagte, versprach ihr Lord Peterborough, sie solle den Canarienvogel haben. Wodurch das zu erlangen sei, wußte er freilich selbst noch nicht und er gab das Versprechen in wahrer Verzweiflung.

„Wenn ich mein Versprechen nicht halten kann,“ dachte er bei sich, „so bringe ich mich um, oder lasse mich vielmehr umbringen.“ — Denn der Lord, so excentrisch er auch, Soldat und Seemann zugleich war, bedurfte des Selbstmordes nicht, um sein Leben zu verkürzen; ungerechnet, daß er sich auf irgend einer Alpen- oder Pyrenäenspitze umwerfen lassen konnte.

Er hatte indeß den Canarienvogel versprochen und er zog endlich die wahrscheinliche Verzweiflung seiner Tante der eigenen, d. h. der Anastasiens vor. Den Vogel gutwillig zu erhalten, war zu schwer, er entschloß sich also lieber, ihn zu entwenden. Wie fing er dies an? Wie täuschte er die liebevolle Wachsamkeit der Lady Judith? Man weiß es nicht. Wahrscheinlich hatte er sich wie in Catalonien, um sich der Feste Denia zu bemächtigen, Einverständnisse in dem Orte selbst verschafft: genug, der Graf Peterborough brachte den berühmten Canarienvogel seiner geliebten Anastasia, der er empfahl, ihn vor Aller Augen verborgen zu halten und nur für sich zu bewahren, was die Sängerin, gerührt von dem neuen Beweise der Liebe, den ihr ein so großer Geldherr gab, willig versprach. Nun muß man wissen, daß man, ohne zu hoffen, die gute Dame zu täuschen und bloß um die Entführung Fisis zu erleichtern, dem wunderbaren Canarienvogel einen andern von derselben Größe und derselben Farbe untergeschoben hatte, der eben so zahm, dem andern mit einem Worte völlig ähnlich war, — ausgenommen, daß man von ihm vergebens das jacobitische Lied und jene so deutlich gesprochenen Worte, jene politische Herausforderung erwartete, die ein armer Vogel allen Whigs und allen Rebellen Englands hinwarf: „es lebe der König Jacob!“

Erschrocken über seine Kühnheit und seinen Diebstahl, wagte der Graf von Peterborough nicht mehr vor seiner Tante zu erscheinen; er entfernte sich selbst auf einige Zeit, um jeder Erklärung aus dem Wege zu gehen. Als er endlich wieder bei ihr erschien, hatte ein wichtiges Ereigniß stattgefunden, gegen das die alte Lady Judith nicht unempfindlich bleiben konnte. Durch schlechte Råthe verleitet war der Ritter St. Georg in Schottland gelandet; aber das Glück krönte seinen Muth nicht und er hatte sich besiegt, fast ebenso unglücklich in Scherismoor wieder eingeschiff, als es zwanzig Jahre später sein Sohn Karl Eduard zu Culloiden war.

Der Graf von Peterborough brauchte sich also nicht zu wun-

bern, daß er seine Tante so betrübt fand. Sie kam allen seinen Beileidsbezeugungen zuvor, sprach zuerst von dem Unglücke, das sie als treue Jacobitin beklagte und kam dann ganz natürlich auf ihren geliebten Canarienvogel:

„Ach, mein lieber Charles,“ setzte sie hinzu, während der Graf blaß wurde und zu zittern anfing, „Du wolltest manchmal an das Gefühl Fisis nicht glauben.., so erfahre denn, daß der arme Vogel, seit unser rechtmäßiger Fürst so schrecklich verrathen worden ist, auch keinen einzigen Ton mehr von sich giebt. Du kannst Dir denken, daß dieses Zeugniß von Trauer mit meinen Liebbling noch theurer macht..“

Dank seinem guten Sterne und der Einbildung der edeln Dame, der Graf von Peterborough war gerettet. Er hütete sich wohl, das sympathische Schweigen des royalistischen Vogels auf andere Weise zu erklären und entfernte sich, um seiner lieben Anastasia zu empfehlen, noch gewissenhafter als je das Geheimniß seines glücklichen Diebstahls zu wahren.

3.

Es giebt misanthropische Geister, die geschickt einen Flecken an der Sonne und einen übeln Gedanken in einem Menschenherzen zu entdecken wissen und vielleicht vermuthen, Anastasia Robinson habe weniger den Besitz des berühmten Canarienvogels, als die Verzweiflung und in deren Folge den Tod der vortrefflichen Tante erstrebt, die man ihr als das einzige Hinderniß ihrer Vermählung mit dem Grafen von Peterborough geschildert hatte. Hätte sie so gerechnet, würde sie sich ohne Zweifel sehr getäuscht haben. Aber es ist mit unsern Illusionen, welche für uns so gut wirkliche Dinge vertreten, gerade wie mit der Wirklichkeit; sie dauern nur eine gewisse Zeit. Der untergeschobene Canarienvogel starb eines natürlichen Todes, oder vielleicht als Opfer irgend eines neuen Complottes. Er starb und um das Unglück voll zu machen, hatte die arme Lady Judith zu dieser Zeit keinen Tröster, da ihr geliebter Neffe vertrieben war. Gott weiß es, wie viele heiße Thränen dem todtten Vogel flossen!

Die Quelle dieser Thränen war noch nicht vertrocknet, als man bei der Lady Judith eine junge und schöne Unbekannte einführte, welche um eine geheimnißvolle Unterhaltung nachgesucht hatte. Lady Judith, die nicht mehr an den Hof, nicht in Gesellschaften, nicht in das Theater ging, hatte nie von der berühmten Sängerin Anastasia gehört noch sie gesehen und diese war es. Als ächte Sirene fesselte sie leicht die Aufmerksamkeit der alten Dame, wußte gewandt den angeblichen Zweck ihres Besuches unberührt zu lassen und kam, wie es schien, ganz natürlich dahin, daß sie sang.. Welches Lied wählte Anastasia? ohne Zweifel das jacobitische, das der wunderbare Vogel so schön gepfeifen hatte, denn Lady Judith weinte vor Rührung und mußte sich im Herzen gestehen, wenn Fisi noch lebte, würde er durch diese reizende Stimme übertroffen werden, die es vermöchte, alle rebellischen Unterthanen in den drei Königreichen für ihren rechtmäßigen König zu gewinnen. „Ach, welches Glück, welcher Trost, wenn ein solcher Gesang bisweilen meine Einsamkeit erfreuen könnte!“ Sie

sprach etwas der Art gegen die schöne Sängerin aus, die es erwartete, aber bescheiden antwortete, ihr Neffe, ihr geliebter Neffe, aber dies sei ein Geheimniß, das sie der Lady ganz im Vertrauen mittheile — ihr Neffe habe seit lange die Liebe einer Dame erworben, welche wenigstens eben so gut singe, als sie, die Unbekannte. Kurz Lady Judith erfuhr (immer als tiefes Geheimniß), ihr Neffe habe geschworen, sich mit der schönen Anastasia zu vermählen, er zögere aber, diese Verbindung einzugehen, weil er fürchte, seine Tante zu kränken. Lady Judith war bezaubert, sie ahnete wohl etwas von der Wahrheit und sagte: „ach, wenn diese Nichte Ihnen gliche, so würde ich meinem Neffen nicht eben zürnen, daß er sie geliebt und ohne meine Erlaubniß geheirathet.“

Wir lieben lange Geschichten nicht und da der Leser die Entwicklung der vorliegenden bereits errathen haben wird, so ist es recht und billig, sie abzukürzen. Nach der Rückkehr von seiner Reise fand Lord Peterborough zu seiner Verwunderung seine Tante nicht bloß über den Tod Fisis getröstet, sondern auch über seine Verheirathung so gut gestimmt, daß sie ihn selbst aufforderte, ihr eine Nichte zu geben, welche ihr während seiner häufigen Abwesenheit jacobitische Lieder vorsingen könnte. Er entschloß sich sogleich, sich mit Anastasia Robinson zu verbinden. Diese wollte, ohne eine gefährliche Rivalität in der Liebe ihrer edeln Tante zu fürchten, am Hochzeitstage Fisi, den ächten Canarienvogel, wieder in seinen goldenen Käfig bringen. Diese Restauration gewann der reizenden jungen Frau die Liebe ihrer Tante ganz, so daß sie in Geduld die Regierung der beiden George ertrug, welche der Königin Anna zum Nachtheile des rechtmäßigen Königs folgten.

Bilderbuch ohne Bilder.

Von Andersen.

(Aus Hertha, einem schwedisch-dänischen Taschenbuche für 1841.)

Ich bin ein armer Bursch und wohne da drüben in einer der schmalsten Straßen, aber an Licht fehlt mir's nicht, denn ich wohne hoch oben mit der Aussicht über alle Dächer. Die ersten Tage, als ich hier in die Stadt gekommen war, da war mir Alles so eng und einsam; statt des Waldes und der grünen Hügel hatte ich jetzt nur die grauen Schornsteine zum Horizont. Nicht einen Freund hatte ich hier, nicht ein bekanntes Gesicht grüßte mich.

Eines Abends stand ich recht betrübt an meinem Fenster; ich öffnete es und sah hinaus. Ach, wie froh ward ich! ich sah ein Gesicht, welches ich kannte, ein rundes freundliches Angesicht, meinen besten Freund von drüben aus meiner Heimath: es war der Mond, der liebe alte Mond, unverändert derselbe, gerade so wie er aussah, wenn er dort durch die Weidenbaume am Sumpfe zu mir hindurchblickte. Ich warf ihm Küsse mit den Fingern zu, und er schien gerade in meine Kammer und versprach,

daß er jeden Abend, wenn er oben wäre, ein wenig zu mir hineinschauen wolle; das hat er auch seitdem redlich gethan, schade, daß er nur so kurze Zeit bleiben kann. Jedesmal, wenn er kommt, erzählt er mir Ein oder das Andere, was er die Nacht vorher oder denselben Abend gesehen hat. „Male nun das, was ich Dir erzähle,“ sagte er bei seinem ersten Besuch, „so sollst Du ein recht artiges Bilderbuch bekommen.“ Das habe ich auch jetzt schon viele Abende gethan. Ich könnte ein neues „Tausend und eine Nacht“ in Bildern auf meine Weise geben.

Erster Abend.

„Gestern Nacht blickte ich auf eine Stadt in China hinter,“ sagte der Mond; „meine Strahlen beschienen die langen nackten Mauern, welche die Straßen bilden; hin und her findet sich zwar ein Thor, aber es ist zugeschlossen, denn die Welt um ihn her, was geht die den Chinesen an; dicke Jalousien verdeckten die Fenster hinter der Mauer des Hauses, nur aus dem Tempel schien ein mattes Licht durch die Scheiben. Ich sah hinein, sah auf die bunte Pracht; vom Boden bis an die Decke standen Bilder in den stärksten glänzendsten Farben und in reicher Vergoldung aufgestellt, welche das Wirken der Götter auf Erden darstellten; in jeder Nische ihre Bildsäule selbst, aber fast ganz verhüllt in bunten Draperieen und herabhängenden Fahnen, und vor jeder Gottheit — sie sind alle von Zinn — stand ein kleiner Altar mit Weihwasser und Blumen und brennenden Wachskerzen; oben aber im Tempel stand Fu, die oberste Gottheit, geschmückt mit einem Gewand aus Seidenzeug von der heiligen gelben Farbe. An der Stufe des Altars saß eine lebende Gestalt, ein junger Priester; er schien zu beten, aber mitten in seinem Gebet versank er in Grübeln, und sicher war dies über eine Sünde, denn seine Wangen gluheten und sein Kopf beugte sich immer tiefer! Armer Soui-Houng! träumte er sich vielleicht hinter die lange Mauer des Gottes, auf dem kleinen Blumenstreck arbeitend, der sich vor jedem Hause befindet und war dies Geschäft ihm weit lieber, als auf die Wachskerzen im Tempel Licht zu geben? oder gelüstete ihn, am reichgedeckten Tische zu sitzen und sich zwischen jedem Gericht den Mund mit Silberpapier abzutrocknen? oder war seine Sünde so groß, daß, wenn er sie auszusprechen wagte, das himmlische Reich ihn mit dem Tode strafen mußte, flog etwa sein Gedanke mit den Schiffen der Barbaren zu deren Heimath, dem weit wegliegenden England? Nein, sein Gedanke flog nicht so weit, und doch war er so sündhaft, als das warme Jugendblut ihn nur gebären kann, sündhaft hier im Tempel vor Fu's und der heiligen Götter Bildsäulen. Ich weiß, wo sein Gedanke war.

(Beschluß folgt.)

Bilder-Magazin

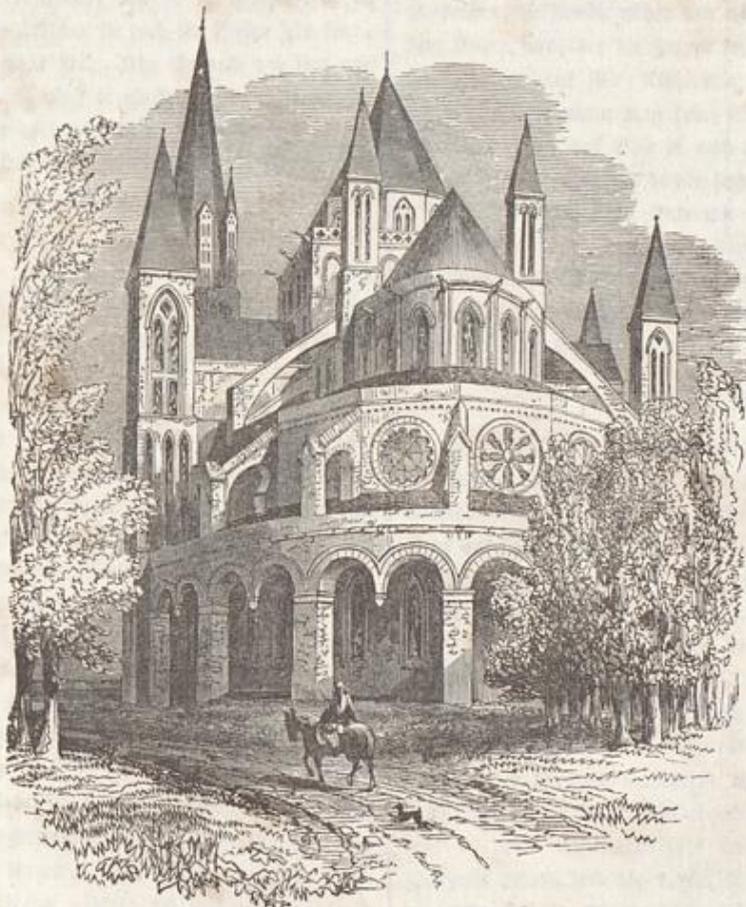
N^o 9. für die elegante Welt. 1841.

Die Abtei und Kirche St. Etienne zu Caen in der Normandie.

Die hier abgebildete Abtei von St. Etienne (von St. Stephan) war das zweite der großartigen religiösen Gebäude, welche Wilhelm der Eroberer und seine Gemahlin zu Caen errichteten. Sie wurde auf einem vom Herzoge östlich von der Stadt erkaufenen Stück Boden aufgeführt, wo früher ebenfalls eine Capelle gestanden haben soll. Indeß ging der Bau nur langsam von Statten, weil Wilhelm mit der Eroberung Englands alle Hände voll zu thun hatte.

Im Jahre 1070 wurde Lanfranc, ein berühmter Mönch, zum ersten Abt von St. Etienne ernannt und mit der Aufsicht

über das Gebäude beauftragt. Nach der Eroberung von England wurde Lanfranc Erzbischof von Canterbury, und Wilhelm Bonne Ame folgte ihm in seiner Würde als Abt. Dieser vollendete das Werk und zwar auf eine Weise, welche das ihm geschenkte Vertrauen vollkommen rechtfertigte. Die Einweihung fand 1077 unter großem Pomp und Gepränge statt. Um die Feierlichkeit zu erhöhen, ließ Wilhelm von Besançon die Reliquien des heiligen Stephan, den er zum Schutzpatron des neuen Klosters erwählt, herbeibringen. Nach dem Bericht einiger Geschichtschreiber ereigneten sich bei dieser Gelegenheit mehrere Wunder. Die Abtei wurde mit Rechten, Privilegien, prachtvollen Geschenken und ansehnlichen Besitzungen ausgestattet, und Wilhelm stellte einen mit kostbaren Edelsteinen und alten Mes-



(Die Abtei St. Etienne.)

daillen verzierten Becher auf den Altar, worin der Freibrief erhalten war. Diesen Becher nebst seiner Krone und seinem Scepter hinterließ Wilhelm nach seinem Tode dem Kloster.

Von den ursprünglichen Wohnungen der Mönche ist gegenwärtig nichts mehr vorhanden; die hier befindlichen derartigen Gebäude sind aus späterer Zeit. Dasselbe gilt von dem Hauptgebäude, welches gemeinlich Herzog Wilhelm's Pallast genannt wird. Unter den ehrwürdigen Ruinen der Abtei verdient die Staats-Halle vorzüglich Erwähnung. Sie bildet ein längliches Viereck, ist hoch und hat an ihren vier Ecken achtsseitige Thürmchen mit zierlichen Laternen. Die Fenster sind in hohe, oben spitzige Nischen eingesezt und jetzt größtentheils zugemauert. Das Innere bestand aus zwei Sälen im ersten Stockwerke, wovon sich der eine durch seine Größe, die Kühnheit seines gewölbten Daches, die Schönheit seiner gemalten Fenster und die Seltsamkeit seines musivischen Fußbodens mit den Wappenschildern mehrerer normannischen Familien auszeichnet. Aber bei dem gegenwärtigen Zustande des Gebäudes, welches als Magazin benützt wird, ist nur noch wenig von seinem vormaligen Glanze wahrzunehmen.

Die Kirche, gegenwärtig die Kirche des Sprengels, ist immer noch das beträchtlichste religiöse Gebäude der Stadt. Vieles von dem ursprünglichen Bau ist unverändert geblieben, daher

der Alterthumsforscher manches Interessante darin findet. Sie ist in Gestalt eines Kreuzes erbaut und zeichnet sich vorzüglich durch ihre mit hohen achtsseitigen Thürmen geschmückte Westseite aus, welche keine Umgestaltung erfahren hat. Die Ostseite ist ebenfalls sehr schön, rührt aber aus neuerer Zeit her und hat fast das Ansehn einer orientalischen Moschee. Das Innere der Kirche ist eben so ernst als das Aeußere und dabei edler, mit vorherrschendem römischen Baustyl, das Korinthische Capital zeigt sich hier in seiner ganzen Reinheit. Große, geräumige Galerien, deren Oeffnungen mit Balustraden geziert sind, dehnen sich zu beiden Seiten hin und sind bei Gelegenheit großer öffentlicher Ceremonien mit Zuschauern überfüllt. Die Schönheit der gemalten Fenster wird mit Recht gerühmt. Bei weitem der merkwürdigste Gegenstand der Kirche ist das Grab Wilhelm's des Eroberers, der hier begraben liegt. Der Sarg wurde im Jahr 1522 in Gegenwart eines Cardinals, eines Erzbischofs und mehrerer hohen geistlichen Würdenträger geöffnet; man fand den Leichnam völlig gut erhalten und von ungewöhnlicher Größe. Im Jahre 1562 plünderten die Hugenotten die Kirchen, Klöster u. s. w. in Caen, öffneten auch den herzoglichen Sarg und streuten seinen Inhalt umher. Indef wurden später einige von den Gebeinen wieder gesammelt und unter einem neuen Grabmale vereinigt. Dieses zweite Grabmal ward ein Opfer der Revolution im Jahre 1793.

Gegenwärtig ist bloß noch die Marmorplatte übrig, welche die irdischen Ueberreste des Herzogs deckt. Die Gebäude der Abtei werden für eine hohe Schule benützt.

Bilderbuch ohne Bilder.

Von Andersen.

(Aus Gertha, einem schwedisch-dänischen Taschenbuche für 1841.)

(Fortsetzung.)

Am äußersten Ende der Stadt, auf dem flachen mit Fliesen belegten Dach, wo das Geländer von Porcellain gebaut zu sein scheint, wo die schönen Vasen mit großen weißen Glockenblumen standen, da saß die reizende Pe, mit den schmalen schelmischen Augen, den schwellenden vollen Lippen und dem überkleinen Fuß; der Schuh drückte, aber auf dem Herzen drückte es schwerer, und sie erhob die feingedrehten Arme, und der Atlas rauschte. Vor ihr stand eine Glasschaale mit vier Goldfischen, sie rührte sanft im Wasser mit einem buntbemalten und lackirten Stäbchen, o, so langsam, so tiefinnend; dachte sie vielleicht daran, wie reich und golden die Fischlein gekleidet waren, wie sicher sie in ihrer Glasschaale lebten, wo sie ihr Futter reichlich empfangen, und wie viel glücklicher sie doch im Freien sein könnten? ja das begriff die schöne Pe. Ihr Gedanke zog fort von ihrem Hause, nach der Kirche ging er hinüber, aber es war nicht Gottes wegen, weshalb er dort hin kam. Die arme Pe, der arme Soui-Houng! ihre irdischen Gedanken begegneten sich, aber mein kalter Strahl lag wie ein Cherubschwert zwischen ihnen!" —

Zweiter Abend.

„Es war Meerestille,“ sagte der Mond, „das Wasser war so durchsichtig, wie die reine Luft, die ich durchsegelte, ich konnte tief unter der Oberfläche die seltsamen Pflanzen sehen, die wie Riesenbäume im Walde sich mit ihren kasterlangen Stengeln nach mir emporhoben; die Fische schwammen über ihren Wipfeln hin. Hoch in der Luft zog eine Herde wilder Schwäne; einer von ihnen sank mit entkräfteten Flügeln tiefer und tiefer, seine Augen folgten der lustigen Karawane, die sich mehr und mehr entfernte, er selbst aber hielt die Flügel weit ausgebreitet und sank wie eine Seifenblase in stiller Luft sinkt, er berührte die Wasseroberfläche, sein Kopf beugte sich zwischen die Flügel zurück und still lag er jetzt da, wie der weiße Lotus auf dem ruhigen Landsee. Der Wind fing an zu wehen und bewegte die leuchtende Wasseroberfläche, welche strahlte, als wenn es der Aether wäre, der in großen breiten Bogen sich hinrollte; der Schwan erhob seinen Kopf und das glänzende Wasser sprügte ihm wie ein blaues Feuer über Brust und Rücken. Der Tageschimmer färbte die rothen Wolken, und der Schwan schwang gestärkt sich auf und flog gegen die steigende Sonne, gegen die bläuliche Küste, wohin die Luft-

Karawane gezogen war; aber er flog allein, mit Sehnsucht in seiner Brust, einsam flog er über die blauen, schwellenden Wasser.“ —

Dritter Abend.

„Ich sah ein kleines Mädchen weinen,“ sagte der Mond, „sie weinte über die Bosheit der Welt. Die allerschönste Puppe hatte sie zum Geschenk erhalten, o, das war eine Puppe, so niedlich und zart, zum Mißgeschick war sie gar nicht geboren. Aber des kleinen Mädchens Brüder, die langen Knaben, hatten die Puppe genommen, sie auf einen hohen Baum im Garten gesetzt und waren dann fortgelaufen. Das kleine Mädchen konnte die Puppe nicht erreichen, ihr durchaus nicht herunterhelfen und darum weinte sie; die Puppe weinte gewiß mit, denn die Arme zwischen den grünen Zweigen ausbreitend, sah sie ganz unglücklich aus. Ja, das war der böse Lauf der Welt, wovon die Mutter so oft sprach. O, die arme Puppe! es sing ja schon an finstren Abend zu werden und dann kam die Nacht! Sollte sie hier draußen auf dem Baum allein die ganze Nacht sitzen? nein, das konnte das kleine Mädchen nicht über ihr Herz bringen. „Ich will bei dir bleiben“ sagte sie, obgleich sie eben nicht sehr muthig war; sie schien schon ganz deutlich die kleinen Kobolde mit ihren hohen, spigen Mützen zwischen den Büschen hervorzugucken zu sehen; und unten in dem langen Gange tanzten lange Gespenster, sie kamen näher und näher, streckten die Hände nach dem Baum aus, wo die Puppe saß, sie lachten und zeigten mit den Fingern auf sie. Ach, wie dem kleinen Mädchen bange wurde! „Aber wenn man keine Sünde gethan hat,“ dachte sie, „so kann einem das Böse ja auch nichts thun! ob ich wohl gesündigt habe?“ und sie dachte jetzt nach. „Ach ja,“ sagte sie, „ich habe über die arme Ente mit dem rothen Lappen am Beine gelacht, sie lachte so spasshaft, darum mußte ich lachen, aber es ist Sünde, über Thiere zu spotten!“ Und sie sah zur Puppe hinauf. „Hast du über Thiere gelacht?“ fragte sie; und es sah aus, als wenn die Puppe mit dem Kopf schüttelte.“

Vierter Abend.

„Ich schaute auf Tyrol hinab,“ sagte der Mond, „ich ließ die dunklen Tannen ihre starken Schlagschatten auf die Felsen werfen. Ich betrachtete den heiligen Christoph mit dem Jesuskinde auf seinen Schultern, wie er an den Wänden der Häuser da steht, kolossal, von der Erde bis in den Gipfel hinauf; der heilige Florian goß Wasser auf das brennende Haus, und Christus hing blutig auf dem großen Kreuz am Wege. Es sind alte Bilder für das heutige Geschlecht, ich aber habe sie errichten gesehen, eines nach dem andern. Hoch auf der Gebirgskante hängt wie ein Schwalbennest ein einsames Nonnenkloster; zwei Schwestern standen da oben im Thurm und läuteten; sie waren beide jung, und darum flog ihr Blick weit über die Berge, in die Welt hinaus. Ein Reisewagen fuhr unten auf der Landstraße, das Posthorn erklang und die armen Nonnen richteten mit verwandten Gedanken ihre Blicke auf denselben; in den Augen der jüngsten stand eine Thräne. — Und das Horn klang schwächer und

schwächer, die Glocke des Klosters überhäubte seine hinsterbenden Töne.“ —

Fünfter Abend.

Ueber vierzehn Tage hatte der Mond nicht geschienen, jetzt sah ich ihn wieder, hell und rund stand er über den langsam steigenden Wolken; höre, was der Mond mir erzählte. „Aus einer von Hegans Städten folgte ich einer Karawane; an der Sandwüste, auf einer der Salzebenen, die wie eine Eisfläche glänzen und nur manchmal mit kleinen Streifen leichten Fluglands bedeckt sind, machten sie Halt. Der Älteste, — die Wasserflasche hing an seinem Gürtel, ein Sack mit ungefüuertem Brod lag auf seinem Kopf, — zeichnete mit seinem Stab ein Viereck in den Sand und schrieb darin einige Worte aus dem Koran; über die geweihte Stelle zog nun die ganze Karawane. Ein junger Kaufmann, ein Kind der Sonne, das sah ich an seinen Augen, das sah ich an den schönen Formen seiner Glieder, ritt gedankenvoll seinen weißen schnaubenden Hengst. Dachte er vielleicht an sein junges schönes Weib? Es war nur zwei Tage her, als das Kameel, geschmückt mit Pelzen und kostbaren Shawlen, sie, die schöne Braut, um die Mauern der Stadt getragen hatte; Trommeln und Sackpfeifen hatten ertönt, die Weiber gesungen und rings um das Kameel waren Freundschaftserhalte, der Bräutigam hatte die meisten und stärksten Schüsse gethan, und jetzt — zog er mit der Karawane über die Wüste. Ich begleitete sie viele Nächte lang und sah sie an dem Brunnen zwischen den verkrüppelten Palmen ruhen; sie stießen dem stürzenden Kameel das Messer in die Brust, und brieren das Fleisch am Feuer. Mein Strahl kühlte den glühenden Sand, mein Strahl zeigte ihnen die schwarzen Felsenblöcke wie todte Inseln in dem ungeheuren Sandmeer. Sie begegneten keinen feindlichen Stämmen auf dem spurlosen Wege, kein Sturm erhob sich, keine Sandfäulen gingen tödtend über die Karawane. In der Heimath betete das junge Weib für Mann und Vater. „Sind sie umgekommen?“ fragte sie mein goldnes Horn. „Sind sie todt?“ fragte sie meine strahlende Scheibe. — Jetzt liegt die Wüste hinter ihnen; diesen Abend sitzen sie unter einer hohen Palme, wo der Kranich mit ellenlangen Flügeln sie umschwebt und der Pelikan blickt aus den Zweigen der Mimose auf sie herab. Das üppige Gebüsch ist durch die schweren Füße des Elefanten niedergedreten; eine Schaar Neger kommt von einem Markt tiefer im Lande. Die Frauen mit kupfernen Knöpfen in ihrem schwarzen Haar und mit indigofarbenen Hemden treiben die beladenen Ochsen, auf denen die nackten schwarzen Kinder schlafen. Ein Neger führt an einem Tau ein Löwenjunges, das er gekauft hat; sie nähern sich der Karawane; der junge Kaufmann sieht unbeweglich, schweigend, denkt an die Houris seines Herzens und träumt im Lande der Schwarzen von seiner weißen duftenden Blume auf der andern Seite der Wüste; er hob seinen Kopf in die Höhe —!“ — da trat eine Wolke vor den Mond und wieder eine Wolke. Ich hörte nichts mehr den Abend.“

Sechster Abend.

„Es war gestern früh in der Morgendämmerung;“ so waren heut des Mondes Worte; „nicht ein Schornstein rauchte noch in der großen Stadt, und auf die Schornsteine war es grade, über welche ich jetzt hinblickte; aus einem derselben kam ein kleiner Kopf heraus, dem der halbe Leib folgte, die Arme blieben auf den Rand der Esse gestützt. „Hurrah!“ Es war ein kleiner Schornsteinfegerknabe, der zum ersten Mal in seinem Leben ganz heraus in einem Schornstein gekommen war, und den Kopf aus demselben emporstreckte. „Hurrah!“ Ja, das war etwas Anderes als in den engen Röhren und in den schmalen Kaminen zu kriechen! Die Luft wehte so frisch, er konnte über die ganze Stadt hinweg auf den grünen Wald sehen; die Sonne ging eben auf, voll und rund schien sie ihm in das Gesicht, das von Glückseligkeit strahlte, obgleich es ganz artig mit Ruß überzogen war. „Jetzt kann die ganze Stadt mich sehen!“ rief er, „und der Mond kann mich sehen und die Sonne zugleich! Hurrah!“ — und dabei schwang er seinen Besen.“ —

Siebenter Abend.

„Ich will dir ein Bild aus Frankfurt geben,“ sagte der Mond. „Ich beschaute mir dort ein Gebäude ganz besonders; es war nicht Göthes Geburtshaus, auch nicht das alte Rathshaus, wo durch die übergitterten Fenster noch die gehörnten Schädelköpfe der Ochsen herausragen, die bei der Kaiserkrönung gebraten und Preis gegeben wurden; es war ein bürgerliches Gebäude, grün gemalt und bescheiden aussehend, ein Eckhaus in der engen Judenstraße, es war Rothschilds Haus. Ich sah durch die offene Thür hinein, die Flur zur Treppe war hell erleuchtet; dort standen Diener mit brennenden Lichtern in massiven silbernen Leuchtern, und sie beugten sich tief vor der alten Frau, die in einem Tragstuhl die Treppe hinabgebracht ward. Der Eigenthümer des Hauses stand mit entblößtem Kopfe da und drückte ehrerbietig einen Kuß auf die Hand der Alten. Es war seine Mutter; sie nickte ihm freundlich und auch den Dienern, und sie trugen sie in die enge düstere Straße, in ein kleines Haus hinein; dort wohnt sie, dort hatte sie ihre Kinder geboren; von da ward deren Glück aufgeblüht; verließ sie nun die geringgeschätzte Gasse, das kleine Haus, dann würde das Glück jene vielleicht verlassen! Dies war nun ihr Glaube.“ — Der Mond erzählte nicht mehr, zu kurze Zeit besuchte er mich heute Abend, aber ich dachte an die alte Frau in der engen verachteten Straße; nur ein Wort von ihr und sie hätte ihr glänzendes Haus an der Themse; nur ein Wort von ihr, und ihre Villa lag an Neapels Golf. „Verließe ich das geringe Haus, aus dem das Glück meiner Söhne entsprang, dann verliese das Glück vielleicht sie!“ — Es ist ein Aberglaube, aber von der Art, daß wenn man die Geschichte kennt, und dies Bild hier sieht, so bedarf es, um dasselbe zu verstehen, nur der zwei Worte als Unterschrift: Eine Mutter.

(Beschluß folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 10. für die elegante Welt. 1841.

Bilderbuch ohne Bilder.

Von Andersen.

(Aus Gertha, einem schwedisch-dänischen Taschenbuche für 1841.)

(Beschluß.)

Ächter Abend.

„Ich will Dir auch ein Bild aus Schweden geben,“ sagte der Mond. „In den schwarzen Fichtenwäldern, dicht am melancholischen Ufer des Roren, liegt die alte Klosterkirche von Breta. Mein Strahl glitt durch das Mauergitter in das geräumige Gewölbe hinein, in welchem Könige in großen steinernen Särgen schlafen; an der Mauer prangt über ihnen als ein Bild der irdischen Herrlichkeit eine Königskrone, aber sie ist von Holz, angemalt und vergolbet, sie wird durch einen hölzernen, in der Mauer befestigten Pflock gehalten; der Wurm hat das vergolbete Holz durchnagt, die Spinne hat ihr Netz von der Krone bis zum Sarge gesponnen, eine Trauerfahne, bald zerrissen, wie es die Trauer der Sterblichen ist! Wie still sie schlummern! Ich kann mir sie so deutlich im Leben denken! Ich sehe noch das lähne Lächeln um den Mund, der Freude und Kummer aussprach, so mächtig, so entscheidend. Wenn das Dampfschiff, wie das Boot eines Zauberers, nach den Bergen hinaufsegelt, kommt oft ein Fremder zu der Kirche, besucht dieses Grabgewölbe, fragt nach den Namen der Könige, und diese klingen vergessen und ausgeflorben; er blickt auf die wurmfressigen Kronen, lächelt, und hat er ein frommes Gemüth, dann mischt sich Wehmuth in sein Lächeln. Schlummert ihr Lobten, der Mond gedenket eurer, der Mond sendet in der Nacht seine kalten Strahlen in euer stilles Königreich, über das die Krone des Fichtenbaums hängt!“ —

Neunter Abend.

„Dicht an der Landstraße,“ sagte der Mond, „liegt ein Krug, und demselben gegenüber eine große Wagenscheune; das Dach wurde eben gedeckt, ich sah durch die Sparren und durch die Bodenöffnung in den unordentlichen Raum hinab; der Trutshahn schlief auf dem Balken, und der Sattel lag jetzt ruhig in der leeren Krippe. Mitten in der Scheune hielt ein Reisewagen, die Herrschaft darin schlief ganz fest, während die Pferde getränkt wurden, und der Kutscher dehnte seine Glieder, obgleich ich am besten weiß, wie er den halben Weg vortrefflich genickt hatte. Die Thür zur Kammer des Knechtes stand offen, das Bett sah

aus, als wenn es hin und her geworfen worden wäre, das Licht stand auf der Erde und war schon tief in den Leuchter gebrannt. Der Wind blies kalt durch den Schuppen und die Zeit war der Tagesdämmerung näher als der Mitternacht. Dort in dem Pferdestand schlief auf dem Erdboden eine wandernde Musikanten-Familie; Mutter und Vater träumten wohl von der brennenden Thräne in der Flasche; das kleine blasse Mädchen träumte von der brennenden Thräne im Auge; die Harfe lag zu ihrem Haupt, der Hund zu ihren Füßen.“ —

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

1.

Der Tag neigte sich zu Ende; alle Thüren in dem kleinen Dorfe Saint-Balery-en-Caux hatten sich wieder geöffnet; die Fischer, von ihrer Arbeit zurückgekehrt, saßen auf den Schwellen, besserten ihre Netze aus oder spielten mit ihren Kindern, während man in den Hütten die Frauen singen hörte, welche das Abendessen bereiteten.

Unter allen diesen Wohnungen, welche die letzten Strahlen der untergehenden Sonne mit goldenem Schimmer überströmten und von fröhlichem Geplauder wiederhallten, war nur das Pfarrhaus still und dunkel. Dasselbe stand in einem von hohen Mauern umgebenen Hofe, so daß man nur das Dach von dicken Schieferstücken sah. Kein Rauch stieg aus dem moosbewachsenen Schornsteine empor und das einzige Fenster im Giebel war sorgfältig verschlossen. Man hätte glauben können, die Bewohner wären gestorben oder seit lange abwesend. Es wohnte indes der Rector von Saint-Balery da, Herr Joseph Tribou, und er saß in dem Augenblicke, da unsere Geschichte beginnt, in dem Hofe nahe der Thüre seines Hauses.

Er war ein Mann von etwa sechszig Jahren mit langem Gesichte. Sein sonst blondes Haar fing an grau zu werden; seine Farbe hat eine gewisse Frische behalten und seine hellblauen Augen verriethen eine gewisse zähe Härte. Er trug den gewöhnlichen Rock der Geistlichen und alte kurze Beinkleider von grobem Tuche, beide mit Flecken von anderer Farbe ausgebessert; braune wollene Strümpfe hingen schlotterig an seinen dünnen Beinen und seine Füße befanden sich in übermäßig großen mit Stroh ausgestopften Holzschuhen. Er bearbeitete Flach auf einer Breche,

während er halblaut sein Brevier dazu murmelte, denn der Rector (Pfarrer) Tribou gehörte zu denen, welche meinen, die Arbeit sei die beste Würze des Gebetes. Deshalb war er auch nie müßig. Er half der alten Magd bei allen Verrichtungen in der Wirthschaft, bearbeitete mit eigener Hand den Pfarrgarten und fand noch Zeit, die Strümpfe zu stricken, welche er trug.

Eine solche Thätigkeit hätte wohl das Einkommen der Pfarrstelle erhöhen sollen; indeß waren niemals weniger Almosen in dem Hause gegeben worden. Die Armen fanden zwar immer eine sehr freundliche Aufnahme, aber Tribou zeigte ihnen seine leeren Mehlfässer und seinen kahlen Keller und entließ sie mit Bibelsprüchen und gutem Rathe. Das Gerücht wollte zwar wissen, wenn auch in den Mehlfässern und in dem Keller nichts sei, so sei der Geldkasten durch zwei und zwanzigjähriges Sparen und selbst Knausern desto mehr gefüllt, denn man meinte, der Herr Pfarrer nehme es mit den Mitteln, seine Schätze zu vermehren, nicht eben genau.

Wenn der alte Rector Tribou von diesem Gerüchte hörte, das bisweilen bis zu seinen Ohren drang, so erhob er die Augen gen Himmel und rief, wie Harpagon, nur Leute, die ihm einen Tod von Räuberhänden wünschten, könnten so sprechen. Ja er that noch mehr; um die Verläumber zu beschämen und einen Beweis von seiner Armuth zu geben, stellte er auch die wenigen Almosen ein, die er bis dahin noch gegeben hatte. Dieser Beweis schien unwiderleglich zu sein, aber die normännischen Bauern, der hartköpfigste Menschengeschlag in der Welt, ließen sich dennoch nicht irre machen. Sie meinten, dieses angebliche Zeichen von Armuth sei vielmehr ein Beweis von Geiz. Tribou, der sich so in seiner letzten Hoffnung getäuscht sah, machte es wie der verfolgte Gerechte, trug Gott sein Leid vor und fuhr fort einzunehmen, ohne etwas auszugeben.

Er wollte, nachdem er seinen Flachs gebrochen und sein Gebet beendet hatte, in das Haus gehen, als er Stimmen hörte und sich umdrehete. Die kleine Thüre in dem großen Hofthore war geöffnet worden und die alte Magd Rose trat mit einem Arm voll Gras herein. Ihr folgte ein junger Mann, der an seinem Anzuge als Küstenschiffer zu erkennen war. Er trug die weiten kurzen Beinleider von rother Leinwand, die Jacke von blauem Tuche und die braune wollene Mütze.

„Ah 's ist Jean Plebeau,“ dachte der Pfarrer bei sich. „Ich glaubte, Du seiest schon fort, mein Sohn, da Du Dich, wie ich gehört, nach den Inseln verbunden hast.“

— „Das ist auch die Wahrheit, Herr Tribou,“ antwortete der junge Mann, indem er betrübt seine Mütze in den Händen herumdrehete.

„Du bringst mich also um eine Trauung?“ fuhr der Pfarrer mit einem gewissen Lächeln fort. „Ich hatte immer gehofft, Du würdest die Francisca endlich zur Kirche führen.“

— „Sprecht nicht davon, Herr Tribou,“ entgegnete der junge Mann erröthend.

„Warum denn nicht? Wenn ich mich nicht irre, so wäre Francisca den Gang recht gern mit gegangen.“

Jean schüttelte den Kopf und setzte sodann halblaut hinzu: „die Kettern wollen nicht, daß ihre Kinder gegen ihren Willen glücklich sein sollen.“

„Der alte Jerome schien ja aber doch Deine Besuche gern zu sehen.“

— „Ja, sonst.“

„Und jetzt?“

— „Jetzt verlangt er, daß sein Schwiegersohn eine Scheune und eine Presse habe.“

Der Rector schüttelte den Kopf.

„Das ist wiederum eine böshafte List des bösen Alten; hättest Du die Scheune und die Presse, mein Sohn, so würde er wieder etwas anderes verlangen. Der alte Jerome, siehst Du, findet nur Vergnügen in der Dual Anderer und der Satan würde gegen ihn ein Heiliger sein.“

— „Das weiß ich wohl,“ bestätigte Jean.

„Hat er sich nicht sogar leßthin geweigert, mir, seinem Pfarrer, zu geben, was mir zukommt, und schändliche Lügen über mich ausgestoßen! Aber glaube mir, Gott wird ihn dafür strafen. Er wird bemerkt haben, daß seine Tochter Dich gern sieht und will sie, bloß um Euch keinen Gefallen zu thun, an einen Andern verheirathen. Du thust wohl daran, daß Du von dannen gehst, Jean; so hörst Du wenigstens nichts von der Hochzeit. Und im Ganzen ist es vielleicht auch ein Stück für Dich, denn man sagt, es gebe dort, wohin Du gehst, Reichthümer aller Art und jeder Engagé komme mit wenigstens einer Maulthierladung Gold zurück.“

— „So sagt man,“ seufzete Jean.

„Es ist dies doch wenigstens eine Aussicht,“ fuhr Tribou fort. „Wir armen Geistlichen dürfen nichts der Art hoffen. Nur die Mönche werden begünstiget; diesen trägt man alle Sendungen auf, während man uns in unsern armen Dörfern läßt.“

— „Ich wollte, ich könnte auch da bleiben,“ sagte der Schiffer, „aber meine Geduld ist zu Ende, Herr Rector. Selbst wenn Jerome ein Vater und ein Christ wäre, würde ich schwerlich da in Frieden leben können, wo der Herr von Menneville Amtmann ist. Blicke ich noch länger, so würde irgend ein Unglück geschehen und statt ein armes junges Brautpaar zu trauen, Herr Tribou, könntet Ihr wohl einen großen Herrn zu begraben haben.“

„Still, Jean!“ sprach der Pfarrer, indem er sich erschrocken umsah, „ein guter Christ muß alles verzeihen.. und dann könnte man Dich auch so reden hören.“

— „Höre mich wer will!“ entgegnete der junge Seemann trohzig; „der Hund, den man tritt, hat ein Recht zu heulen. Der Amtmann kann gegen mich nicht schlimmer handeln, als er es schon gethan hat. Hat er mir nicht mein Boot wegnehmen lassen, weil ich das Salz für drei Häringe gepascht? Hat man mir nicht meine Meubels verkaufen lassen, weil ich um einen Tag mit den Steuern in Rückstand geblieben war? Hat man mich nicht des Diebstahls in der grünen Mühle beschuldiget?“

„Nun, dies hat sich zu Deiner Ehre aufgeklärt, da der wahre Dieb entdeckt wurde.“

— „Ja,“ entgegnete der junge Mann, „ich schmachtete aber doch drei Monate im Kerker auf Stroh; drei Monate nannte mich die ganze Kirchfahrt den Dieb und diese Laufe gleicht der andern, Herr Tribou, es bleibt immer etwas davon zurück.“

Der Rector zuckte seufzend die Achseln.

„Warum weigertest Du Dich aber auch, dem gnädigen Herrn Dein Häuschen zu verkaufen?“

— „Warum? Weil mir es lieb und werth ist, Herr Tribou; weil ich darin geboren wurde und von Jugend an da lebte. Gehören nicht dem Amtmann allein zwei Drittel des ganzen Kirchspiels? Man läßt ja den Meerschwalben ihren Kelsen; warum soll nicht ein Christ auf der Erde so viel Platz sein nennen, als man ihm einst unter der Erde giebt? Ich blieb vollkommen in meinem Rechte, als ich dem Herrn eine abschlägliche Antwort gab, er aber ging über das seinige hinaus, als er mich darum verfolgte.“

„D, ich weiß, daß Du in der Stadt studirt hast und daß Du um gute Gründe nicht verlegen sein wirst, aber selbst die besten Gründe beweisen nichts gegen den Herrn. Der Amtmann haßt Dich nicht blos wegen Deines Häuschens; Du siehst auch zu genau auf das, was er thut, und sprichst über alles Deine Meinung laut aus, als wenn Du ein Edelmann wärest. Das ist eine gefährliche Angewohnheit, Jean; still zu dulden, ist überall am klügsten.“ Leiser setzte er dann hinzu; „Du bist nicht der einzige, der sich zu beklagen hat; der, von welchem wir sprechen, ist gegen mich nicht gerechter gewesen als gegen Dich; die hundert Messen, welche seine Frau auf dem Sterbebette verlangte, hat er von den Jacobinern lesen lassen. Das ist ein schweres Vergehen gegen die Religion, Jean, denn jene Seele gehörte zu meinem Sprengel und mir kam es zu, für ihre Ruhe zu beten. Ich kam so um hundert Livres und Gott ist zu gerecht, als daß er zugeben könnte, daß jene Messen der Verstorbenen zum Vortheile gereichten.“

— „Möglich,“ entgegnete Jean mit einem leichten Lächeln, „hoffentlich ist dies nicht der Fall mit der, um welche ich Euch bitten will.“

„Du willst eine Messe lesen lassen, Jean?“ fragte der Rector.

— „Für den glücklichen Ausgang meiner Reise.“

Tribou legte ihm beide Hände auf die Achseln mit dem Ausdruck zärtlichen Wohlwollens.

„Recht gut, lieber Jean,“ sagte er in schmeichelndem Tone; „ich habe immer gesagt, daß Du ein ächter Christ seiest; aber seß Dich doch da neben mich und erkläre Dich näher über das, was Du willst.“

— „Ich reise morgen mit Tagesanbruche ab, Herr Tribou,“ sagte der junge Mann mit einiger Verlegenheit; „könntet Ihr mir nicht eine Messe nach Mitternacht lesen?“

„Nach Mitternacht?“ wiederholte der Pfarrer, „allerdings, allerdings, aber eine solche ist theuer.“

— „Und wie viel kann sie kosten?“ fragte der Seemann mit der berechnenden Klugheit, welche einen Normann nie verläßt. Tribou sah ihn von der Seite an.

„Das kommt darauf an, Jean,“ antwortete er zögernd; „es giebt Preise für jeden Brutel.“

— „Aber für einen armen Teufel wie ich einer bin?“

„Du bist nicht so arm, Jean, da Du Hoffnungen hast, in fernem Landen Dein Glück zu machen.“

— „Ober ein Grab im Sande zu finden,“ setzte der junge Mann hinzu.

„Pfui!“ sagte Tribou, „das sind unziemliche Gedanken, die man von sich weisen muß.“

— „Nun wie Gott will,“ seufzte Plebeau; „ich habe mich ihm mit allen meinen Hoffnungen übergeben; was auch geschehen möge, nennt mir den Preis dieser Messe.“

„Ja,“ richtig .. den Preis ..“ wiederholte der Rector, indem er jedes Wort dehnte und den jungen Mann ansah, als wolle er errathen, wie viel er wohl fordern könnte. „Du verlangst eine Messe am Hochaltare, nicht wahr? mit einem Gebete für Deine verstorbene Mutter? In Havre de Grace nimmt man drei Livres.“

— „Drei Livres!“ rief der junge Mann.

„Ich lasse etwas ab, Jean; aber bedenke, daß die Kerzen angezündet werden müssen, daß ich ein Messgewand von Damast anlege. Von einem andern würde ich mehr verlangen, für Dich aber will ich es für zwei Livres thun; auch sollst Du erst nach der Messe bezahlen.“

— „Es sei,“ entgegnete Jean, der Eile zu haben schien, „aber unter einer Bedingung.“

„Welche?“

— „Daß die Messe für mich ganz allein gelesen wird.“

„Weißt Du nicht, daß die Kirche um diese Zeit verschlossen ist?“ bemerkte der Rector. „Es wird Niemand da sein als der Chorknabe.“

— „Der braucht nicht bestellt zu werden,“ fiel lebhaft der junge Seemann ein; „ich habe mehr als einmal diesen Dienst bei der Messe verrichtet und kann den Knaben ersetzen.“

„Wie Du willst,“ entgegnete Tribou, „der Junge würde so auch dabei schlafen. Ich werde Dir also die Kirche selbst öffnen.“

— „Wir sind einig.“

„Um Mitternacht also?“

— „Um Mitternacht.“

2.

Ehe wir weiter gehen, halten wir es für nöthig, die Leser mit diesem Jean Plebeau und der Francisca Minart, welche die wichtigste Rolle in unserer Erzählung spielen werden, genauer bekannt zu machen.

Der erste war, wie wir bereits erwähnten, ein bloßer Küstenschiffer, hatte aber, ob er gleich nur von seiner Hände Arbeit lebte, seinen Verstand durch Nachdenken gebildet und war nicht ohne Kenntnisse. Er konnte Geschriebenes und Gedrucktes lesen,

schrieb geläufig und hätte wohl auch eine Rechnungsaufgabe lösen können. Auch ein wenig Latein verstand er. Diese in der damaligen Zeit selbst bei einem Edelmann seltene Bildung verdankte er dem Ehrgeiz seiner Mutter, die ihn der Kirche weihen wollte und deshalb einem Geistlichen in der Nähe übergab; es hatte sich indeß bei dem Knaben sehr bald Abneigung gegen den geistlichen Stand kundgegeben und seine Mutter, die ihn durchaus in einen höhern Stand bringen wollte, brachte ihn zu einem Verwandten einer ihrer Freundinnen, einem Advokaten in Rennes.

Der junge Mensch zeigte indeß für diesen Stand eben so wenig Neigung als für die Kirche. Die sitzende Lebensweise sagte seinem unruhigen Geiste nicht zu. Es fehlte in der Studirstube seiner Brust an Luft, seinen Muskeln an Bewegung; das Blut prickelte in seinen Adern; er sehnte sich nach den Vergnügungen in seinem heimatlichen Dorfe und nach dem Leben unter freiem Himmel in dem Boote zurück, das er sonst gerudert.

Er wäre indeß vielleicht doch in seiner neuen Laufbahn geblieben, hätte ihn nicht der Tod seiner Mutter nach Saint Valery zurückgebracht und hätte er da nicht die Francisca Minart kennen gelernt.

Francisca war das letzte Kind des reichsten und allgemein gehassten Pächters des Kirchspiels. Die Bosheit desselben war zum Sprüchwort geworden. Obgleich gegen Jedermann feindselig gesinnt, hatte er doch besonders in seiner Familie seinen bösen Neigungen freien Lauf gelassen, weil hier die Opfer ihm nicht entgehen konnten. Deshalb war auch seine Frau in Wahnsinn gestorben; sein ältester Sohn hatte sich aus Verzweiflung selbst das Leben genommen und der jüngste war langsam dem Grabe zugeweiht.

Francisca allein hatte alle überlebt und der Grausamkeit ihres Vaters Geduld und Ergebenheit entgegengesetzt; ihre Thränen heilten immer ihren Schmerz. Gleich dem Vogel, der, sobald das Unwetter vorüber ist, seine Flügel schüttelt und singt, hatte sie immer die Freude wieder gefunden, ehe Jerome eine neue Qual zu ersinnen vermochte und die Elastizität ihrer Natur ermüdete des Alten Grausamkeit.

Damals war es, daß Jean nach Saint Valery zurückkam und Liebe für Francisca fühlte, welche dieselbe bald theilte. Minart glaubte nun endlich eine Stelle gefunden zu haben, wo er die Tochter empfindlich verletzen könnte. Er ließ die Liebe der jungen Leute wachsen und als sie unüberwindlich geworden war, verbot er Jean, in seinem Hause wieder zu erscheinen und wählte zum Manne für Francisca einen Greis. Aber der Muth des jungen Mädchens war so groß wie ihre Geduld. Sie erklärte ruhig, sie würde so lange warten, bis sie selbst über ihre Hand verfügen könnte und dann den heirathen, welchen sie liebe. Minart drohete und quälte vergebens; alles brach an der ruhigen Seelenstärke des jungen Mädchens. Da gedachte der Alte Jean zu verderben. Es war in der sogenannten grünen Mühle ein Diebstahl begangen worden und da er überzeugt war, daß der

Amtmann alles glauben würde, was gegen den Seemann vorgebracht würde, klagte er den jungen Mann an. Die Folgen dieser Anklage kennt man bereits.

So standen die Sachen als unsere Erzählung beginnt.

Die Nacht war stürmisch geworden; die von schweren Wolken verschleierten Sterne warfen nur selten einen flüchtigen schwachen Blick auf die Erde herunter; in keinem Häuschen brannte mehr Licht und das ganze Dorf schlief schon längst, als Tribou mit einer Hornlaterne in der Hand seine Wohnung verließ.

Mitten auf dem Kirchhofe blieb er stehen, sah sich um und ging, da er Niemanden bemerkte, brummend nach der kleinen Kirchenthüre zu. Als er sich bückte, um den Schlüssel in das Schloß zu stecken, hörte er ein leises Geräusch und er drehte sich um.

„Bist Du es Jean?“ fragte er.

— „Ich bin es,“ antwortete der Seemann.

„Du wartetest auf mich?“

— „Ja.“

„Gut, mein Sohn; ich fürchtete, Du würdest auf Dich warten lassen.“

Bei diesen Worten war der alte Rector eingetreten und Jean verschloß hinter ihm die Thüre. Sie gingen schweigend durch die Kirche; am Chor öffnete Tribou das Geländer und drehte sich um, um Jean vor sich hineintreten zu lassen. In diesem Augenblicke fiel der Schein seiner Laterne, die er höher hielt, auf ein junges Mädchen, das Jean an der Hand hielt.

„Francisca Minart!“ rief er, indem er zurückwich.

— „Wie Ihr sehet, Herr Rector,“ antwortete Jean ruhig.

„Francisca!“ wiederholte der Geistliche erstaunt; „was will sie hier?“

— „Die Messe hören, die Ihr mir versprochen habt.“

„Zu dieser Stunde? Bei dem Kreuze unseres Erlösers, weißt Du, welcher Gefahr Du Dich aussetzt? Wenn Minart erfährt, daß Du das Haus verlassen hast, ist er im Stande Dich umzubringen.“

— „Auch soll sie dahin nicht zurückkehren,“ antwortete der junge Mann.

Tribou sah ihn an.

„Nie,“ wiederholte Jean, indem er das Mädchen an sich zog; „nur mit meinem Leben ist sie mir wieder zu nehmen, denn sie hat mich erwählt und vorgezogen.“

„Aber, Unglücklicher,“ unterbrach ihn der Rector, „Du hast kein Recht auf dieses junge Mädchen.“

— „Ich werde es bald haben, Herr Rector, denn die Messe, die ich von Euch verlangte, ist eine Trauungsmesse.“

„Und Du glaubst, ich werde Dir lesen?“

— „Ihr müßt es, Herr Rector.“

„Bei meinem Seelenheile, Du hast den Verstand verloren, Jean, weißt Du nicht, daß ich Euch nicht trauen darf, ohne die Einwilligung des Vaters Francisca’s?“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 11. für die elegante Welt. 1841.

Das rothe Meer.

Das rothe Meer oder der arabische Meerbusen, mit dem indischen Meere durch die Straße Babel Mandeb (das Thor der Thränen) verbunden, erstreckt sich von da bis zur Landenge von Suez, die es von dem mittelländischen Meere trennt, in einer Ausdehnung von dreihundert Meilen und ist bis 35 M. breit, dabei voll Inseln, Felsenriffe und Sandbänke und scheidet Arabien von Africa. Seiner Lage nach ist es bestimmt, in früherer oder späterer Zeit eine große Rolle zu spielen, nämlich die große Handelsstraße zwischen Europa und Indien zu werden. Die Engländer, denen alles daran liegt, einen kürzern und leichtern Weg nach ihren ostindischen Besitzungen zu finden als den beschwerlichen langwierigen um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum, bieten alles auf, um dieses große Ziel zu erreichen, und ihr Blick mußte natürlich zuerst auf das rothe Meer fallen, das ja Bombay fast gerade gegenüber liegt. Eine Fahrt von Bombay auf Dampfschiffen in das rothe Meer und durch dieses nach Suez, müßte das Mutterland dem reichen Morgenland um tausend Meilen

näher bringen. Der Plan wurde auch wirklich ausgeführt und die indische Regierung schickte Dampfboote direct von Bombay nach Suez. Bis dahin ging es vollkommen erwünscht; die Unannehmlichkeit, die Schwierigkeit, an welcher die völlige Ausführung des Planes bisher gescheitert, ist die Landenge zwischen Suez und dem Mittelmeere und die beschwerliche Reise durch diese Wüstenfläche. Man versuchte deshalb das Ziel auf einem andern Wege zu erreichen. Das englische Parlament bewilligte die Kosten zu einem Versuche, den Guphrat mit Dampfbooten bis Bir zu befahren; gelang dies, so hatte man die Verbindung Indiens mit England durch den persischen Meerbusen und den Guphrat. Man schaffte im Jahre 1835 die einzelnen Stücke zweier Dampfboote unter unzähligen Mühseligkeiten an den Fluß, setzte sie zusammen und begann die Fahrt, überzeugte sich aber bald, daß sie sehr gefährlich, wenn nicht gar unmöglich sei. Das Unternehmen mißglückte und man hat sich wieder dem ersten Plane zugewendet, nämlich über den arabischen Meerbusen die Verbindung mit Indien herzustellen. Es ist nur dafür zu sorgen, daß die Reise über die Landenge von Suez erleichtert werde, und daran



(Ansicht des rothen Meeres von Ras Mohamed aus.)

arbeitet man jetzt. Man hat zur Beseitigung dieser Schwierigkeit zwei Mittel in Vorschlag gebracht, die gegenwärtig leichter auszuführen sein dürften, da Mehemed Ali, der Beherrscher von Aegypten, nach den neuesten Vorfällen so ziemlich in den Händen Englands ist, das sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wird, seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Der erstere Plan besteht darin, den einen Endarm des rothen Meeres im Norden, an welchem Suez liegt, durch einen Canal mit dem Mittelmeere zu verbinden. Die Geschichte bestätigt, daß ein solcher Canal bereits einmal vorhanden war, der sogenannte Suez-Canal. Er wurde 610 v. Chr. Geb. von Necho, dem Sohne des Psammetichus begonnen und 521 v. Chr. Geb. von Ptolemäus II. vollendet. Nach Herodot gelangte man in vier Tagen auf diesem Wege aus einem Meere in das andere und nach Strabo war dieser die beiden Meere verbindende Canal so tief und breit, daß vier große Schiffe neben einander fahren konnten. Er ist längst völlig versandet und die neue Grabung desselben würde äußerst kostspielig sein. Deshalb dürfte der zweite Plan eher ausführbar sein, nach welchem eine Eisenbahn von Suez aus an das Mittelmeer über die Landenge gelegt werden soll, so daß die Reisenden und Waaren von Bombay auf dem Dampfschiffe bis Suez gebracht, hier durch einen Dampfwagen bis an das Mittelmeer befördert und dort von einem andern Dampfschiffe aufgenommen würden, das sie dann leicht nach Europa brächte. Daß früher oder später diese Verbindung zwischen Europa und Indien bewerkstelliget wird, dürfte keinem Zweifel unterliegen, da das Interesse Englands und Indiens sie unabweislich fordert. Schon jetzt wird die Post auf diesem Wege befördert und zwar von Alexandrien nach Suez auf Kameelen. Nur genügt dieses Mittel

noch nicht. Suez selbst ist eine kleine, schlecht gebauete Stadt, aber sicherlich einer glänzenden Zukunft vorbehalten. Suez gegenüber ist das Meer nur eine halbe Stunde breit und man glaubt deshalb, ob es gleich durchaus nicht mit Gewißheit zu behaupten ist, hier wäre die Stelle, wo die von dem Heere Pharaos verfolgten Hebräer bei ihrem Auszuge aus Aegypten durch das rothe Meer gingen. Ueber diese Landenge von Suez kommt auch in der letzten Zeit Ibrahim Pascha mit den Trümmern seines Heeres aus Syrien nach Aegypten zurück, da er seinen Marsch durch die Wüste bereits angetreten hatte, als der englische Admiral Stopford sich gegen Mehemed Ali erbot, die Armee auf englischen Schiffen zurückzubringen.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Die Einwilligung zu meiner Verheirathung mit Jean hat mein Vater verweigert,“ sagte Francisca; „er will meine Hand dem alten Claude Perin geben.“

— „Dem Claude?“ wiederholte der Pfarrer; „er ist reich.“

„Hört mich an, Herr Rector,“ unterbrach ihn Jean ungeduldig; „ich habe auch studirt, denn meine Mutter (Gott verzeihe es ihr!) wollte mich gegen meinen Willen zu einem Geistlichen machen. In dem Alter, in welchem Francisca steht, kann ihr Vater ihre Verheirathung nicht hindern; mit Hilfe von Advokaten könnten wir uns an hellem Tage und unter Glockenge-

läute trauen lassen; es gebührt uns also nichts als die Zeit, unser Recht geltend zu machen; was liegt Euch daran, da Ihr wißt, daß wir dieses Recht haben? Minart ist ein Narr und ein schlechter Mensch, Ihr habt es selbst erst heute noch geäußert; er hat Frau, Schwestern und Kinder, eines nach dem andern, unter die Erde gebracht und jetzt will er auch sie noch umbringen. Da, wohin die Gerechtigkeit der Menschen nicht reicht, beginnt die des Priesters; Ihr seid auf der Erde, um die zu unterstützen, welche die Welt verläßt. Die Richter müssen blind dem gehorchen, was geschrieben steht; Euer Gesetz ist das Gewissen und Ihr werdet nicht erlauben, daß zwei arme Wesen auf immer ihre Ruhe und ihr Glück verlieren, weil sie keine gestempelten Papiere aufweisen können, weil die Formalitäten nicht erfüllt sind. Sehet uns an, Herr Tribou, wir sind auch Euerer Kinder, denn Ihr habt uns getauft und unterrichtet; Ihr wißt, was in unsern Herzen liegt und daß wir nicht verdienten, was wir bisher leiden mußten. Unser Leben liegt in Eurer Hand, Herr Rector; habt Erbarmen, habt Mitleid mit uns."

Jean sprach so ergreifend, daß der Geistliche wohl hätte gerührt werden müssen; aber dieser besaß ein verschlossenes Herz, für das der Schmerz eines andern nur ein Geräusch ist. Er nahm die Laterne, welche er an den Boden gesetzt hatte, zuckte die Achseln ohne zu antworten und schritt nach der Thüre zu. Der junge Seemann aber vertrat ihm den Weg, faßte ihn am Arme und sprach heftig:

"Bei dem Heile meiner Seele, Ihr werdet so nicht fortgehen!"

— "Denkst Du mich mit Gewalt zurückzuhalten?" fragte der Rector erschrocken.

"Im Namen des Himmels, weigert Euch nicht!" bat der Seemann.

— "Es ist unmöglich," wiederholte Tribou, indem er sich los zu machen suchte.

Jean ballte mit einem zornigen Ausrufe die Faust, Francisca aber, die bis dahin schweigend zugehört hatte, ergriff rasch, entschlossen und liebevoll seine Hand, wendete sich sodann an den Geistlichen und sprach:

"Nun so komme unser Vergehen über Euch, denn was auch geschehen möge, ich folge ihm. Wo eine heilige Vereinigung sein könnte, habt Ihr absichtlich die Sünde hervorgerufen. Sagt nicht, Ihr könntet nicht thun, was wir verlangen," setzte sie hinzu, als sie sah, daß der Pfarrer sich entschuldigen wollte, "denn Ihr habt es bereits einmal für eine Andere gethan."

— "Ich!" rief Tribou.

"Habt Ihr das Fräulein von Florac und ihren Vetter verheiratet, die hier im Stillen am Abend vor Weihnachten getrauet wurden?"

— "Wer hat Dir gesagt...?" stammelte der Rector.

"Ich war an der Thüre des Kirchhofes und wachte für sie," antwortete Francisca; "ich zeigte ihnen den Weg über die Haide, ich miethete das Boot, in welchem sie zu den Engländern hin-

über gelangten.. Sie verheiratheten sich auch ohne die Einwilligung des Herrn von Florac."

— "Schweig, schweig!" unterbrach sie der Rector, indem er furchtsam sich umsah. "Wenn es der Marquis erführe.. Sprich niemals davon, Francisca."

"Ihr könnt Euch mein Stillschweigen sichern," bemerkte das junge Mädchen, indem sie dem Geistlichen einen bedeutungsvollen Blick zuwarf.

Dieser machte eine Geberde der Verzweiflung und sagte:

— "Ich möchte es wohl, aber rechne nicht darauf, Francisca. Sie hatten ihre Vorsichtsmaßregeln genommen, sie waren sicher, daß sie entkommen konnten und ich brauchte nicht zu fürchten, verrathen zu werden, während Du... während Dein Vater schon morgen Deine Abwesenheit bemerken und Dich verfolgen wird. Alles würde an den Tag kommen und ich meine Stelle verlieren."

"Mein Vater glaubt, ich sei bei einer Tante, bei der ich mich acht Tage aufhalten soll und nach acht Tagen werden wir schon weit fort sein," antwortete Francisca. "Ihr habt also nichts zu fürchten; was Ihr für andre gethan habt, könnt Ihr auch für uns thun."

— "Du weißt nicht... Du kannst nicht wissen," stammelte der Rector in immer größerer Verlegenheit... "Bei den andern hatte ich Gründe.."

"Ich kenne sie," fiel Francisca ein.

— "Wie? Sie haben Dir gesagt...?"

"Daß Ihr sechzig Pistolen fordertet."

— "Fünfzig, Francisca, ich habe nicht mehr als fünfzig erhalten und die waren nicht für mich, sondern für die Armen."

"Der Herr Rector," fiel jetzt Jean ein, der diesen Wortwechsel ungeduldig angehört hatte, "würde also einwilligen, wenn wir ihm eine gleiche Summe zahlen könnten?"

— "Sie würde mich in den Stand setzen, eine Schwachheit durch gute Werke wieder gut zu machen," entgegnete der Geistliche.

"Ich habe die Summe nicht," sagte der Seemann, "aber alles, was ich besitze, will ich gern hingeben."

— "Und das ist wohl sehr wenig, Jean?" fragte der Geistliche in einem vorsichtigen Tone.

"Da!" antwortete der junge Mann, indem er ihm einen langen halboffenen Lederbeutel hinhielt.

Der Rector blickte schnell hinein; einen Augenblick schien er zu schwanken; er sah bald nach dem Beutel, bald nach der Thüre; endlich aber wurde die Versuchung zu stark; er streckte die Hand aus, nahm den Beutel, den er zu wiegen schien und steckte ihn ein.

"Der Himmel verzeihe mir!" seufzete er; "ich habe nie einer Bitte zu widerstehen vermocht; Du Jean, wirst vor Gott verantwortlich sein für das, zu dem Du mich verleitest."

Bei diesen Worten nahm er die Laterne und die beiden jungen Leute folgten ihm.

Schwerlich dürfte sich alles schildern lassen, was in dem Ge-

müthe Francisca vorging. Welchen entschlossenen Muth sie auch noch eben gezeigt hatte, so kniete sie doch jetzt zitternd vor dem Altare nieder. Der Augenblick, in welchem sie ihre Treue verspändet und ihre ganze Zukunft auf ewig vergiebt, ist für das Mädchen immer eine traurige Feierlichkeit; alles, was an launenhafter Lust und wechselnder Phantasie in ihr liegt, scheint bei dem Anblicke einer solchen Verpflichtung zu erschrecken und gegen ihr gewagtes Beginnen sich aufzulehnen; aber die Verbindung, welche Francisca eingehen wollte, hatte noch etwas besonders Gewagtes und Ungewöhnliches; sie gab nicht blos ihre Zukunft hin, sondern brach auch mit ihrer ganzen Veranlagtheit, die zwar allerdings eine traurige und nicht eben beneidenswerthe, in diesem Augenblicke aber von der ganzen trügerischen Milde der Erinnerung umgeben war. Das junge Mädchen verließ die Heimath und alle gewohnten Verhältnisse, um sich mit einem neuen Führer in ein unbekanntes Leben zu stürzen. Gleich jenen Wölferkschäften des Norden, welche ihre Dörfer verbrannten, in ein Boot stiegen und sich dem Meere überließen, wagte sie sich in eine ungelante Existenz auf einem jener gebrechlichen Fahrzeuge, die sie so häufig hatte verunglücken sehen.

Dann wollte sie jene heilige Verbindung zweier Geschicke, die gewöhnlich an hellem Tage, unter den Augen der Familie und wie ein Fest erfolgt, in der Nacht, in der Stille und Verborgtheit eingehen. Diese Handlung, welche meist eine erste Freude ist, schien bei ihr und Jean ein erstes Verbrechen zu sein; sie trat in das Unbekannte mit aller Zögerung des Zweifels, sie fühlte Furcht neben dem Muth und ihr Glück ängstigte sie wie Gewissenspein.

Auch verließ sie ihre Festigkeit einen Augenblick ganz, als die Stimme des Priesters die geheimnißvollen Worte der Kirche murmelte, als sie erkannte, daß der lühne Traum, den sie gehegt, in Erfüllung gehe; sie fühlte, wie ihr Herz schmolz, ihre Füße zitterten und sie sank weinend auf ihre Knie. Aber diese Gefühlsüberwältigung dauerte nur kurze Zeit. Sie besaß eine Seele, die wohl dem Unerwarteten eines ersten Gefühls nachgeben konnte, aber durch die Berührung mit der Wirklichkeit, wie sie auch beschaffen sein mochte, sich schnell wieder stählte. Als sie an ihrer Seite Jean bemerkte, der ihr besorgt sich genähert hatte, richtete sie den Kopf empor und ein Lächeln heiterer Entschlossenheit überstrahlte ihr schönes Gesicht; und als der Geistliche sie nach der gewöhnlichen Formel fragte, ob sie Jean zum Manne nehmen wolle, antwortete sie mit so sicherer, so heller und zugleich so sanfter Stimme, daß der peinliche Zweifel, der sich in das Herz des Jünglings geschlichen hatte, alsbald verschwand.

Nach Beendigung der Ceremonie dankte das junge Paar dem Herrn Tribou, der ihnen Verschwiegenheit und Klugheit empfahl und sie bis an die Thüre des Kirchhofes geleitete.

Sie wollten Abschied von dem Rector nehmen, als dieser den Seemann bei Seite zog und mit studirter Salbung sprach:

„Jean, Niemand kann wissen, was Dir bei der gefährlichen Reise vorbehalten ist, die Du unternehmen willst. Gott kann

Euch beide zu sich rufen, ohne daß Ihr Zeit habt, Euerer Seelen in den Zustand der Gnade zu versetzen.“

— „Ich weiß es,“ antwortete der Jüngling.

„Und hast Du bedacht, wie schmerzlich es für Dich sein müßte, Francisca in den Flammen des Fegefeuers schmachten zu sehen, weil sie nicht durch Gebete und gute Werke aus demselben erlöset wird?“

— „Ich hoffe, daß Gott mir diesen Kummer ersparen werde,“ entgegnete Jean.

„Gott ist ein unerbittlicher Richter,“ fuhr der Rector fort; „aber Du kannst dieses Unglück abwenden.“

— „Auf welche Weise?“

„Wenn Du hier Messen für die Ruhe Euerer Seelen lesen lässest.“

— „Wenn wir aber am Leben bleiben, Herr Pfarrer?“

„So werden Euch die Messen für die Zukunft zu Statten kommen, Jean; einmal muß der Mensch doch sterben und ein Christ kann seine Vorbereitungen für diese letzte Stunde nicht zeitig genug treffen.“

Jean lächelte, verbeugte sich vor dem Herrn Tribou und sagte:

— „Ich danke für den guten Rath, Herr Tribou, aber ehe wir uns mit dem Tode beschäftigen, der noch nicht gekommen ist, müssen wir an das Leben denken, in welchem wir uns befinden, und für jetzt wird das Geld, das uns noch übrig ist, kaum zu der Reise hinreichen. Ich traue mehr auf das Mitleid Gottes für die Seele, als auf das des Wirthes für den Körper.“

„Nun wohl,“ murmelte Tribou getäuscht; „wir leben in einer Welt, in welcher man erst nach dem Irdischen an das Himmlische denkt. Du wirst es vielleicht nur zu bald erfahren, wie gefährlich es ist, sein Leben dem Heile seiner Seele vorzuziehen. Gott verzeihe Dir Deine Gottlosigkeit!“

Nach diesen Worten kehrte er in seine Wohnung zurück, Francisca und Jean dagegen schlugen sofort den Weg nach Dieppe ein, wo sie am andern Tage ankommen sollten.

Sie gingen lange schnellen Schrittes neben einander her, hielten einander an der Hand, sprachen aber kein Wort. Beide fühlten das Bedürfniß sich zu sammeln und sich an die neue Lage zu gewöhnen, in die sie getreten waren. So erreichten sie ein Dorf, wo sie von der Strafe abgingen, um nicht verfolgt zu werden, und quer über die Felder wanderten. So gingen sie bis die Morgendämmerung den Himmel zu erhellen begann. Da glaubte Jean zu bemerken, daß seine junge Frau langsamer gehe und er schlug ihr vor, auszuruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 12.

für die elegante Welt.

1841.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

Sie befanden sich in einem Kastanienwäldchen; die hohen Zweige bildeten über ihrem Haupte ein bewegliches Dach, durch welches der erste Schein des Tages auf Augenblicke hindurchschimmerte. Sie setzten sich auf dem Moose nieder. Jean zog die Geliebte an sein Herz und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen.

„Mein,“ sprach er entzückt, „nun bist Du mein, Francisca. Ach, ich muß Dich hier sehen, Dich an meinem Herzen athmen fühlen, um es zu glauben. Ach Gott, daß wir beide nicht immer so bleiben können, wie die Leute in den Märchen, die eine Verzauberung ganze Jahrhunderte lang unbeweglich und doch wachend erhält! Wir müssen bald unsere Wanderung wieder antreten und ein Leben voll Arbeit, Noth und Gefahren beginnen. Glaubst Du wirklich, daß Du es nie bereuen wirst, mir gefolgt zu sein?“

— „Ich bin überzeugt davon,“ sprach Francisca mit sanfter Heiterkeit. „Ich habe Dich nicht gewählt, damit meine Tage ruhiger und glücklicher sein möchten; ich habe Dich gewählt, weil ich Dich liebe. Du weißt es nicht, wie oft ich Gott gebeten habe, er möge ein Jahr von meinem Leben hinwegnehmen und mich dafür Dich eine Stunde nur sehen lassen. Wenn ich nur bin, wo Du bist, so überlasse ich alles Uebrige der Vorsehung.“

„Arme Francisca!“ sprach Jean mit halb freudigem, halb zärtlichem Lächeln. „Ein Bräutigam führt seine Braut sonst in eine geschmückte Kammer, ich kann Dir nur ein Moosbett im Walde geben.“

— „Die Vögel haben ja nur ein Nest,“ entgegnete Francisca lächelnd.

„Höre, wie sie unser Hochzeitslied singen,“ fuhr Jean fort.

Sie antwortete nicht, aber ein sanfter Windhauch öffnete in diesem Augenblicke die Zweige und die ersten Strahlen des Morgens beschienen ihr Gesicht; sie kam dem jungen Seemann so schön vor, daß er schnell aufsprang und zurücktrat, um sie besser beobachten zu können. Francisca schlug vor diesem Blick erröthend die Augen nieder und wich zurück, als er sie an sich ziehen wollte; in demselben Augenblicke aber sah sie wieder auf und als sie in den Augen Jeans Betrübniß erkannte, breitete sie die Arme aus und sank ihm an die Brust.

3.

Seit der Entdeckung Americas durch Columbus wendeten sich alle Blicke und alle Wünsche nach jenem Wunderlande. Dahin hatte sich die Feenwelt des Mittelalters geflüchtet. Den Juwelenspalästen der Geister war die goldene Stadt gefolgt, welche Walter Raleigh suchte, und den Zaubergärten die Urwälder. Auch war alles das, was man von jenem fernen Welttheile erzählte, vollkommen geeignet, die Phantasie zu erhitzen. Alles war dort erstaunenswerth und seltsam. Dort gab es ellenbreite große Blumen, Bäume, unter welchen ein ganzes Bataillon im Schatten stehen konnte, und Vögel in Perlen- und Juwelenschmuck. Dort gab es das Gold, das Schildkrot, die Gewürze, das Eisenbein die Wohlgerüche, wie an allen Orten Kiesel und Blätter.

Spanien, das zuerst auf diese reiche Beute sich geworfen hatte, zehrte seit etwa einem halben Jahrhunderte daran, ohne sie erschöpfen zu können. Ihm waren Portugal, Holland, England gefolgt, die sich ihrerseits bemüheten, auch ein Stück für sich abzureißen; Frankreich kam zuletzt und es würde gar keinen Antheil genommen haben, wäre nicht ein armer normännischer Edelmann gewesen, der dem Cardinal Richelieu die Anlegung einer Colonie auf der Insel St. Christoph vorschlug. Der Cardinal bildete eine Gesellschaft, welche eine kleine Summe zusammenbrachte und schickte den Capitain d'Enambuc*) mit einigen hundert Taugenichtsen, welche die Eingebornen „der genannten Inseln namentlich in der katholischen, apostolischen und römischen Religion“ unterrichten sollten, nach den Antillen.

Das Unternehmen gelang und veranlaßte andere. Dreizehn Jahre später schifften die Herren Duplessis und de l'Olive**) nach Guadeloupe, nachdem sie mit den Kaufleuten von Dieppe einen Vertrag geschlossen hatten, in welchem diese sich verpflichteten, ihnen binnen sechs Jahren zweitausend fünfhundert katholische Franzosen zu schicken.

Saint Malo und Dieppe waren damals die beiden wichtigsten Seestädte Frankreichs, die eine für die Kaperei, die andere für den Handel. In Saint Malo wurden die kühnen Kün-

*) Die Leser werden sich sicherlich der reizenden Erzählung „Marie von Enambuc“ noch erinnern, die wir im vorigen Jahrgange mittheilten; der hier erwähnte Capitain Enambuc ist derselbe, welcher in jener Erzählung auftritt. D. Red.

**) Der Pater Labat und nach ihm Raynal nennen ihn Coline, der Pater Dutertre aber, der vor diesen schrieb, nennt ihn de l'Olive.

gen, die fernern Fischereifahrten, die abenteuerlichen und kriegerischen Unternehmungen vorbereitet, welche Frankreich eine Marine schufen. Dieppe, das Klüger war, ließ überall seine Waaren anbieten und versuchte es mit jedem Handelszweige. Leider verbanden die Kaufleute von Dieppe, statt die verständige Kühnheit der Handelsleute von London oder die berechnende Geduld der Holländer nachzuahmen, mit der normännischen Treue die französische Unbeständigkeit und trieben Welthandel wie Herumträger. Da sie von Guadeloupe weder petun^{*)}, noch Baumwolle, noch Schilfkrot ankommen sahen, hielten sie ihre Auslagen für verloren und kümmerten sich nicht mehr um ihren Vertrag. Die Herren Duplessis und de l'Olive schrieben unterdeß Briefe auf Briefe und erklärten, sie könnten ohne eine erste Unterstützung nichts thun. Den Ausgewanderten mangelte es an allem und die Colonie wurde von einer Hungersnoth heimgesucht, welche die Missionäre mit jener bei der Belagerung von Jerusalem verglichen haben. Die Bewohner kauten das Gras der Thäler und verzehrten selbst ihr Riemenzeug; Duplessis grämte sich darüber zu Tode. Endlich kam Hilfe von St. Christoph, wo der Herr de l'Olive eine Pflanzung besaß, und die Kaufleute von Dieppe entschlossen sich, um nicht alles zu verlieren, zu einer neuen Expedition. Sie bemüheten sich demnach, Lebensmittel und Leute zusammen zu bringen, die sich dahin verdingen wollten und deshalb engagés genannt wurden.

Diese arbeiteten drei Jahre für sie und erhielten sodann von dem Gouverneur eine étage^{**)} Land, die sie für sich selbst bebaueten. Ihr Zustand während der Zeit, daß sie den Kaufleuten angehörten, war ungefähr der der Schwarzen, die später an ihre Stelle traten. Der Herr konnte sie vermietthen oder verkaufen und man führte sie nur mit der Hellebarde zur Arbeit.

Einige ließen sich für die bereits ansässigen Ansiedler für eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Preis anwerben. Zu diesen gehörten Jean und Francisca; sie hatten sich auf vier Jahre in den Dienst des Herrn Fontaine, Lieutenants der Colonie, verdingen und hegten die Ueberzeugung, nach Ablauf dieser Zeit von ihren Ersparnissen das zu einer Pflanzung nöthige Land kaufen zu können. Sie erwarteten demnach die Unabhängigkeit für ihr ganzes übrige Leben um den Preis von vier Prüfungsjahren, die sie aber bei einander, unterstützt durch die Hoffnung und getröstet durch die Liebe, verbringen sollten. Standen sie überdies nicht in dem nach Neuem so gierig strebenden Alter, in welchem die Neugierde Muth und der Leichtfinn Ergebung giebt, wo man sein Schicksal wechselt, wie die Kinder ihr Spielzeug, ohne einen andern Wunsch, als den der Veränderung?

Dann hat auch die Liebe ihren Aberglauben. Da sie bis jetzt in allen ihren Freuden gestört und gehemmt worden waren,

*) So nannte man damals den Taback.

**) So nannte man das Landstück, das zu einer Pflanzung gegeben wurde. Es war meist 100 Schritt breit und 1000 lang. Diese Länge hieß chasso.

so brachen sie willig mit der Vergangenheit. Sie ließen in dem alten Europa die lange Reihe ihrer Täuschungen und Demüthigungen zurück, um mit ihrer jungen Liebe in eine neue Welt einzutreten. Wie konnten sie um ein solches Resultat Anstrengungen, Gefahren, selbst Leiden fürchten? Sie besaßen die Kraft, welche die Hoffnung giebt, und sie waren ja zwei. Sie erschienen deshalb voll freudigen Vertrauens vor dem Capitain Meunier, dem die Kaufleute die Leitung der Expedition übertragen hatten und mit dem Jean über ihre Verdingung bereits einig geworden war.

Dieser Capitain war ein rothes, rundes, immer lächelndes Männchen und hatte bereits alle Meere befahren und jedes Schicksal erfahren. Abwechselnd Corsar, Flibustier, Handelsmann und Slave der Mauren, hatte er sich an jede Lage gewöhnt und sich überall glücklich gefühlt, da er, wie er zu sagen pflegte, überall nur die Gewohnheiten zu ändern brauchte. Der Schmerz war über sein Haupt hingegangen, wie das Schiff über das Meer, ohne eine Spur zurückzulassen, nicht weil er eine ernste Willenskraft besaß, weit gefehlt! — der Leichtfinn war seine einzige Philosophie; aber sein Körper war so gefügig, daß der Stachel des Leidens nicht in ihn hineinzubringen vermochte, und sein Sinn so leicht, daß er bei allen Schiffbrüchen oben aufschwamm. Meunier tröstete sich über einen Unfall dadurch, daß er denselben durch ein Sprüchwort erklärte, oder einen Witz darüber machte, und er zeigte sich nie mit dem Schicksale unzufrieden, so lange ihm dies die Zufriedenheit mit seinem Geiste ließ.

Da er schon früher die Inseln Americas besucht hatte, so wußte er, welche Vortheile durch die Anlegung von Colonien daselbst zu erreichen wären, und zögerte deshalb nicht, sich bei dem neuen Unternehmen zu betheiligen. Er vermietthete sein Schiff und übernahm eine Anzahl Verdingungen für sich selbst oder die Ansiedler. Pulver, Waffen, Getreide und Lebensmittel sollten ihm die Kaufleute liefern, aber er hatte nicht Zeit nachzusehen, wie sie ihre Verbindlichkeiten in dieser Hinsicht erfüllten, denn eine wichtige Angelegenheit nahm seine ganze Sorge in Anspruch. Unter dem Vorwande, daß Meunier (Müller) der Capitain einer Mühle sein müsse, hatte er sein Flibot Moulin jaune (die gelbe Mühle) gekauft und war eben beschäftigt, sie mit gelber Erde anstreichen zu lassen, damit sie ihren Namen verdiene. Es wurde demnach alles ohne weitere Besichtigung auf das Schiff genommen und die Kaufleute von Dieppe benutzten die Gelegenheit, um ihr angegangenes Mehl, ihren sauer gewordenen Eider und ihren verdorbenen Stockfisch loszuwerden.

Die Ausrüstung war beendet, die hundert und funfzig Verdingungen befanden sich auf dem Deck des Schiffes, der Capitain Meunier ließ die Segel ausspannen und alles wurde zur Abfahrt vorbereitet, als Jean und Francisca erschienen.

Jean zog seine Mütze ab und rief den Capitain an, der ihn sogleich erkannte.

„Ah, das ist mein Süßwasserschiffer,“ rief er lachend; „komm, mein Junge.“

Jean kletterte an dem Fahrzeuge hinauf und war Francisca dabei behilflich. Erst jetzt bemerkte Meunier die junge Frau.

„Ah, ah Du fährst mit einem Begleitschiffe!“ rief er.

— „Ich hatte mich verpflichtet, nicht allein zu kommen,“ antwortete Jean.

„Ich weiß es, weiß es,“ erwiderte der Capitain, indem er Francisca betrachtete; „bei meinem heiligen Schutzpatrone, man darf nun nicht mehr sagen, wie brächten unsern Auswurf nach den Antillen, das ist erste Qualität.“

— „Und so gut als schön,“ fiel der junge Mann ein.

„So erhalte sie Gott,“ entgegnete der Seemann; „der Müller wünscht sich keine bessere Müllerin.“

— „Die Normandie ist die Heimath der guten Hausfrauen und schönen Mädchen, Herr Capitain.“

„Ich weiß es, weiß es, mein Junge,“ antwortete Meunier lachend; „ich höre es seit zwanzig Jahren von allen normännischen Müttern, die Töchter haben; aber suche Dir Deinen Platz und geh den Tauen aus dem Wege, denn wir werden die Anker lichten.“

Die „Selbe Mühle“ war wirklich bald frei und glitt über die Bogen hin. Francisca und Jean setzten sich in unruhiger Aufregung bei Seite nieder. Jetzt, da ihre Rettung begann, fühlten beide zu gleicher Zeit die Angst, entdeckt und verfolgt zu werden. Ihre Augen betrachteten forschend jede Barke, die vom Ufer stieß. Sie maßen mit Ungebuld den Raum, der sie von dem Hafen trennte, und meinten, das Schiff segele unglaublich langsam. Dieses kam eben über die letzte Landspitze hinaus und steuerte nun nach dem hohen Meere. Da erst sahen die beiden Liebenden einander mit beruhigtem Blicke an und ihre Herzen klopfen minder ungestüm.

Die Küsten wichen schnell zurück, alle Passagiere standen auf dem Berdeck und blickten nach diesem Ueberreste des Vaterlandes, das am Horizonte verschwand. Niemand hatte das Deck zu verlassen gewagt. Unter diesen hundert und funfzig Unglücklichen, welche durch das Vaster, die Verzweiflung oder die Noth aus der Heimath getrieben wurden, befand sich nicht Einer, der gleichgiltig den Blick abgewendet hätte; eine gemeinsame Trauer schloß jeden Mund und erst als Alles in der Ferne gänzlich verschwunden und versunken waren, fanden die Entschlossenen ihre Kaltblütigkeit wieder, um sich mit ihrer neuen Wohnung bekannt zu machen.

Das Floßboot des Capitain Meunier trug höchstens 200 Tonnen Last. Nachdem die Ladung eingestauet war, hatte man im Kieitraume so viele Hängematten aufgehangen, als Platz da war; sie reichten aber nur für die Hälfte der Passagiere aus. Der Capitain, dem man dies meldete, antwortete ruhig, die Passagiere könnten abwechselnd schlafen und es würde wohl gehen, da man ja bloß eine Gewohnheit zu ändern brauche. Später fand sich, daß das Wasser schlecht und der Mundvorrath verdorben sei.

„Eine Aenderung der Gewohnheit!“ antwortete der Capitain, den nichts aus seiner Ruhe brachte.

Da wurden die Klagen der Verdungenen Drohungen; sie

wollten Meunier zwingen, umzuwenden und nach Frankreich zurückzukehren; er bewaffnete aber seine Matrosen, ließ die Geschütze laden und fragte die Unzufriedenen ganz gelassen, ob er sein Mehl unter sie vertheilen solle.

Selbst die Muthigsten zögerten. Der Schiffahrt unkundig, von Gefahren umgeben, die sie nicht zu vermeiden wußten, konnten sie den Capitain und dessen Mannschaft nicht entbehren und so wichen sie vor einem Kampfe zurück, da selbst ein glücklicher Ausgang desselben ihr Verderben herbeiführen mußte. Uebrigens trat bald die Krankheit ein, um die Aufregung in Niedergeschlagenheit umzuwandeln, und der Capitain äußerte zufrieden, nun wären sie an die Schiffsdisciplin gewöhnt.

Jean und seine junge Frau widerstanden lange der Anstrengung und den Entbehrungen. Alles Leid der Fahrt ging bei ihnen in dem unermesslichen Glücke ihrer Liebe unter. Es ist mit dem Glücke für die, welche lange gelitten haben, wie mit dem Ueberflusse für die, welche lange Entbehrungen ertrugen. Eine Zeit lang blieben sie den Uebrigen ganz fremd, versunken in den ersten Wonnerausch eines neuen Gefühles. Sie mußten erst die größte Süße erschöpft haben, ehe sie für andere Schmerzen und andere Freuden wieder empfänglich wurden.

Es war übrigens Jean gelungen, die Leiden der Reise zu mildern; indem er die Arbeiten eines Matrosen mit verrichtete, hatte er als solcher eine Hängematte in dem Zwischendeck und eine bessere Ration erhalten, da Meunier, um seine Matrosen gesund zu erhalten, den Verdungenen die größten Entbehrungen auferlegte. Diese wollten sich darüber beschweren, der Capitain machte ihnen aber bemerklich, daß die Passagiere nichts weiter als eine Ladung wären und daß er immer die Gewohnheit gehabt hätte, im Nothfalle die Ladung der Mannschaft aufzuopfern. Um das Unglück voll zu machen, traten widrige Winde ein; die Lebensmittel nahmen mehr und mehr ab und die Rationen mußten noch mehr beschränkt werden. Bereits waren sechzig Verdungenen gestorben. Die Luft in dem Kieitraume war verpestet und die noch Lebenden mußten denselben verlassen. Sie lagen auf dem Berdeck; die meisten schienen jedes Gefühl verloren zu haben und ohne ein leises Gewimmer hätte man sie für bereits todt halten können. Nur etwa zwanzig der Kräftigsten hielten sich noch aufrecht. Sie schleppten sich unter ihren Gefährten umher, lauerten auf den Tod derselben und zählten einander mit gierigem Blicke. Aber obgleich ihre Anzahl täglich kleiner wurde, so nahmen doch die Lebensmittel noch schneller ab. Endlich gebrach es gar an Wasser. Bei dieser Kunde legten sich auch die, welche bis dahin widerstanden hatten, nieder und erwarteten in düsterer Verzweiflung den Tod.

So verging eine Nacht, dann ein Tag und noch eine zweite Nacht. Uebermann hatten sich Francisca und Jean endlich bei Seite begeben; er hielt das matte Haupt der jungen Frau auf seinen Knien und eine ihrer Hände in der seinigen. Die Nacht ging zu Ende; die Passagiere lagen still und unbeweglich; alle hatten sich jenem kurzen Schlummer ergeben, den die erste Tagesglocke den Sterbenden zu bringen pflegt. Nur der Capitain

Meunier schritt pfeifend auf dem Verdecke auf und ab. Man hörte nichts als den Schall seiner Tritte, das Rauschen des Wassers und das Murmeln des Windes in den Segeln. Ein rosenfarbener Schein begann den Horizont zu beleuchten und der stärker werdende Wind trug liebliche Gerüche über das Schiff hinweg.

Unsere beiden Liebenden senkten ermattet die Häupter. Francisca lehnte sich mit einem halb zärtlichen, halb schmerzlichen Seufzer an die Brust des jungen Mannes; sie schlang einen Arm um seinen Nacken und ihre Augen schlossen sich.

Mit einemmale ließ sich die Stimme der Wache im Mastkorb hören.

„Horch!“ rief Jean, indem er aufsprang.

— „Land!“ wiederholte die Stimme.

„Wo?“ fragte Meunier.

— „Unter dem Winde.“

„In welcher Entfernung?“

— „Funfzehn Knoten.“

„Wir sind gerettet!“ jubelte Jean, indem er Francisca in seine Arme schloß.

Diese bemühte sich aufzustehen; aber sie konnte nur die Hände falten und auf ihre Knie sinken.

Der Ruf der Mastwache war überall gehört worden; alle Sterbenden richteten sich auf. Einen Augenblick herrschte unbeschreibliche Verwirrung. Die Kräftigsten kletterten in dem Tauwerke hinauf, die Schwächsten schleppten sich wenigstens an das Geländer und suchten durch den Nebel hindurch zu blicken; alle fragten nach dem Namen des verklärten Landes. Es war Madeira, dessen Küsten und schattige Thäler bald in der aufgehenden Sonne ershienen.

Einige Stunden später ging das Schiff vor Capitains Meunier an der spanischen Insel vor Anker.

4.

Vierzehn Tage waren seit der Ankunft der „Selben Mühle“ bei Madeira vergangen. Man hatte frische Lebensmittel eingenommen, die Abfahrtsflagge flatterte im Winde, aber noch rührte sich nichts am Bord des Flibootes, das auf einem einzigen Anker immer an derselben Stelle lag. Statt der Mannschaft und der zahlreichen Passagiere, die sich hätten auf dem Verdeck befinden sollen, sah man dort nur den Capitain Meunier, der die Hände in den Taschen hatte, bisweilen nach dem Lande hinblickte und leise fluchte.

Er wollte eben zum hundertsten Male seinen Gang von dem Hintertheile zum Heckmast beginnen, als Jean am Eingange der großen Luke erschien.

„Kommen die Verdungenen nicht?“ fragte er und griff nach seiner Mütze.

Meunier wies nach der Mhebe.

„Da sieh!“ sagte er; „eben so wenig ein Fahrzeug wie in

einer Wasserflasche. Meine Matrosen werden sie nicht haben finden können. . . Wären sie nicht gewesen, hätten wir schon vor vier Tagen abfahren können.“

— „Die Einwohner haben sie gut aufgenommen und sie hatten so viel gelitten,“ bemerkte Jean.

„Gelitten?“ entgegnete Meunier, „weil sie ihre Gewohnheiten einigermaßen ändern mußten? Haben sie nicht Zeit gehabt, sich zu erholen? Um nicht zu verhungern, werden sie alle an Magenüberladung sterben. Sie verbrennen sich das Blut mit dem hiesigen Feuerweine, als ob die Sonnenglut nicht groß genug wäre, ihnen das Hirn im Schädel zu kochen. Ich habe sie gewarnt; die Verdungenen vom „Richard,“ die vor einem Jahre hier anlegten und auch nicht klüger waren, sind unterwegs sämmtlich am hiesigen Fieber gestorben. Aber sie hören nicht. Ich verschwöre es, niemals wieder solche Waare zu laden.“

— „Hatte Euch der Gouverneur Don Diego de Mendoza nicht versprochen, sie an Bord bringen zu lassen?“

„Noch heute und er brauchte sie nur vom Boden aufheben zu lassen wie heruntergefallene Bananen, denn sie sind vom Abend an bis zum Morgen betrunken, aber seine Leute werden sich vor der Mühe gescheut haben. Diese Spanier sind so faul, daß sie nicht niesen, um sich nicht die Nase pugen zu müssen.“

— „Da kommen eine Pinasse und eine Schaluppe auf uns zu,“ sagte Jean.

Der Capitain sah einen Augenblick hin.

„Beim Erlöser! ich glaube Du hast Recht,“ sprach er sodann; „man bringt uns unsere Betrunknen. Hurrah für den Gouverneur! Bei meiner nächsten Fahrt nach der Normandie werde ich ihm eine Reliquie von Unserer lieben Frau der Erlösung mitbringen.“

Zwei Barken, von denen die eine von Spaniern, die andere von den Matrosen der „Selben Mühle“ gerudert wurden, steuerten nach dem Fliboote zu und erreichten dasselbe bald. Alle Verdungenen waren, wie Meunier vorausgesehen hatte, betrunken. Man zog sie mit Mühe an Bord; der Capitain dankte den Spaniern, gab ihnen einige Doublonen, lichtete sodann den Anker und ging unter Segel, während die Neuangekommenen sich auf dem Verdeck zerstreueten, wo die meisten bald einschliefen.

Die Sonne brannte und der günstige Wind schwellte nur die höchsten Segel, trotzdem glitt das Fliboote, als wolle es die verlorenen Zeit wieder einbringen, pfeilschnell durch die weiche bligende Flut. Der Tag verging und die Nacht kam, ohne daß der Wind sich änderte. Der Himmel glänzte von Sternen und alles kündigte eine glückliche Fahrt. Jean, dessen Wache abgelaufen war, schlich zu seiner Francisca im Zwischendeck.

Sie schliefen beide seit einiger Zeit, als sie plötzlich von einem gewaltigen Lärme geweckt wurden; Jean sprang aus der Hängematte und eilte nach der Leiter; Meunier kam eben auf derselben herunter.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 13.

für die elegante Welt.

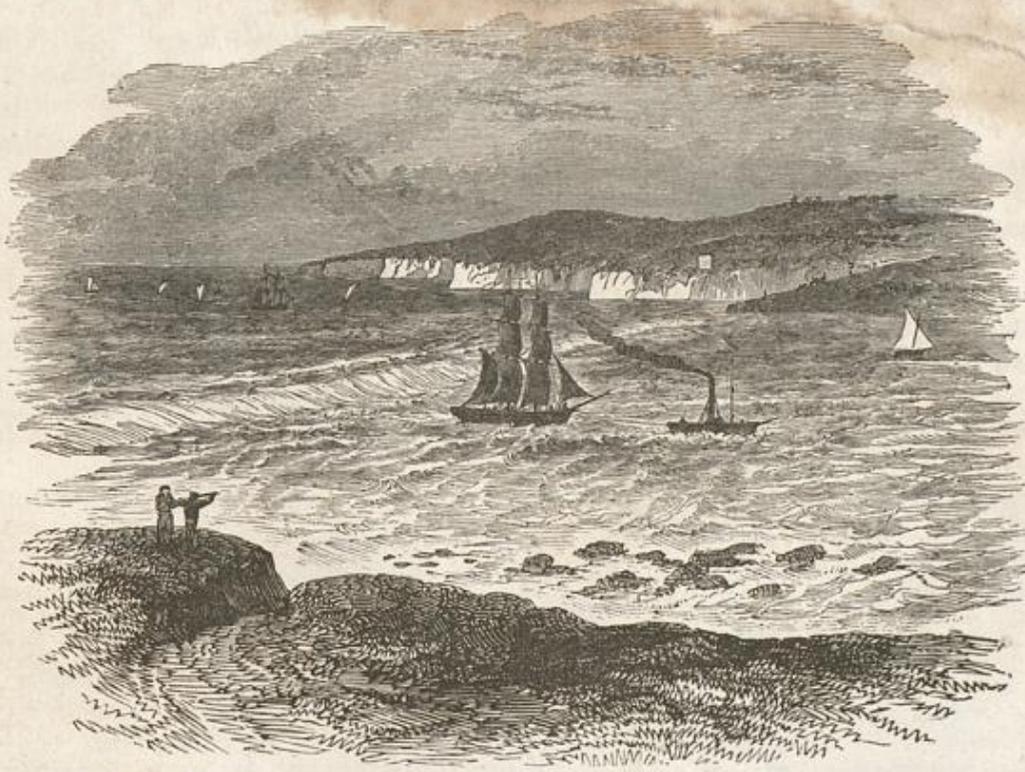
1841.

Tynemouth, Barre in Northumberland.

Die Tynemouth-Barre ist eine Sandbank, die sich quer vor der Mündung des Flusses Tyne hinzieht und dergestalt ein Hinderniß für die da segelnden zahlreichen Fahrzeuge ist, welche bloß zur Fluthzeit darüber hinweg kommen können. Die Einfahrt in den Tyne ist selbst unter den günstigsten Umständen eine Operation, welche Geschicklichkeit, Vorsicht und Erfahrung erfordert. Die Küste ist auf beiden Seiten sehr felsig; vor der nach Norden sehenden Küste, einer kleinen Einbucht, Prior's Head genannt, gegenüber und links von der Barre befindet sich eine gefährliche Klippe, Namens Sparrow Hawk, während die Südseite, zur Rechten der Barre, eine kaum weniger gefährliche Sandbank darbietet. Alle diese Umstände zusammengenommen machen die Fahrt an dieser Stelle bei stürmischem Wetter ebenfalls bedenklich.

Man hat mehrere Leuchttürme in der Nähe angelegt, deren Licht in der Nacht dem Schiffer die gefährliche Fahrt erleichtert.

Er bringt sie in eine gewisse Lage in Bezug auf sein Auge und führt so das Fahrzeug in den besten Canal, welcher sich auf der Südseite der Barre befindet. Ihr Licht ist bloß bei günstiger Fluth zu sehen, das ist in der Schifffahrt von einem Viertel der Fluth bis zu einem Viertel der Ebbe. Am Tage ist während desselben Wasserstandes eine Flagge aufgehißt. Der Vortheil, welchen Dampf in Fällen, wie der vorliegende, gewährt, ist zu wichtig, um unerwähnt zu bleiben. Vor seiner Einführung mußten die Fahrzeuge bei schlechtem Wetter und ungewissem Winde oft außerhalb oder innerhalb der Barre warten, die sie nicht zu passiren wagten, und Verlust und Angst waren das Loos der Schiffer. Ein entgegen wehender oder veränderlicher Wind ist jetzt von keiner größeren Bedeutung, als daß er, wenn Aufschub vermieden werden soll, die Anwendung eines Dampfbootes zum Bugfieren des Fahrzeuges nöthig macht. Dieses Bestandes gewiß wartet das zu bugfierende Fahrzeug ruhig, bis ein der Größe desselben entsprechender Wasserstand über der Barre einge-



(Mündung des Flusses Tyne. — Ein Fahrzeug wird von einem Dampfboote über die Barre wegbugfirt.)

treten ist, worauf es sich mit vollem Vertrauen der Leitung seines kleinen Führers überläßt, welcher es in kurzer Zeit über die gefährliche Stelle in sicheres Fahrwasser bringt.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Komm, mein Junge!“ rief ihm der Capitain zu.

— „Was giebt es?“

„Alle unsere Betrunknen sind toll geworden.“

— „Toll?“ wiederholte Jean bestürzt.

„Hörst Du ihr Geschrei nicht?“ fuhr Meunier fort; „Komm, wenn sie sich des Schiffes bemächtigen, sind wir verloren.“

Jean folgte dem Capitain und als sie auf dem Verdecke anlangten, blieb er vor dem seltsamen Anblicke, der sich seinen Augen darbot, unbeweglich, wie erstarrt, stehen.

Die Passagiere, die noch vor wenigen Stunden im Schlafe dargelegen hatten, waren aufgestanden und glichen Wahnsinnigen; einige wähten sich von dem Tode verfolgt und liefen unter Jammer und Seheul auf dem Verdecke umher; andere hatten sich einen Strick als Diadem um die Stirn geschlungen, saßen in majestätischer Haltung da und gaben Audienz wie Fürsten. Die meisten aber schlugen mit den Rudern umher, dreheten die Winde oder zogen die Kanonen umher.

Jean eilte an das Steuer, das eben verlassen worden war, während der Capitain mit den Matrosen die Ordnung wiederherzustellen suchte. In demselben Augenblicke stürzten einige der Wahnsinnigen eine Kanone in das Meer, worauf sie laut auf-lachten und in die Hände klatschten. Eine zweite Kanone folgte der ersten und das Lachen wurde lauter und wilder. Meunier wollte mit seinen Matrosen vergebens einschreiten; sie wurden zurückgetrieben, mit Füßen getreten und mußten sich auf das Hintercastell flüchten.

Da erhoben die Wahnsinnigen ein Freudengetöse; die Unglücklichen schienen von einer gemeinsamen Tollheit ergriffen worden zu sein. Die Wassertonnen folgten den Kanonen, dann kamen die Hebebäume, das Lauwerk, die Vorraths-Spiere und die Böte. Dabei beugten sie sich über das Geländer und klatschten in die Hände, so oft irgend ein Gegenstand in das Meer geworfen wurde; bald hatten sie rein ausgeräumt.

Da trat auf einen Augenblick Ruhe, gleichsam Staunen ein. Die Wahnsinnigen sahen einander an, gleichsam als fragten sie einander, ob sie ihre Unterhaltung einstellen sollten; mit einemmale hob Einer die Arme empor, sprang über das Geländer und stürzte sich lachend selbst in die Flut. Dies war gleichsam ein Signal; die nächsten folgten und bald wimmelte es am Schiffe von Ertrinkenden. *)

*) Der Pater Duterte in seiner *Histoire des Antilles* spricht von diesem seltsamen Wahnsinn, welcher alle Passagiere nach den Aufschwefungen zu Madeira besiel.

Die ganze Mannschaft sah diesem schrecklichen Schauspiel mit Mitleid und Entsetzen zu. Bei jedem Gelächter, bei jedem Sturze in das Wasser hielt sich Francisca fester an den jungen Mann an. Schon war die Hälfte der Verdungenen in den Fluten versunken, als der Capitain Meunier zu den noch Uebrigentrat.

„In den Kielraum, Kinder!“ rief er, „Ihr vergeßt den Kielraum.“ Das war wie ein Lichtstrahl für sie.

— „In den Kielraum! In den Kielraum!“ wiederholten die Wahnsinnigen und stürzten nach der Luke.

Kaum war der letzte verschwunden, so zog der Capitain die Leiter zurück und warf die Fallthüre zu. Die Mannschaft jubelte.

„Ruhe!“ gebot Meunier.

Alle schwiegen. Die Wahnsinnigen blieben in dem Dunkel, bestürzt, einen Augenblick ruhig, bald aber begann ihr Geheul von neuem.

„Singt nur, singt, ihr Wilden!“ sagte der Capitain; „Ihr seid in Euerer Grube wie die Bären in Bern, und wir sind nun wenigstens Herren des Verdeckes.“

„’s war Zeit,“ meinte ein alter Matrose, „denn es giebt Arbeit.“

— „Was meinst Du, Vater Lariget?“

„Da sehet nur, Capitain.“

Alle Augen wendeten sich nach dem von dem Matrosen bezeichneten Punkte am Horizonte. Eine grauliche Wolke, die sich zusehends vergrößerte, zog blitzschnell heran und in ihrem Schatten hob sich wallend und schäumend das Meer.

— „Gott verdamme mich, das ist Sturm!“ rief Meunier. „Zu den Segeln, meine Jungen! Raftt alles ein, wenn Ihr nicht Seewasser kosten wollet.“

Die Matrosen kletterten in dem Takelwerke hinauf, um das anbefohlene Manöver auszuführen; sie hatten eben die große Raa erreicht, als sich mit einemmale ein dumpfes Rauschen hören ließ. Die Wellen hoben sich schäumend empor und ein entsetzlicher Sturm, der sich in allen Segeln fing, beugte das Schiff nieder wie ein Pferd, das zusammenstürzt.

— „Luvwärts, Steuermann, luvwärts!“ rief Meunier.

Aber es war zu spät, es entstand ein lautes Geprassel und ehe der gegebene Befehl ausgeführt werden konnte, sanken die beiden Marsstengen mit einer Segelwolke herunter, die in leichten Schneeflocken dahinflatterte und im Winde sich verlor.

5.

Etwa dreißig Bewaffnete standen auf einer der Anhöhen, welche Basse-Terre (das Niederland) von Guadeloupe beherrschen. Die meisten trugen einen Hut von Palmenblättern, Stiefeln von Schweinsleder, kurze Hosen und den französischen Frack, der durch einen Rahotstrick zusammengehalten wurde, an welchem zwei lange Pistolen hingen. Einige saßen auf einem ungeheuern Heuschreckenbaume, andere stützten sich auf ihre langen Flinten und sahen auf das Meer hinaus, von dem man einen Streifen zwischen den spitzen Zacken des Gebirges hindurch erblickte.

Ihren von Pulver geschwärzten Händen und dem mit geronnenen Blute besleckten Anzuge nach hätte man sie für Jäger halten können, die von einem Treiben im Walde zurückgekommen, wären nicht zwei Personen unter ihnen gewesen, die anzudeuten schienen, daß ihr Unternehmen einen zugleich militairischen und religiösen Zweck habe.

Der erste war ein Mönch, in dem man an dem finstern Blicke, an der gebräunten Hautfarbe und dem sichern Gange einen jener Missionäre erkennen konnte, welche damals im Gefolge aller Abenteurerschaaren die Neue Welt durchzogen. Der zweite dagegen war ein Mann von etwa dreißig Jahren mit verwischten Gesichtszügen, in dessen gelblichem Auge etwas Falsches und Stieriges lag. An seiner Tracht, welche denen seiner Gefährten ziemlich gleich war, bemerkte man Ueberreste von Verzierungen, welche einen höhern Grad anzeigten; auch trug er statt des kurzen Degens einen Officierssäbel.

Er saß mit dem Mönche einige Schritte abseits von seinen Leuten mit verdrüßlichem Gesichte. Lange schwiegen beide. Endlich schlug er mit seinem Carabiner heftig auf die Erde und sagte, als antwortete er auf einen Gedanken: „ich frage mich immer vergebens, wie die Rothhaut diese Nacht aus dem Kjoupa entkommen konnte; ich hatte ihn selbst gebunden und der Strick schnitt ihm in das Fleisch.“

„Der Teufel hilft den Seinigen,“ bemerkte der Mönch ernst.

— „Der Teufel und die Nachlässigkeit Nisslots,“ entgegnete der Officier mit einem Blicke auf einen jungen Mann mit einem Affengesichte, der die Abzeichnung eines Sergenten trug.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Lieutenant,“ sagte dieser, der mit der Zunge anstieß, wie es die meisten Pariser zu thun pflegen; „es ist nicht meine Schuld.“

— „Hatte ich Dir nicht aufgetragen, den Caraiben zu bewachen?“

„Ich hatte auch meinem „Matelot“ *) aufgetragen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren.“

— „Wie Du es immer thust, wenn etwas beschwerlich oder gefährlich ist.“

Der Sergent that, als hörte er dies nicht.

„Nicht wahr, Picard, ich hatte Dir den Wilden zur Bewachung übergeben?“ fragte er einen Riesen, der zu seinen Füßen im Graße lag.

Dieser wendete seinen Stierkopf nach dem Sergenten und wiederholte schläfrig: „den Wilden?“

— „Warum hast Du ihn entwischen lassen, dicker Molch?“

„Ich weiß es nicht, Sergent.“

Dieser machte eine verächtliche Geberde und sagte nach einiger Zeit: „dieses Geschöpf geht sicherlich nur aus übler Angewohnheit auf zwei Beinen.“

*) Hatte ein Verdungener seine Zeit überstanden, so verband er sich mit einem andern ebenfalls frei gewordenen Verdungenen und beide bearbeiteten eine „Etage“ gemeinschaftlich. Ein solcher Genosse hieß der „Matelot.“

— „Um so mehr hättest Du selbst Wache halten sollen,“ fuhr der Lieutenant in einem gereizten Tone fort; „wir haben durch Deine Schuld eine Gelegenheit eingebüßt, die nicht sobald wieder kommen wird. Die Caraïben waren alle an einem Orte und wenn der Gefangene nicht entwischt wäre, hätte er uns dahin geführt, wo die Seinigen ihre Weiber und Lebensmittel verborgen haben.“

Es erhob sich unter den Bewaffneten ein Gemurr und von allen Seiten fielen halblaute Flüche auf den Sergenten.

„Nun?“ sagte dieser, indem er sich ganz gelassen umbrethete; „ist es nicht als hätte ich Fleischerhunden einen Knochen gestohlen? Wer hindert uns, am ersten besten Tage die Caraïben bis Grande-Terre zu jagen, wohin sie sich zurückgezogen haben?“

— „Auf die Gefahr hin, unsere Haut dort zu lassen, bemerkte einer der Ansiedler. Riffot warf ihm einen höhniischen Blick zu.

„Was sollen sie wohl mit der Deinigen machen, Kuvergnate?“ fragte er lachend; „leichter würden sie die Schale einer Schildkröte verdauen.“

— „Wohl möglich,“ antwortete dieser; „mir gefällt sie, weil sie dauerhaft ist.“

„Da hättest Du uns gar nicht folgen sollen, alter Requiem;*) weist Du nicht, daß man hier auf Todten geht, wie in Paris auf Pflastersteinen?“

— „Ah, Paris!“ riefen fünf bis sechs Stimmen; „warum haben wir es verlassen, Sergent?“

„Dort lebt sich's gut.“

— „Und welche hübschen Mädchen!“

„Und Cognac! Cognac!“

— „Aber die Polizei sollte man abschaffen.“

„Schade ist's auch, daß man seine Schulden dort bezahlen muß.“

— „Genug der Erinnerungen,“ fiel Riffot ein; „wollt Ihr den Hunger eines Halbverhungerten noch mehr reizen? Mit wem redet Ihr von der großen Stadt? Bin ich nicht daher? Ich bin dort in den Hallen geboren; die Mädchen waren mein Element und was den Cognac betrifft...“

„So braucht man nur Deine Nase anzusehen, Sergent.“

— „Wie Du sagst, Kuvergnate; ich gehörte zu der Bruderschaft Unserer lieben Frau von der Flasche, während ich jetzt jener Unserer lieben Frau vom Durste zugetheilt bin. Und Gott weiß es, was die Herren Duplessis und L'Olve uns versprochen hatten! Wir sollten in drei Jahren hier unser Glück machen und wie Herren leben.“

„Ihr solltet die Heiden in dem katholischen Glauben unterrichten,“ unterbrach ihn der Mönch; „die Anweisung des Königs enthält dies ausdrücklich.“

*) So hieß der Haifisch in jener Zeit.

— „Vielleicht,“ sagte Riffot; „aber ich will des Teufels sein, wenn ich einen Schritt zu diesem Zwecke gethan hätte.“

„Nimmst Du keinen Antheil an Deinen heidnischen Brüdern?“

— „Nehmt mir's nicht übel, Ehrwürdiger; aber wenn ich keine Christinnen und kein Weizenmehl haben kann, nehme ich gern Antheil an ihren Weibern und ihrem Manioc. Leider entgehen uns auch diese.“

„Gott wollte Euch diese Unglücklichen nicht überliefern,“ sagte der Mönch, „weil er wohl wußte, daß Ihr sie nur Euerer Leidenschaft wegen suchtet.“

— „Beim Himmel, Herr Vater, das konnte ein anderer auch wissen,“ sagte der freche Pariser; „warum sollten wir denn sonst diesen Maroquinhäuten nachlaufen?“

„Vergiffest Du, daß wir von dem Papste und dem Könige vor allem der Religion wegen hierher geschickt worden sind?“ fragte der Dominicaner ernst.

— „Das heißt also,“ antwortete Riffot, „wir sollen die Frauen und Mädchen einfangen, um ihnen Unterricht im Katholizismus zu geben!“

„Warum nicht? Hat nicht jeder Christ die Pflicht, an dem Seelenheile seiner Schwestern mit zu arbeiten?“

— „Ich verstehe, ich verstehe, Herr Vater,“ fiel Riffot ein; „die Dominicaner sagen „Schwestern“, wie die Pfarrer „Nichten“ sagen.“

„Was willst Du damit sagen?“

— „Ich begreife jetzt, warum mir Euer frommen Brüder in Paris zwei Mädchen genommen haben.“

„Du lügst!“ rief der Mönch.

— „Sie wollten an dem Seelenheile derselben arbeiten,“ fuhr Riffot fort.

Die Ansiedler lachten laut auf; der Bruder Joseph aber war, bleich vor Zorn, aufgestanden. Er trat zu den Bewaffneten, faßte mit einer seiner breiten behaarten Hände den Pariser an der Achsel und rief ihm in drohendem Tone zu: „gestehe, daß Du gelogen hast, Elender!“

— „Ich?“ entgegnete der Sergent, der einigermaßen außer Fassung zu kommen schien.

„Gesteh, gesteh, gesteh!“ wiederholte der Mönch und bei jedem Worte packte er die Achsel Riffots gewaltiger, der gegen seinen Willen zusammen sank und auf die Knie fiel.

— „Laßt mich los, ehrwürdiger Vater!“ rief er.

Dieser hielt ihn aber fest am Boden.

— „Tod und Teufel! Wollt Ihr mich loslassen?“ fragte Riffot, der sich wüthend wehrte.

„Gesteh!“ wiederholte der Mönch gelassen.

Der Sergent hatte den Griff seines Degens gefaßt, als er aber den funkelnden Augen des Mönches begegnete, ließ er den Kopf sinken.

— „'s war ein Scherz, Ehrwürdiger,“ stammelte er.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 14. für die elegante Welt. 1841.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Du scherzest nicht,“ sagte der unbeugsame Mönch.

— „So habe ich mich geirrt.“

„Nein! Nein!“

— „Nun, zum Teufel, so will ich gelogen haben.“

Der Mönch zog seine Hand zurück und Riffot konnte wieder aufstehen.

— „Tausend Piken, Bruder Joseph,“ sagte er, indem er sich schüttelte, „Ihr habt mir wahrhaftig die Achsel verrenkt. Wenn Ihr so Euern Segen zu ertheilen pflegt, so will ich ihn gern entbehren.“

„Weiche von mir, Schlange!“ sprach der Dominicaner.

— „Seid ruhig, Ehrwürdiger, ich werde mich von nun an in der gehörigen Entfernung halten und wenn Ihr den Simson spielen wollt, so werde ich Euch meinen Matelot schicken, der Euch überdies einen Eselskinnbacken liefern kann.“

Der Mönch machte eine verächtliche Geberde, ohne etwas zu antworten, und setzte sich wieder nieder.

Die Ansiedler hatten diesen seltsamen Auftritt mit einer trüben Gleichgiltigkeit mit angesehen, als wären sie an dergleichen schon gewöhnt. Es war auch wirklich der erste nicht, dem sie beiwohnten. Der Bruder Joseph hatte sich immer gewissermaßen als irrenden Ritter der Religion gezeigt, und er träumte von der Erwerbung von Seelen, wie andere etwa von der Eroberung eines Königreiches geträumt hätten. Nachdem er lange hinter den Eisengittern des Klosters gefangen gehalten worden war, hatte er mit Freuden die Sendung nach dem fernen Lande angenommen, nicht sowohl aus großer Frömmigkeit, als weil er dadurch in ein bewegtes Leben voll Gefahren eintret. Uebrigens besaß er alle Vorurtheile des Klosters, hatte den Glauben erlernt wie ein Soldat die Handhabung der Waffen und vereinigte in sich den vollendetsten Mönch wie den vollkommensten Abenteurer.

Die Ansiedler hatten unterdeß die großen Leinwandstücke aufgemacht, deren jeder einen über die Achsel geschlungen trug, und einige Früchte und Wurzeln herausgenommen, welche sie verzehrten. Der Sergent weckte mit einem Fußtritt seinen Matelot, der im Grase schlief.

— „Geda, Picard, unsere Lebensmittel!“ rief er.

Der Riese richtete sich auf den Einbogen auf und sah Riffot verwundert an.

„Unsere Lebensmittel, Sergent?“ wiederholte er.

— „Habe ich sie Dir nicht zur Aufbewahrung übergeben?“ Statt aller Antwort nahm der Picardier den Sack ab und schüttelte ihn.

— „Leer?“ fragte Riffot verwundert.

„Du hast ja alles heute früh gegessen,“ sagte der Matelot lachend.

— „Ich?“

„Hast nicht einmal etwas für mich übrig gelassen.“

Der Sergent nahm sogleich eine gleichgiltige Mene wieder an und sagte: „im Ganzen ist es kein großer Schade, Picardier; Du mußt der Hams und gebratenen Bananen so überdrüssig sein, wie ich es bin. Ja, wenn es ein Stück Schildkröte wäre! aber der Herr de l'Olive will, daß wir frugal leben, und er hat uns verboten, Schildkröten zu essen.“

— „Blos zu Euerm Nutzen, um die Dysenterie fern zu halten,“ fiel der Lieutenant ein.

„Recht so,“ fuhr Riffot fort; „der Doctor meint, es sei gesünder zu verhungern, als an verdorbenem Magen zu sterben, und der ehrwürdige Bruder da hat ohne Zweifel hinzugesetzt, es sei auch religiöser. Warum erlaubt man uns aber nicht wenigstens, Agoutis und wilde Schweine zu jagen?“

— „Weil Ihr Euch von den Caraïben würdet überfallen lassen und die Colonie durch den Verlust eines jeden einzelnen Mannes in Gefahr kommt.“

Der Pariser zuckte die Achseln.

„Ich kenne keine größere Gefahr, als die von Wurzeln zu leben, die in Seewasser gekocht sind, oder von Diachilum, wie der Kamerad aus der Champagne, der bei der vorjährigen Hungersnoth alle Salben des Chirurgen verzehrte. Uebrigens kann man sich vor den Wilden in Acht nehmen, wenn man die Augen aufthut; sehet einmal den Stolzen an! Der Herr von l'Olive wollte ihn zwingen, eine Etage unter uns zu nehmen; er weigerte sich, lebt jetzt frei im Gebirge, hält täglich seine vier Mahlzeiten und lacht über die Rothhäute.“

— „Die ihn nächstens braten werden,“ bemerkte Fontaine.

Riffot schüttelte den Kopf.

„Sein Eber bewacht ihn,“ sagte er, „und auf diesen „Fetzten Dienstag“ würde ich mich mehr verlassen als auf alle Schild-“

wachen des Forts. Auch vertauschte ich mein Chasse herzlich gern mit der Houpa meines Veters, des Stolzen."

— „Sprecht nicht von diesem Menschen!“ rief der Pater Joseph dazwischen; „er ist ein Ungläubiger, der sich geweigert hat, in die Kapelle zu gehen und dem Gottesdienste beizuwohnen.“

„Weil der Gouverneur die Gelegenheit benützt haben würde, ihn verhaften zu lassen,“ bemerkte der Pariser.

— „Er verschmähet die geistige Speise; er hat sich noch nicht an dem Tische des Herrn eingefunden.“

„Wohl möglich,“ sagte Riffot; „dafür findet er sich an dem andern Tische ein, wo der Körper gespeiset wird, und ich für meinen Theil thäte dies auch gern.“

— „Gott verläßt die Seinen nicht und wird Euch bessere Zeiten senden,“ sagte der Mönch; „in wenigen Tagen wird er hier das Wunder erneuern, das in alter Zeit sein Volk errettete, er wird neues Manna in der Wüste regnen lassen.“

„Das heißt, die Krabben werden von dem Gebirge herunter kommen,“ bemerkte Riffot; „das ist ein Wunder, welches alle Jahre um die Mitte des April sich ereignet; leider werden sie uns weder Kleidungsstücke noch Pulver mitbringen.“

— „Der Gouverneur erwartet alles dies aus Frankreich,“ fiel Fontaine ein.

Der Sergent zuckte die Achseln.

— „Die Kaufleute von Dieppe haben ein mit Lebensmitteln und Munition beladenes Schiff angekündigt.“

„Die Kaufleute von Dieppe sind zu gute Normänner, als daß sie uns ihr Pökelfleisch und ihren Stockfisch schicken, wenn wir ihnen nur ausgestopfte Eidechsen dafür zurück senden,“ entgegnete Riffot; „wenn wir nur wenigstens einen Vorrath von Tabak und Schildschrotenshalen hätten sammeln können, aber der Dreck und die Compagnie haben alles verschlungen. Ihr werdet von den Dieppern eben so wenig etwas erhalten, als Euch Euer Schwein einen Rock webt. Schon seit drei Jahren kündiget man uns Schiffe an, die uns Branntwein, Speck und Mäzgen bringen sollen; sehe ich sie vor der Insel, so verspreche ich, an mein Seelenheil zu denken.“

— „So denke gleich jetzt daran, Du Heide!“ rief der Pater Joseph, „denn da kommt ein Schiff.“

„Ein Schiff!“

— „Sieh da!“

Alle sprangen auf und sahen nach der großen Bucht hin; es war wirklich so eben ein Schiff da vor Anker gegangen.

Diese Antwort vom Himmel gleichsam auf die Herausforderung Riffots hatte etwas so Ungewöhnliches, daß die so plump abergläubischen Menschen tief ergriffen wurden. Einige fielen mit gefalteten Händen auf die Knie; alle stießen einen Schrei freudiger Ueberraschung aus.

„Und nun erkennt,“ fuhr der Dominicaner feierlich fort, „daß der Höchste seine Verheißungen hält.“

— „Besonders wollen wir uns bemühen, nicht zuletzt anzukommen,“ bemerkte der Pariser, indem er nach seinem Gewehr griff.

„Vergesst nicht, ihm für die unverhoffte Gnade zu danken,“ fuhr der Mönch fort.

— „Rasch um Mercier's Pflanzung herum!“ rieth der Sergent.

„Auf Euer Knie, Christen!“ rief der Pater Joseph.

— „Vorwärts, Speckfresser!“ commandirte Riffot.

Damit eilte er auf dem Wege, der nach dem Meere hinunterführte, voraus und verschwand bald mit allen Ansiedlern und selbst dem Lieutenant, trotz dem Rufen des Dominicaners, der ihnen von fern mit geballten Fäusten folgte und sie mit Berwünschungen überhäufte.

6.

Diese Eile der Ansiedler, so schnell als möglich an das Schiff zu gelangen, war vollkommen durch die große Noth gerechtfertiget, in welcher die Compagnie sie bis dahin gelassen hatte. Alles, was der Sergent in dieser Hinsicht gesagt hatte, blieb noch weit hinter der Wirklichkeit zurück; die Hungersnoth war einige Zeit lang so groß gewesen, daß man behauptete, die Lebenden gräben die Leichname aus und verzehrten dieselben. Selbst der Herr P'Dive konnte der allgemeinen Noth nicht anders entgehen, als daß er sich nach St. Christoph begab, wo er eine Pflanzung besaß. Aber die Unterstützung, die er von dort mitbrachte, war bald erschöpft und die Ansiedler sahen dem frühern gräßlichen Mangel von neuem entgegen.

Einige bemächtigten sich eines Bootes, um wo möglich zu entfliehen; sie wurden aber ergriffen und würden gehangen worden sein, hätte sie der Gouverneur nicht begnadiget, der sich begnügte, sie bloß brandmarken zu lassen. Andere fürchteten sich mit Kucu und suchten Zuflucht bei den Saräiden. Die meisten aber schmachteten und starben unter dem Stocke der Aufseher, denn auf dieser fernen Insel wie in Europa arbeiteten die Meisten für Einige. Man hatte die Feudalinrichtung des Mutterlandes ohne den Schutz der Geseze und die Rücksicht des Herrn nach Guadeloupe verpflanzt. Die Bethheiligten benutzten die, welche sich ihnen verbunden hatten, mit der unbarmherzigen Habsucht der Gesellschaften, jener herzlosen Ungeheuer, die keinen andern Ehrgeiz kennen, als eine Dividende. Unglückliche, die früher Sklaven bei den Ungläubigen gewesen waren, sehnten sich in jene harte Sklaverei zurück.

Der Himmel selbst schien mit im Bunde gegen die Colonie zu sein; die Maniol- und Yamsernten mißriethen. Endlich schlugen die Kühnsten, als sie auf's Aeußerste getrieben waren, vor, die Hütten der Wilden zu plündern, um der Hungersnoth zu entgehen. Man brauchte nur einen Vorwand zum Kriege zu ersinnen und die Franzosen, bei denen durchaus nichts zu finden war, bellagten sich „von ihren Freunden, den rothen Männern“ bestohlen worden zu sein. Diese betheuerten vergebens ihre Unschuld und erboten sich, dieselbe zu erweisen; die Ansiedler hungerten und antworteten wie der Wolf dem Lamme. Man ermordete einen alten Häuptling mit seinen drei Söhnen und überfiel die Hütten. Die Franzosen hatten jedoch, als sie diesen Krieg

begannen, nicht bedacht, welche Geißel sie sich bereiteten; die Caraïben, die in das Gebirge fliehen mußten, schärften ihre Jagaien, tauchten ihre Pfeile in Gift, ließen ihre Frauen in den Kjoupas und schlüpfen sich in das Niederland hinab.

Unterdes hatten sich die Piroguen und Cullalas über das Meer verstreuet; in einer jeden befand sich ein einziger Ruderer. Bald kamen sie schwerbeladen zurück und brachten die Krieger von Dominica, Barbadoes, Antigoa, Martinique und St. Christoph herbei, die ihren Brüdern in der Sache beistehen wollten. Sie verbreiteten sich still unter den Stagen und krochen wie Schlangen in dem Graße und in dem Gebüsch hin.

Die Ansiedler, die etwa 80 M. stark sich an einer abgelegenen Stelle befanden, wurden in einem Augenblicke niedergemacht, fast ohne daß es Jemand bemerkte; ein Einziger hatte Zeit, Lärm zu machen. Als die Caraïben sich entdeckt sahen, brachen sie mit großem Geschrei hervor, wurden jedoch von den Franzosen, die sich bewaffnet hatten, zurückgedrängt.

Diese Angriffe wiederholten sich, es entstand ein regelmäßiger Krieg daraus; die Franzosen konnten sich nur in bewaffneten Schaaren von ihren Pflanzungen entfernen und die Hungersnoth machte sich von neuem fühlbar.

So standen die Sachen damals, als die Nachricht sich in den Pflanzungen verbreitete, es sei ein Schiff in der großen Bucht vor Anker gegangen und der Gouverneur habe sich an Bord begeben. Alle Ansiedler eilten herbei und drängten sich in grenzenloser Freude an dem Ufer. Ihre langen Entbehrungen waren vergessen, ihre Besorgnisse verschwunden; sie erkannten an, daß die Compagnie sie nicht verlassen habe, und erschöpften sich in Muthmaßungen, was das vor ihrem Augen liegende Flyboot wohl enthalten möchte; alle warteten zitternd vor Hoffnung und Ungeduld auf die Rückkehr der Schaluppe des Gouverneurs.

Endlich erschien sie, aber angefüllt mit Sterbenden, die an den Strand gelegt wurden. Bald erfuhr man auch, daß die „Selbe Mühle“ (denn sie war es) ihre Marsstengen zerbrochen, ihre Segel verloren, zwei Dritttheile ihrer Passagiere über Bord geworfen hatte, die übrigen sterbend, aber weder Lebensmittel noch Waaren brachte und nur von zwei Matrosen und dem Capitain bedient wurde.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für die Unglücklichen, denen der Anblick der französischen Flagge auf einen Augenblick wieder Muth gegeben hatte. Einige versuchten zwar noch zu zweifeln, aber die Rückkehr des Herrn Olive entzog ihnen bald auch diesen letzten Trost, denn der Gouverneur zeigte ihnen niedergeschlagen an, ihre Lage habe sich in nichts verändert und kehrte sogleich in das Fort zurück. In düsterer Verzweiflung begaben die Ansiedler sich in ihre Wohnungen.

Die Schaar des Lieutenant Fontaine hatte den Strand in dem Augenblicke erreicht, als das Boot des Capitains Meunier eben anlegte, und die ersten Worte, welche gewechselt wurden, reichten hin, ihre Freude in Trostlosigkeit umzuwandeln. Nur der Pariser, der seine Vorhersage verwirklicht sah, triumphirte; die Eitelkeit unterdrückte bei ihm den Hunger.

„Was habe ich gesagt?“ sprach er; „rechne nur auf die Kaufleute von Dieppe, wenn Ihr fett werden wollt. Ja, wenn sie Euer Fett verkaufen könnten! Sie sind viel zu gute Familienväter, als daß sie das Erbe ihrer Kinder um Euretwillen auf das Spiel setzen sollten. Sie lassen uns hier bis auf den letzten Mann sterben, trinken ruhig ihren Aepfelwein, essen ihre Häringe und feiern Ostern.“

— „Vertrauet auf die Vorsehung!“ fiel der Mönch ein.

„Ihr habt schon zu viel von Wundern gesprochen, Ehrwürden; das Sprüchwort sagt, man soll den Fisch nicht verkaufen, so lange er noch im Meere ist.“

— „Schweig, sündhafter Mensch!“ sprach der Dominicaner, den die getäuschte Hoffnung noch reizbarer gemacht hatte; „Deine Gottlosigkeit zieht der Colonie solche Strafen zu.“

„Ich weiß es,“ entgegnete Riffiot blinzeln; „stets ist der Esel schuld, wenn er schlecht gefüttert ist; aber Ihr werdet doch wenigstens gestehen, ehrwürdiger Vater, daß ich ohne mein Wort zu brechen, jetzt noch nicht anzufangen brauche, an mein Seelenheil zu denken.“

— „Dein Seelenheil?“ rief der Pater Joseph. „Du bist dem Teufel auf ewig verkauft.“

„Wart Ihr vielleicht Zeuge des Handels, Ehrwürden?“ fragte der Pariser lachend.

— „Seh, Verfluchter!“ fuhr der Mönch fort, indem er die Arme ausstreckte, „in die Flammen der Hölle und möge Niemand daran denken, Dich daraus zu erlösen!“

— „Das wäre ein großer Verlust für die Messenverkäufer,“ fiel Riffiot ein.

„Zurück, Satansohn!“

— „Und der Euzige, mein Vater.“

„Bastard!“

— „Durch die Gnade Gottes.“

„Galeerenesclave!“

— „Durch die Gnade des Königs.“

„Eiender! Taugenichts! Hugnot!“

Der Sergent fuhr zusammen und das Lächeln, das um seine Lippen schwebte, verschwand.

— „Ich, ein Hugnot! Bei der heiligen Jungfrau, wer das sagt, lügt!“

„Ach, hier also bist Du empfindlich?“ sagte der Pater Joseph, hocherfreut etwas gefunden zu haben, wodurch diese gepanzerte Seele verwundet werden konnte.

— „Hugnot!“ wiederholte der Pariser in stärkerm Tone; „ich bin katholisch von Vater und Mutter.“

„In das Höllenfeuer mit Dir, Ruchloser!“ sprach der Mönch mit drohender Geberde.

— „Ich kann es durch das Zeugniß des Galeerengeistlichen beweisen,“ fuhr Riffiot fort.

„In die Flammen!“

— „Ich habe in meiner Hütte eine Madonna und einen Rosenkranz.“

Der Dominicaner zuckte die Achseln und wendete ihm den

Rücken zu, ohne zu antworten; Riffot aber, der freche Scherz über Gott trieb und an seiner Seele verzweifelte, hielt auf seinen Ruf, ein guter Katholik zu sein.

— „Weim Himmel!“ rief er aus, indem er dem Mönche nacheilte, welcher den Weg nach dem Fort eingeschlagen hatte; „Ihr widerruft, was Ihr gesagt habt.“

„Gott wird den Weizen von dem Unkraute sondern,“ entgegnete der Pater salbungsvoll.

— „Hol' Euch der Teufel! Ich verlange eine Antwort. Ich will verdammt sein, darüber streite ich mich nicht mit Euch; aber, ich habe das Recht, in der Hölle der Katholiken zu brennen.“

„Mögest Du da brennen in alle Ewigkeit!“ sprach der Mönch, der ihm einen schneidenden Blick zuwarf.

Dann zog er seine Kapuze über den rasirten Kopf und setzte seinen Weg nach dem Fort hin fort.

Der Pariser sah ihm nach.

„Hm!“ murmelte er; „Du sollst mit Deinen Wunsch bezahlen! Hugnot! Finde ich nur eine Gelegenheit, Dir mit meinem Degen ein Kreuz auf die Brust zu zeichnen, so sollst Du sehen, ob ich ein wahrer Katholik bin.“

Bei diesen Worten kehrte er zu den Bewaffneten zurück, die nach den Pflanzungen zu gingen, und er erreichte mit ihnen die Stagen in Basse-Terre.

Die letzten Strahlen der Sonne waren unterdeß am Horizonte erloschen; die Sterne begannen an dem dunklern Blau des Himmels zu flimmern und die Gruppen von Palmen, Acajous und Flaschenbäumen, die längs der Dünen standen, bildeten in der Ferne nur dunkle undeutliche Massen. Alles Geräusch des Tages, das auch den ödesten Ort belebt, hatte aufgehört und man hörte nur noch das eintönige Plätschern der Wellen und das dumpfe Summen der Muskitos an den Wasserpfügen.

Der Lieutenant Fontaine war mit dem Capitain der gelben Mühle zurückgeblieben, der ihm seine unglückliche Fahrt erzählte, mit einemmale aber innehielt und gerade vor sich hinsah.

„Was giebt es?“ fragte der Lieutenant.

— „Seht da an dem Berge!“ sagte Meunier.

„Ich sehe hin.“

— „Bemerkt Ihr nichts auf dem Wege?“

Es war ein nicht zu erkennender Gegenstand am Abhange des Vorgebirges erschienen. Der Lieutenant sah lange hin, ohne in dem Dunkel unterscheiden zu können, was es wohl sein möge.

„Es bewegt sich!“ rief er.

— „Und schneller als ein Mensch.“

In diesem Augenblicke erreichte der Gegenstand den Lichtstreifen, welcher die Spitze des Berges beleuchtete.

„Ach!“ sagte da Fontaine; „es ist der Stolze.“

— „Wer ist der Stolze?“ fragte Meunier.

„Ein Mensch, der die Colonie verlassen hat, um als Boucanier auf den Pimentfelsen zu leben. Aber, wahrhaftig, er ist nicht allein auf seinem Eber!“

— „Auf seinem Eber?“ wiederholte der Capitain.

„Ein Eber, fast so groß wie ein Pferd. Er dient ihm auch als solches unterwegs, wie als Hund auf der Jagd, denn der fette Dienstag ist so klug als stark.“

— „Und der Herr desselben lebt mit ihm allein im Walde wie ein Wilder?“

„Ja,“ aber ohne irgend einer Eitelkeit des civilisirten Menschen entsagt zu haben, wie schon sein Name „der Stolze“ bezeichnet. Er war früher Bedienter bei dem Herrn von Celles und hat sich da die Manieren der großen Herren so angewöhnt, daß er sich selbst für einen solchen hält. Er verließ hauptsächlich die Colonie, um der Beschimpfung zu entgehen, von Riffot Better genannt zu werden.“

— „Und der Herr L'Olive hat ihn nicht zurückzubringen versucht?“

„Der Stolze ist muthig, gewandt und kennt das Land wie ein Eingeborner. So ist er bis jetzt allen Verfolgungen entgangen. Dieser Mensch vereinigt in sich die Natur eines Caraiben und eines Stügers. Er versteht es eben so gut, eine Spur aufzufinden, als Anweisung zur feinen Lebensart zu geben. Er gehörte auch einmal zu einer Gesellschaft Bürger, welche wie die Comödianten des Cardinals Comödie spielten und bei jeder Gelegenheit bringt er Stellen aus seinen Rollen an, wie ein Priester Bibelstellen. Kurz er ist einer der unterhaltendsten Originalen, die man sehen kann.“

Während dieses Gesprächs war der Gegenstand desselben verschwunden und der Lieutenant ging mit seinem Begleiter an der Küste weiter fort.

Sie waren eben durch eine Gruppe Courrouças hindurchgeschritten, als sie unterdrückte Seufzer vernahmen.

Sie blieben beide stehen und sahen sich um. Unbestimmte Gestalten schienen auf dem Sande sich zu bewegen. Meunier bückte sich, um besser sehen zu können, ging einige Schritte, bückte sich von neuem und sagte endlich: „bei meiner Seele, sie sind es!“

— „Wer?“ fragte der Lieutenant.

„Die Sterbenden, die man eben an das Land gebracht hat.“

— „Unter diesen Bäumen?“

„Seht selbst.“

Sie gingen näher und erkannten wirklich die Passagiere von der Selben Mühle, die alle noch an der Stelle lagen, wohin man sie vor etwa zwei Stunden gelegt hatte, die meisten unbeweglich und lautlos.

„Man wird sie vergessen haben,“ bemerkte der Capitain Meunier.

— „Ist der Gouverneur davon unterrichtet?“ fragte Fontaine.

„Sie sind in seiner Schaluppe an das Land gebracht worden.“

— „So hat er zu entscheiden, was geschehen soll.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 15. für die elegante Welt. 1841.

Leith in Schottland.

Die wichtige Seestadt Leith liegt an den Ufern des Flusses gleichen Namens, wo dieser mit dem Forth of Forth zusammenfließt, und etwa eine englische Meile in nordöstlicher Richtung von Edinburgh entfernt. Früher hieß der Ort Inverleith. Seit einer sehr frühen Periode scheint die Wohlfahrt und das Gedeihen der Stadt Leith durch die Eifersucht der Innungen und Zünfte Edinburghs, welche eine fast despotische Gewalt über ihren Verkehr und Handel übten, beständig gehemmt worden zu sein. Im Jahr 1329 überließ Robert I. durch einen Schenkungsbrief den Edinburghern den Hafen von Leith, indeß war diese Schenkung beinahe werthlos, und zwar in Folge der Hindernisse, welche ihnen die Familie Logan, welcher die Ufer der zwischen Edinburgh und Leith gelegenen Flußstrecke angehörten, in den Weg legten. Nach vielfältigem Hin- und Herstreiten erkaufte die Edinburgher von der genannten Familie das Wegrecht und zugleich auch das ausschließliche Privilegium Handel zu treiben, Niederlagen zu errich-

ten und Wirthshäuser für Fremde in Leith zu eröffnen, so daß die Einwohner letztern Ortes von den einzigen vorthelhaften Gewerben, die so zu sagen in einem natürlichen Zusammenhange mit ihrer Lage standen, völlig ausgeschlossen waren. Allein auch dies war den selbstfüchtigen Corporationen nicht genug; denn als sich im Jahr 1483 herausstellte, daß die frühere Anordnung den Leithern immer noch einen Weg zur Anwendung ihres Capitals und ihrer Gewerbsthätigkeit, nämlich eine Compagnieschaft mit den Kaufleuten und andern Gewerbetreibenden Edinburghs, übrig ließ, so wurde ein Senatsbeschuß abgefaßt, welcher den Bürgern letzterer Stadt jede dergleichen Geschäftsverbindung mit den Leithern unter strenger Ahndung verbot. Im Jahr 1555 suchten sich die Leither von dieser drückenden, ihrem Gedeihen so nachtheiligen Abhängigkeit los zu machen und wendeten sich zu diesem Behuf an Marie von Lothringen, Königin Wittve und Regentin von Schottland; dieser Schritt glückte ihnen insofern, als Leith zu einem freien Burgsleden erhoben wurde, mit dem Versprechen, daß es späterhin den Rang eines königlichen



(Der Hafen von Leith.)

unabhängigen Burgflecken erlangen sollte. Für die eben mitgetheilte Erhebung mußte Leith 3000 Pfund Sterling bezahlen, indes half ihm die Sache nicht viel, denn die Königin verschied bald darauf und die Sache blieb im Ganzen beim Alten, zumal da die Edinburger für Behauptung ihrer früheren Oberherrschaft ansehnliche Summen an den neuen König und die Königin bezahlten. Nur das Einzige hatte Leith gewonnen, daß es von da an als eine Stadt betrachtet wurde, denn bisher hatte es eigentlich nur als Dorf gegolten.

Leith erfreut sich gegenwärtig eines ausgebreiteten Handels mit der Ostsee, den nördlichen Theilen Europas, Holland, Frankreich, Spanien, Portugal und dem Mittelmeere, mit Nordamerika und Westindien; es treibt überdies einen ansehnlichen Küstenverkehr und hat einen beträchtlichen Antheil an der Wallfisch- und Herings-Fischerei. Außer andern Zeugnissen für das Emporblühen der Stadt Leith verdienen die verschiedenen Manufacturen Erwähnung, welche dem Auge des Beobachters begegnen, die zahlreichen Seilerbahnen, die Segeltuch-Fabriken, zwei große Zuckerraffinerien, mehrere Seifensiedereien u. s. w. Die Anzahl der Schiffe, welche im vorigen Jahr im Hafen von Leith vor Anker gingen, belief sich auf hundert vier und vierzig englische und zweihundert drei und funfzig fremde Fahrzeuge.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Hier können sie doch in keinem Falle bleiben.“

— „Warum nicht?“

„Warum nicht? Ihr könntet eben so gut fragen, warum man den Menschen, der ertrinken will, nicht in dem Wasser läßt. Seht Ihr denn nicht, daß sie morgen, wenn man so lange warten will, bloß begraben zu werden brauchen?“

— „Es giebt auf der Insel mehr Hacken als Maniokmehl,“ antwortete Fontaine. Meunier sah schnell empor.

„Das heißt, Ihr haltet es für wohlfeiler, sie zu begraben.“

— „Der Herr de l'Olive hat die Befehle zu geben,“ bemerkte der Lieutenant kalt.

„So werde ich selbst nach denselben fragen,“ fiel der Capitain schnell ein; „es soll nicht gesagt werden, ich hätte Christen in einem Winkel sterben lassen, wie vergiftete Ratten. Uebrigens verlangt es Euer Interesse und das der Compagnie, Herr Lieutenant, denn Ihr habt Leute, die sich verborgen haben und die leicht gerettet werden können.“

— „Wo sind sie?“

„Man darf nur unter den Leichen da suchen,“ entgegnete der Seemann, indem er sich umsah.

— „Wie soll man sie erkennen?“

„Ich glaube hier das Häubchen der Normännin zu erblicken.“

— „Ein Mädchen!“ rief Fontaine.

„Und ein schönes,“ fuhr der Capitain fort. „Sehet her!“

Er war an die Stelle getreten, die er bezeichnet und hatte Francisca erkannt; er bog sich über sie und wollte ihren Kopf emporrichten; der Lieutenant gab seine Verwunderung bei dem Anblicke dieses bleichen reizenden Gesichtes laut zu erkennen.

— „Aber sie ist todt!“ sagte er sodann.

„Nur ohnmächtig,“ entgegnete Meunier.

— „Wißt Ihr das gewiß?“

„Ein wenig Wasser und sie wird die Augen aufschlagen.“

— „Wartet.“

Der Lieutenant nahm die Dyuca-Flasche ab, die er am Gürtel trug, und hielt sie der jungen Frau an die vertrockneten Lippen.

„Sie trinkt!“ sagte er.

— „Seht, sie bewegt sich.“

„Schnell, schnell, Capitain, helft mir sie aufrichten.“

— „Was wollt Ihr beginnen?“

„Sie in das nächste Häuschen tragen.“

— „Und die andern?“

„Wir zeigen es in dem Fort an, daß man sie hole. Vor allem wollen wir das Mädchen retten. — Gebt Euere Hand her.“

— „Da ist sie.“

„Wir bilden ihr so aus unsern Armen einen Sitz und tragen sie vorsichtig den Fußpfad da hinauf.“

Die beiden Männer hoben Francisca auf und begannen mit Anstrengung das Vorgebirge hinauf zu steigen, aber der Sand unter ihren Füßen wich und der leblose Körper der Sterbenden entschlüpfte ihnen fast jeden Augenblick. Etwa in der Mitte des steilen Weges mußte der Capitain stehen bleiben.

— „Bei Gott!“ sagte er, „ich hätte nicht geglaubt, daß ein Frauenzimmer so schwer sei.“

„Stützt Euch auf meine Achsel und schöpft Athem,“ entgegnete Fontaine.

Es folgte eine Pause, mit einem Male aber richtete der Lieutenant mit einem Ausrufe der Verwunderung den Kopf empor.

— „Was ist Euch?“ fragte Meunier.

„Hört!“

Es ließ sich wirklich ein seltsames Geräusch in der Entfernung hören und schien näher und näher zu kommen; es glich dem Marsche eines Heeres mit Waffengeklirr. Bald wurde das Getöse deutlicher und stärker, bis es wie Donner erklang.

„Die Krabben! Die Krabben steigen nach dem Meere herab!“ rief der Lieutenant erschrocken aus.

— „Wo?“

„Da.“

Der Capitain sah empor und es erschien wirklich eine schwarze bewegliche Linie auf der Spitze der Düne.

„Schnell zurück!“ fuhr der Lieutenant fort; „wir werden gerade noch so viel Zeit haben, das Haus Lafonds zu erreichen.“

Die beiden Männer nahmen ihre Bürde wieder auf und kehrten um; kaum aber hatten sie einige hundert Schritte gethan, als der Capitain einen Schrei ausstieß und stehen blieb. Der Lieutenant sah empor; die schwarze Linie rückte nach der Seite hin vor, die sie einschlugen, und versperrte ihnen den Weg. So weit das Auge reichte, sah man sie im Sternenschimmer in einem ungeheuern Kreise sich heran wälzen, der enger und immer enger wurde.

— „Wir sind umzingelt!“ sprach der Capitain.

„Nein,“ entgegnete Fontaine; „links, Capitain, kommt links!“

— „Ueber diese Felsen?“

„Haben wir den Gipfel erreicht, so sind wir gerettet.“

— „Aber wie kommen wir hinauf?“

„In dem Bette des Wildbaches. Schnell, in des Himmels Namen! Die Krabben kommen; es steht das Leben auf dem Spiele.“

Meunier folgte dem Lieutenant und beide gelangten an die Schlucht, in welche sie hinunter gingen. Das Wasser war zwar nicht sehr tief, aber reißend; eine Zeit lang waten sie in demselben mit Anstrengung aufwärts und endlich gelangten sie, athemlos und erschöpft, auf der Spitze des Felsens an, auf welcher sie Francisca niederlegten.

Die Krabben waren unterdeß von allen Seiten über das Vorgebirge gestiegen und stürzten sich mit betäubendem Getöse dem Strande zu. Man sah im Sternenscheine ihre beweglichen Massen in tausend Farben flimmern und auf dem Sande sich hinwälzen gleich einem Strome, der das Meer sucht.

In diesem Augenblicke ließen sich in der Ferne einige Klageslaute vernehmen; Meunier erbehte.

„Habt Ihr gehört?“ fragte er.

— „Ja,“ antwortete Fontaine.

„Es waren Stimmen...“

— „Welche beweisen, daß die Krabben das Courroças-Dickicht erreicht haben.“

„Was meint Ihr damit?“

— „Sehet selbst hin!“

„Aber die Sterbenden?“

Der Lieutenant zuckte die Achseln, wendete sich an Meunier und sagte:

— „Der Herr de l'Olive braucht nun nur eine Messe für ihre Seelen lesen zu lassen.“

7.

Ein Monat war vergangen, seit die „Selbe Mühle“ auf der Höhe von Guadeloupe erschienen, und die durch ihre Ankunft gestauchte Erwartung war in der Freude der Ansiedler über die Ankunft der Krabben schnell vergessen worden.

Von allen Hilfsmitteln, welche die Insel bot, war wirklich Feins so sicher und so ergiebig. Obgleich man Krabben das ganze Jahr hindurch fing, so stiegen die Bergkrebse doch nur im April oder Mai in so ungeheurer Menge nach dem Meere hinunter, um da ihre Eier zu legen. Durch die Krabben angelockt, erschienen sodann viele Vogelarten, die Flamingos, die Krabbenfresser, die Fregattenvögel und andere. Die Jagd und der Krabbenfang waren also um diese Zeit gleich ergiebig und der Hunger konnte in reichlichen Mahlzeiten gestillt werden. Auch gingen wirklich einen Monat lang alle andere Vaster in der Gressucht unter und auf der ganzen Insel war von nichts anderm die Rede als von Wildpret mit Cassavemehl, von Krabben etc. in reizender Pfeffer- und Gewürzbrühe.

Der Sergent Riffot war eben mit Leib und Seele in einem solchen Gespräche begriffen; er erklärte seinem „Matelot,“ wie

sich durchaus nichts mit einem Stück in eigenem Saft gekochter Schildkröte mit Schiffskutteln vergleichen lasse, mit einem Male aber hielt er inne.

„Nun?“ fragte der Picardier, der bei diesem Küchenunterrichte ganz Ohr war.

— „Bei meiner Seele, sie ist es!“ murmelte Nifflot.

„Eine Schildkröte?“ fragte der erstaunte „Matelot.“

— „Nein, Gaiman, die Normännin.“

Der Picardier drehte den Kopf um und erblickte die junge Frau, die an der Thüre des Lieutenants saß und Ananaswein machte.

— „Ich muß mit ihr reden,“ sagte Nifflot.

„Aber wie wird es mit dem Krabbenfange?“

— „Hast Du nicht das Netz?“ fragte Nifflot.

„Allerdings.“

— „Du gehst an der großen Bucht hin.“

„Sehr wohl.“

— „Fängst Krabben in dem Flusse.“

„Und dann?“

— „Dann gehst Du an die Drangenspiße und pflückst Bananen.“

„Sehr wohl.“

— „Ist dies geschehen, so bin ich mit Dir zufrieden,“ setzte der Pariser mit einer Gönnermiene hinzu, „und werde Dich Abends mit einem Recepte zu einer neuen Pimentsauce bekannt machen.“

„Es gilt!“ entgegnete der Picardier vergnügt, der den Korb nahm, welchen Nifflot in der Hand hielt, und mit großen Schritten nach dem Meere zu ging.

Der Pariser seinerseits wendete sich nach dem Häuschen des Lieutenants. Francisca saß auf der Schwelle desselben und drückte den Saft der Ananas in einen spanischen Krug. Bleich und hager sah sie stier vor sich hin, ohne etwas zu bemerken, und schien sogar von der Arbeit nichts zu wissen, die ihre Hände verrichteten.

Nifflot betrachtete sie einen Augenblick schweigend, dann nannte er ihren Namen. Francisca richtete sich erschreckend auf.

„Nun, nun, Normännin, ich bin es,“ sagte der Pariser; „Ihr habt mich wohl für den Bürger gehalten?“

— „Allerdings,“ antwortete die junge Frau.

„Und fürchtetet gescholten zu werden, weil Ihr das Haus verlassen habt? Der Provençale hält Euch aber auch wahrhaftig wie eine Gefangene; kaum läßt er Euch wöchentlich einmal in die Messe gehen. Ihr müßt Euch in dem Hause langweilen wie eine Schlange in einem Glase. Habt Ihr keine Lust, ein wenig unter den Stagen umherzugehen?“

— „Nein,“ antwortete Francisca traurig.

„Was zum Teufel könnt Ihr aber in dem Hause immer vornehmen?“

— „Ich denke an die vergangenen Zeiten,“ sprach die junge Frau leise, während ihre Augen sich mit Thränen füllten.

Der Sergent sah sie von der Seite an.

„Ach, Ihr denkt an den Andern!“ sagte er. „Ich verstehe. Es war freilich ein Unglück, daß er gerade an dem Tage an's Land kam, als die Krabben erschienen.“

Francisca schauderte und legte die Hand auf das Herz, als fühle sie, daß es brechen wolle.

„Im Ganzen aber,“ fuhr Nifflot fort, „lebt man doch nicht für die Todten, wie meine selige Mutter zu sagen pflegte; Ihr seid dem Tode entgangen und es ist ein großes Glück, daß der Lieutenant Euch am Strande fand.“

— „Wollte Gott, er hätte mich dort gelassen!“ sprach sie weinend.

„Ich weiß es, weiß es,“ sagte der Sergent; „wenn das Herz sticht, möchte man lieber begraben sein; aber die Zeit ist eine Salbe für alle Schmerzen, wie meine selige Mutter ebenfalls sagte, und kurz und gut, der Herr Fontaine hat Euch einen großen Dienst erwiesen.“

— „Ich habe es nicht vergessen.“

„D, er wird Euch schon daran erinnern,“ entgegnete der Pariser lächelnd. „Er vergißt so leicht nicht, was man ihm schuldig ist.“

— „Ich habe deshalb auch keinen größern Wunsch, als mich meiner Schuld zu entledigen.“

Der Sergent blinzelte und warf der jungen Frau einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Euch der Schuld zu entledigen?“ wiederholte er; „der Lieutenant wird Euch wohl schon angegeben haben, wie dies möglich sei.“

— „Ich verstehe Euch nicht.“

„Nehmt mir's nicht übel, Normännin, Ihr werdet roth und das beweist, daß Ihr mich wohl verstanden habt. Herr Fontaine ist immer galant gewesen und trotz seiner Papageien-nase kann er doch wohl mit Vortheil einen Todten ersehen.“

— „Nie, nie!“ rief Francisca, indem sie das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Nifflot schüttelte den Kopf.

„Der Lieutenant will es,“ sagte er, „und sein Wille, daß wißt Ihr vielleicht noch nicht, gleicht der Scheere der Scorpionen; er läßt nicht ab. Alles Sträuben wird Euch nichts helfen; was er wünscht, wird er durch List oder Gewalt erlangen.“

— „Was sagt Ihr?“ unterbrach ihn die junge Frau, indem sie sich aufrichtete.

„Die Wahrheit. Ihr kennt den Provençalen noch nicht so, wie ich ihn kenne. Wir alle sündigen einmal bei Gelegenheit, er aber sündigt ununterbrochen; er weiß mit Geduld alles zu erreichen; Euer Thränen werden ihn nicht rühren; ob andere zu Grunde gehen, kümmert ihn nicht, wenn er nur an das Ziel kommt.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 16. für die elegante Welt. 1841.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

— „Kann ich den Gouverneur nicht um Schutz bitten?“ fragte Francisca erschrocken. „Der Herr de l'Olive ist ja Herr hier.“

„Ja,“ sagte Riffot, „aber er wiederholt es so oft, daß er damit zufrieden ist. Der Herr de l'Olive, seht Ihr, ist größer als Fontaine, wie der Handschuh größer ist als die Hand; jener scheint zu handeln, diese aber handelt eigentlich. Er wird Euch so viele schöne Versprechungen machen, als Ihr nur immer anzuhören Lust habt; aber es ist doch nur blind geladen. Der Lieutenant kennt ihn; er hält ihn an der schwachen Seite und bringt ihn zu allem, was er wünscht.“

— „So findet der Schwache hier keine Gerechtigkeit?“ fragte Francisca.

„Der Verdungene ist eine Art Hausthier, das alle Launen des Herrn ertragen muß,“ sagte Riffot, „und die des Lieutenants werdet Ihr wohl schon kennen.“

— „Ja wohl!“ seufzte die junge Frau; „aber wenn ich keinen Schutz zu hoffen habe, so kenne ich doch ein Mittel, das seinen gehässigen Nachstellungen ein Ende macht.“

„Was wolltet Ihr thun?“

— „Entfliehen.“

„Ihr?“ rief der Pariser.

— „Ist nicht die Einsamkeit der Nachstellung vorzuziehen?“

„So wäret Ihr nicht abgeneigt, in dem Gebirge zu leben?“

— „Um diesem Manne zu entgehen, würde ich alles ertragen.“

„So habt Ihr meinen Sinn, wahrhaftig. Ich bin es auch überdrüssig, in der Colonie zu leben. Wenn man entflieht, hat man doch wenigstens keine Regierung, keine Religion und keine Kaufmannsgesellschaft, die Einem das Beste aus der Schüssel nehmen. Lopp, Normännin, ich bin Euer Mann!“

— „Wie?“ fragte die junge Frau verwundert.

„Ja,“ fuhr Riffot fort, indem er näher zu ihr trat und ihre Hand zu erfassen suchte; „der Lieutenant ist nicht der einzige, welcher Augen für Euch hat, Francisca. Wenn ich bis jetzt nichts sagte, so lag es nur daran, daß sich mir keine Gelegenheit dazu bot.“

Die junge Frau zog sich zurück.

„Hört mich an,“ setzte der Pariser halblaut hinzu; „ich kenne ein Mittel, Euch von der provençalischen Schlange zu befreien: wir entfliehen mit einander.“

— „Niemals,“ antwortete Francisca.

„Wir gehen zu meinem Vetter, dem Stolzen.“

— „Nein, nein,“ wiederholte die junge Frau, indem sie sich lösmachte; „ich will nicht, daß Jemand mein Unglück theile.“

„Allein könnt Ihr nicht fort,“ bemerkte der Sergeant.

— „Was hindert mich daran?“

„Die Gefahren, die zu überwinden sind.“

— „Nun so erliege ich denselben,“ sagte die junge Frau entschlossen; „das Leben hat keinen Werth für mich.“

„Bedenkt Euch!“ unterbrach sie Riffot.

— „Ich habe es bedacht,“ entgegnete sie; „ich verlange jetzt nichts weiter als in Ruhe, in irgend einem öden Winkel, allein und mit dem Gedanken an ihn sterben zu können.“

Bei diesen Worten nahm sie den spanischen Krug, grüßte den Sergeanten und kehrte in das Haus zurück, trotz den Bemühungen des letztern, sie zurückzuhalten.

S.

Die schlimme Lage der Colonie hatte bis dahin den Herrn de l'Olive verhindert, an seine Wohnung zu denken, so daß sie zur Zeit, da unsere Erzählung beginnt, nichts weiter als eine Hütte von Baumstämmen war, deren Zwischenräume man mit dürrem Grase ausgefüllt hatte. In dem größten Gemache, in welchem sich der Herr Gouverneur meist aufhielt, sah man nichts als eine baumwollene Hängematte, einige Sessel, eine Art Buffet mit Couys (Gefäßen aus Flaschenkürbis) und an der Wand eine Trophäe von Waffen der Wilden.

In dem Augenblicke, in welchem wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, lag Herr de l'Olive halb auf seiner Matte und rauchte Tabak, der am Ende eines Rohres befestigt war. Der Lieutenant saß einige Schritte von ihm, während der Capitain Meunier mit einem Portefeuille in der Hand vor dem Gouverneur stand und aufzuschreiben schien, was ihm dieser dictirte.

„Ist dies alles, was der Herr Gouverneur wünscht?“ fragte der Seemann nach einer kurzen Pause.

— „Alles, Capitain: Verdungene, Lebensmittel und Pulver muß man uns aus Europa schicken. Habt Ihr schon die Aufträge von unseren Geistlichen erhalten?“

„Ja, Herr,“ antwortete Meunier; „sie wünschen ein Faß

Wein und eine Kiste voll Rosenkränze, um die Wilden bekehren zu können.“

— „Ihr werdet vor Eurer Abreise auch die angesehensten Ansiedler besuchen müssen.“

„Ich habe dies bereits gethan, Herr Gouverneur; die Meisten haben mir denselben Auftrag gegeben.“

— „Welchen..?“

„Ihnen Frauen zu bringen.“

— „Damit sie sich in das Verderben stürzen,“ rief der Herr de l'Olive achselzuckend; „die Schwachköpfe! Wissen sie nicht, daß sie ihren letzten Tabak für Bänder und andern Tand wüßten hingeben müssen? Ein Orkan würde für sie nicht so nachtheilig sein als Weiber.. Ich verstehe mich darauf.“

Man erzählte wirklich, der Herr de l'Olive habe mit Frauenzimmern ein großes Vermögen durchgebracht; nachdem ihn aber das Alter bekehrt hatte, haßte er die Galanterie, wie man die Sünde haßt, die man nicht mehr begehen kann, und er hatte keine andere Leidenschaft mehr als die Geldliebe. Er war einer der erloschenen Vulkane, deren Lava zu nichts als zur Wegepflasterung dient.

Er empfahl dem Capitain Meunier von neuem, ihm viel Verdungene zuzuführen, denn aus dieser Art Waare zog man den meisten Gewinn und er setzte endlich hinzu, er würde auf der „Selben Mühle“ nach St. Christoph fahren, wohin ihn „die Bedürfnisse der Colonie“ riefen. Mit dieser Redensart pflegte er seine häufige Abwesenheit zu entschuldigen. Diese „Bedürfnisse“ nöthigten ihn, zwei Drittel des Jahres auf seiner alten Pflanzung, fern von der Unruhe der Regierung, zuzubringen, zu der er nur zur Erntezeit zurückkehrte, um die hundert Pfund Tabak voraus wegzunehmen, die ihm jeder Ansiedler zu liefern hatte. Der Herr de l'Olive war ein ächter Edelmann, der den Genuß mehr liebte als die Mühe. Die Sorgen der Verwaltung überließ er dem Lieutenant Fontaine, der ihm unentbehrlich geworden war und nach seinem Belieben schaltete und waltete. Der Herr de l'Olive, der wohl fühlte, daß die Macht seinen Händen entschlüpfte, versuchte wohl zuweilen sie wieder zu erfassen; dann sprach aber der Lieutenant von der Abreise von Guadeloupe und in der Angst, die ganze Last der Verwaltung allein tragen zu müssen, opferte der Gouverneur den Stolz seiner Trägheit und gab nach, während er laut erklärte, er thue es freiwillig, da er ja der Herr sei.

Meunier hatte den Herrn de l'Olive verlassen, nachdem er die letzten Befehle desselben erhalten hatte; der Lieutenant wollte ihm einige Papiere zur Unterschrift reichen, als man im Nebenzimmer Stimmen hörte; der Diener des Herrn de l'Olive verweigerte Jemandem den Eintritt; plötzlich aber wurde die Thüre geöffnet und die junge Normännin erschien athemlos und mit aufgelösetem Haar auf der Schwelle. Der Lieutenant erblaste.

„Was giebt es?“ fragte Herr de l'Olive verwundert; „was will man?“

— „Schuß!“ rief die junge Frau.

„Ist dies nicht Euer Verdungene, Lieutenant?“

— „Sie ist es,“ stammelte Fontaine.

„Rettet mich, gnädiger Herr,“ begann Francisca, indem sie mit gefalteten Händen auf ihre Knie sank.

„Retten? Vor was?“ entgegnete de l'Olive. „Steh auf; ich will es; was ist Euch geschehen und woher rührt dieses Blut?“

— „Ich habe mich verwundet, weil ich das Fenster des Hauses zerbrechen mußte, um hierher gelangen zu können,“ antwortete sie.

„Ihr waret eingeschlossen?“

— „Fragt diesen Mann hier,“ entgegnete Francisca, indem sie sich, vor Scham und Unwillen erröthend, gegen Fontaine wendete.

Der Lieutenant schlug die Augen nieder.

„Ich verstehe,“ fuhr der Herr de l'Olive achselzuckend fort; „wieder eine Thorheit..“

— „Gewalt, gnädiger Herr, Gewalt, der ich nicht widerstehen können, hätte mir nicht der Zufall eine Waffe in die Hand gegeben. Herr, ich flehe um Gerechtigkeit! Man lege mir eine Arbeit auf, welche man will; man entziehe mir Nahrung und Schlaf, ich werde mich in alles fügen, ohne zu klagen, aber schüzet die Ehre einer armen Frau, die alle ihre Hoffnungen und alle ihre Freude verloren hat; es ist Euer Pflicht, gnädiger Herr, denn ich habe hier nur Euch, der mich schützen könnte.“

„Ich wußte, daß es so enden würde,“ sagte der Herr de l'Olive, indem er seinen Tabak ärgerlich wegwarf; „überall, wo eine Frau erscheint, giebt es Beschwerden und Streitigkeiten. Wahrhaftig, Lieutenant Fontaine, Ihr hättet mir diese lächerliche Scene ersparen sollen.“

— „Ich habe auch alles gethan, um Euch nicht damit zu behelligen, Herr Gouverneur,“ sagte Fontaine unterwürfig.

„Und konntet Ihr, meine Schöne,“ fuhr der Gouverneur zu Francisca gewendet fort, „Euch nicht mit dem Lieutenant friedlich einigen?“

Francisca wich zurück.

— „Achtet Ihr mich so gering, gnädiger Herr?“ rief sie in Thränen ausbrechend.

„Zum Teufel mit der Weinerlei!“ unterbrach sie der Herr de l'Olive; „laßt es genug sein. Trocknet Euer Augen und kehrt in das Haus zurück; ich werde dem Lieutenant empfehlen, in Zukunft mehr Rücksicht zu nehmen.“

Francisca sah ihn an.

— „So hatte er doch recht, als er lachte, da ich ihm drohete, bei Euch zu klagen,“ sprach sie in schmerzlichem Unwillen. Der Gouverneur machte eine Bewegung.

„Wer hat sich dies erlaubt?“ fragte er.

— „Dieser Mann, gnädiger Herr. Er sagte mir im voraus, daß ich keine Gerechtigkeit finden würde.“

„Er?“

— „Weil er allein hier Herr sei.“

„Das hat er gesagt!“ rief der Herr de l'Olive, indem er aufstand.

— „Und er hat nicht gelogen, gnädiger Herr, denn Ihr wagt es nicht, mich vor ihm zu schützen.“

Der Gouverneur wendete sich an Fontaine, der roth geworden war.

„Ist es wahr, was dieses Frauenzimmer spricht?“ fragte er.

— „Ich habe nicht gesagt...“ stammelte Fontaine.

„Ihr allein seid also Herr hier,“ fuhr der Gouverneur fort; „wißt Ihr nicht, daß Ihr ohne meine Erlaubniß nichts seid und daß ich unumschränkte Macht über alle und auch über Euch habe?“

— „Es kommt mir nicht in den Sinn, Euere Rechte zu bestreiten, Herr,“ sagte Fontaine.

„Wißt Ihr, daß nach unseren Verordnungen der Ansiedler, welcher seine Verbundene zu verführen sucht, seine Rechte als Herr verliert?“

— „Ich läugne es nicht.“

„Daß ich Euch zwingen kann, dieser Frau die Freiheit zu geben?“

— „Ich weiß es.“

„Daß ich Euch zwingen werde?“

Der Lieutenant richtete rasch den Kopf empor. Bis dahin war er scheinbar ruhig geblieben, bei den letzten Worten aber flammte sein Auge auf.

— „Thut es, Herr,“ sprach er; „da ich aber nach einer solchen Beschimpfung nicht länger in der Colonie würde dienen können, so werdet Ihr Euch nicht weigern, mir Urlaub zu geben.“

„Ihr glaubt mich einzuschüchtern?“ sagte der Gouverneur; „Ihr haltet Euch für so nöthig?“

— „So stolz bin ich nicht,“ entgegnete Fontaine; „es würde sich übrigens auch nicht ziemen, solchen Stolz in einem Augenblicke zu zeigen, da Ihr mich verurtheilt, ohne mich zu hören, auf die eigennützige Angabe eines Weibes hin.“

„Nun warum vertheidiget Ihr Euch nicht?“ bemerkte der Herr de l'Olive, dessen Born bei der Drohung des Lieutenants bereits sich gelegt hatte und der, wie alle schwache Menschen, nur nach einem Vorwande suchte, um sich zu befänstigen.

— „Ich habe häusliche Zwiste Euere Aufmerksamkeit nicht würdig gehalten,“ fuhr Fontaine fort; „da Ihr ihn aber kennen wollet, so bin ich bereit, nichts zu verheimlichen.“

Der Herr de l'Olive setzte sich wieder nieder.

— „Zuerst muß ich gestehen,“ fuhr der Lieutenant fort, „daß ich einige der Klagen verdiene, welche der Herr Gouverneur vernommen hat; ich besitze weder seine Erfahrung noch seine Einsicht und glaube auch nicht, jemals dieselben zu erlangen. Welches Unrecht ich aber auch gegen Franzisca haben mag, ich bin bereit, es wieder gut zu machen... indem ich sie heirathe.“

„Mich?“ rief die junge Frau mit einer Geberde des Entsetzens.

— „Ich glaubte,“ fuhr Fontaine fort, indem er einen bedeutungsvollen Blick auf den Gouverneur warf, „eine Heirath, die mir die Rückkehr nach Frankreich auf immer unmöglich machte, würde den Beifall des Herrn Gouverneurs finden.“

„Allerdings,“ entgegnete der Herr de l'Olive, den der Gedanke entzückte, Fontaine für immer auf Guadeloupe festzuhalten.

— „Niemals!“ rief Franzisca.

„Und warum nicht?“ fuhr der Gouverneur fort; „es ist dies für Euch ein unverhofftes Glück. Bedenkt nur, der erste Ansiedler auf der Insel, mein Lieutenant...!“

— „Nie, nie, gnädiger Herr!“

„Was könnt Ihr dagegen einzuwenden haben?“

— „Ich will ihn nicht heirathen.“

„So seht, meine Liebe, wie Ihr Euch selbst vertheidiget,“ entgegnete der Herr de l'Olive. „Ich will verdammt sein, wenn nicht alle Frauen Närrinnen sind. Da beklagt sich eine, sie finde keinen Schutz, und wenn man ihr Schutz bietet, so weist sie ihn ohne Gründe zurück.“

— „Wer hat Euch gesagt, daß ich keine Gründe hätte?“

„Nun so laßt sie hören! Liebet Ihr vielleicht einen Andern?“

— „Ja, gnädiger Herr.“

Fontaine fuhr zusammen.

„Wen?“ fragte er rasch.

„Den Mann, den ich erwählt hatte,“ antwortete Franzisca mit zitternder Stimme, „und um dessentwillen ich mit Freuden mein Vaterland verlassen habe.“

— „Er ist ja todt,“ unterbrach ihn der Lieutenant.

„Für die andern wohl, nicht für mich,“ antwortete die junge Frau weinend.

Der Herr de l'Olive lachte.

„Bei meiner Seele!“ rief er; „das ist ja ganz schäfermäßig; Ihr habt gewiß Romane gelesen, meine Schöne?“

— „Ich weiß nicht, was dies ist,“ sagte Franzisca erröthend vor Schmerz und Unwillen; „aber selbst wenn der gnädige Herr meine Worte nicht für wahr hält, habe ich ein Recht frei zu bleiben.“

„Wenn nicht der Herr Gouverneur anders entscheidet,“ bemerkte Fontaine, „denn eine Frau, über welche Niemand Gewalt hat, kann eine Gelegenheit zu Unruhen unter unsern Ansiedlern werden; wir haben schon einmal den Beweis gehabt, und der Herr Gouverneur erklärte damals, er würde nicht wieder dulden, daß eine Verbundene unverheirathet bleibe.“

— „Das ist die Wahrheit,“ sagte der Herr de l'Olive.

„Auch kann er es für nöthig halten, Euch einen rechtmäßigen Vertheidiger zu wählen, wenn nicht Euretwegen, so doch im Interesse der Colonie.“

— „Das ist unmöglich,“ entgegnete Franzisca.

Fontaine hatte jedoch dem Gouverneur das Mittel angedeutet, aus der Verlegenheit zu kommen, indem er ihn an die Worte erinnerte, die er fortwährend im Munde führte.

„Das Interesse der Colonie vor allem!“ sprach er, indem er aufstand; „ich werde keine Störung unter meinen Leuten dulden einer Weiberlaune wegen; Ihr werdet zu wählen haben, meine Liebe.“

— „Gnädiger Herr!“ bat Franzisca mit gefalteten Händen.

„Die Sache ist abgethan!“ unterbrach sie der Herr de

L'Olive barsch. „Bitten und List sind vergebliche Mühe. Was man Euch auch gesagt haben kann, ich gebiete hier allein und werde es Euch beweisen. In drei Tagen verlasse ich Guadeloupe; vor meiner Abreise müßt Ihr verheirathet sein.“

Franziska konnte nicht antworten, denn eben als der Gouverneur diese Worte aussprach, wurde die Thüre geöffnet und der Pater Joseph erschien mit einem jungen entstellten und athemlosen Manne. Bei dem Anblicke desselben stieß sie einen Schrei aus, breitete ihm die Arme entgegen und sank, als habe sie einen Geist gesehen, ohnmächtig in seine Arme; es war Jean.

9.

Die Ueberraschung, welche der Herr de l'Olive und der Lieutenant bei dieser plötzlichen Erscheinung empfanden, wich dem Staunen, als der Pater Joseph ihnen sagte, der junge Mann sei der Gatte Franziskas, den sie so sehr betrauert.

Fontaine begann eine Nachricht, die seine Hoffnungen vernichtete, in Zweifel zu ziehen und der Gouverneur versuchte einige Fragen, die ihn aufklären sollten, aber Jean hörte nichts; er lag auf seinen Knien neben der jungen Frau, die er auf die Decke gelegt hatte, und bemühte sich, sie durch Liebkosungen und Küsse wieder in das Leben zurückzurufen.

Sie schlug auch wirklich die Augen bald wieder auf. „Ich bin es, Franziska,“ sagte der junge Mann, indem er die Geliebte an sein Herz drückte; „ich bin es wirklich.“

Sie sah ihn fest an und faßte seine Hände als zweifelte sie noch immer an der Wahrheit.

„Und lebendig!“ flüsterte sie endlich.

— „Ja,“ antwortete der junge Mann. „Erfennst Du mich nicht, Franziska?“

Sie sah ihn noch einmal an, dann schlang sie ihre Arme um ihn und drückte ihn in der heftigsten Aufregung an ihr Herz.

„Ach, mein Gott, Du hast mich also nicht verlassen!“ sprach sie mit einem dankenden Blicke gen Himmel; „er ist gerettet.“

— „Durch ein Wunder,“ antwortete der junge Mann.

„Was sagst Du?“

— „Weißt Du nicht, welches Schicksal unsere Gefährden gehabt haben?“

„D schweig, schweig!“

— „Gott führte mir einen Retter zu, kurz vorher, ehe die Strabben herunterkamen.“

„Und woher kommst Du jetzt?“

— „Von dem Pimentberge.“

„Von dem Stolzen?“ fragte der Lieutenant.

— „Ihm verdanke ich das Leben.“

„Ich erinnere mich jetzt,“ sagte Fontaine; „an dem Abende der Landung glaubte ich ihn auf seinem Eber den Berg herunter kommen zu sehen, als wir eben den Strand verließen.“

— „Und was hinderte Dich früher zu kommen.“

„Krankheit, Herr.“

— „Nun wahrhaftig,“ fiel der Gouverneur ein; „Du kommst zu rechter Zeit, um Deine Frau zurückzufordern, einige Tage später würdest Du sie neuverheirathet gefunden haben.“

„Tobt, gnädiger Herr, tobt!“ entgegnete Franziska rasch; „aber Gott hatte Mitleid mit mir.“

Dann wendete sie sich an Fontaine und setzte hinzu: „ich hoffe, daß der Herr Lieutenant nun wegen des Friedens der Colonie beruhiget sein wird; denn da ist der rechtmäßige Beschützer, den er für mich wünschte.“

— „Ich erwarte, daß sein Recht bewiesen werde,“ sprach Fontaine mit forschendem Blicke auf den jungen Seemann.

„Habe ich es nicht durch unsere Verheirathung erhalten?“ fragte Jean.

— „Ja, wenn der Beweis der Verheirathung beigebracht werden kann.“

„Sie haben ohne Zweifel ein Document,“ bemerkte der Herr de l'Olive.

Die beiden jungen Leute schlugen die Augen nieder.

„Keines,“ antwortete Jean verlegen.

— „Aber Euere Trauung...“

„Fand insgeheim statt, gnädiger Herr.“

Der Gouverneur sah den Lieutenant an, der die Achseln zuckte.

— „Ihr werdet sehen,“ sagte er dann, „daß der Bursche da zuletzt noch ein abyssinischer Prinz ist, der mit einer spanischen Infantin incognito reiset; wahrhaftig ich finde es sehr keck, daß sie wagen einem Manne, wie der Herr Gouverneur ist, solche Romane zu erzählen.“

„Ja wahrhaftig,“ fiel dieser streng ein; „hofftest Du, Mensch, mich zu bethören?“

— „Bei meiner Ehre und meinem Seelenheile, ich habe die Wahrheit gesprochen, gnädiger Herr,“ entgegnete Jean.

„D an Schwüren wird es nicht fehlen, da es an Beweisen gebricht,“ fiel Fontaine ein; „der Herr Gouverneur weiß, daß alles, was in Frankreich vogelfrei ist, hierher kommt, weil man glaubt, hier ungestraft im Laster leben zu können.“

— „Das ist die Wahrheit,“ bemerkte der Mönch.

„Darüber habt Ihr zu wachen, mein Vater,“ fuhr Fontaine fort, indem er sich an den Dominicaner wendete; „denn die guten Sitten und die Religion sind dabei theilhaftig.“

— „Auch habe ich Ursache zu glauben, daß der Herr Gouverneur keine solche Sittenlosigkeit erlaubt,“ fuhr der Pater Joseph fort, „und trennen wird, was die Kirche nicht vereinigt hat.“

„Was sagt Ihr, mein Vater?“ fragte Franziska; „unsere Verbindung ist rechtmäßig.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

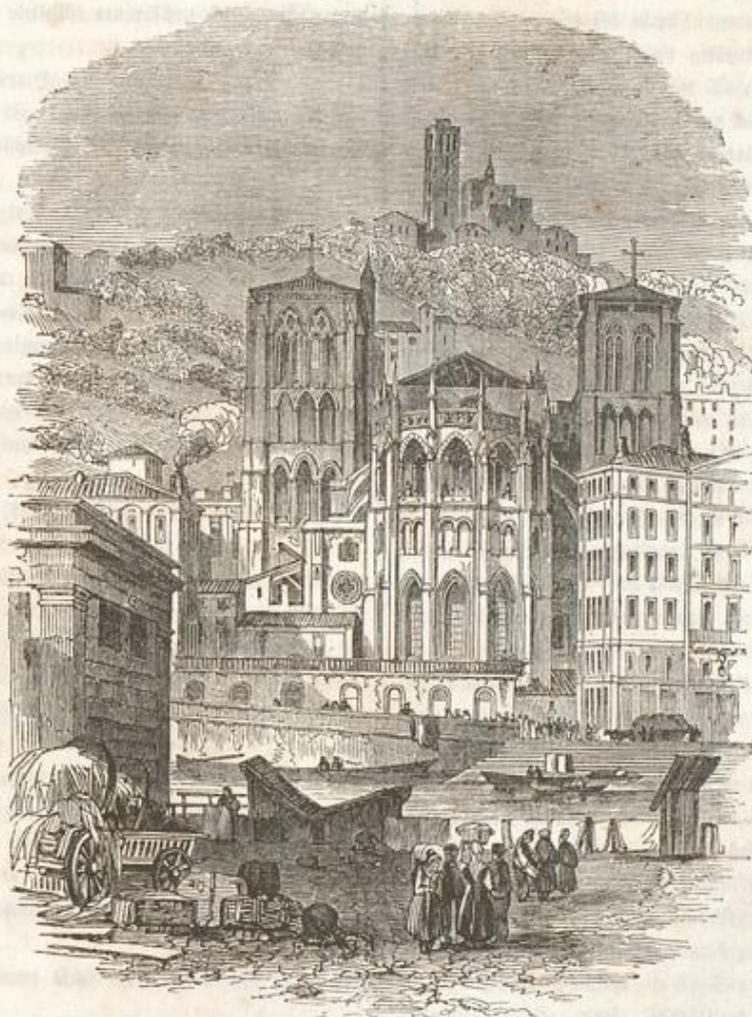
N^o 17. für die elegante Welt. 1841.

Die Kathedrale zu Lyon.

Die Kathedrale von Lyon erhielt unter Ludwig XI. im funfzehnten Jahrhundert ihre jetzige Form. Bei diesem letzten Wiederaufbau wurden Marmorblöcke und andere Ueberreste von den Ruinen des zu Lyon von dem römischen Kaiser Trajan errichteten Forum verwendet.

Die westliche Fronte ist der neueste Theil der Kathedrale. Sie ist von Manchen wegen ihrer Pracht gepriesen worden, wäh-

rend Andere ihre Ueberladung verwerfen, wodurch die allgemeine Wirkung leide. Sie hat drei mittlere Eingänge von verschiedener Größe, aber nach einem übereinstimmenden Plane reich mit architektonischem Bildwerk verziert; über denselben zeigt sich ein trefflich gearbeitetes, kreisrundes Fenster. Die vier Thürme, welche sich über das Dach der Kirche erheben, sind niedrig, viereckig und von etwas schwerfälligem Anblick, aber reich verziert. Drei davon sind durchaus öde und leer, aber der vierte enthält eine der schwersten Glocken im ganzen Königreiche; dieselbe wiegt



(Ansicht der Kathedrale zu Lyon, von der Rhone-Seite gesehen.)

nicht weniger als fünfunddreißig tausend Pfund. Zwei Gallerien, mit offenen Ballustraden, ziehen sich entlang der ganzen Breite der Fassade hin. Das Innere ist in seinem allgemeinen Charakter einfach; aber die Länge des Schiffs, die Erhebung des gewölbten Daches, die Vielfältigkeit der Säulen, der Reichthum des Bildwerks und die Schönheit der Fenster, die bloß ein mattes, geheimnißvolles Licht zulassen, geben dem Ganzen ein Ansehn von Majestät und Größe, welches manchem reicher geschmückten und größern Gotteshause abgeht. Das Schiff scheint dem dreizehnten Jahrhundert anzugehören, als die gothische Bauart ihre höchste Vollkommenheit in Frankreich erreicht hatte und als die schönsten und geschmackvollsten Bauwerke in diesem Lande ausgeführt wurden. Seine ganze Länge mißt ungefähr zweihundert und sechzig Fuß; die Breite zwischen den Säulen beträgt sechsunddreißig und einen halben Fuß; die Gallerie zwischen dem Schiff und dem Chor ist ein Werk des letzten Jahrhunderts, sie ist mit korinthischen Säulen und oben mit einem, an trefflichen Basreliefs reichen Fries verziert. Der große Altar zeichnet sich bloß durch die beiden Kreuze aus, die er trägt, eins an jedem Ende, und die im

dreizehnten Jahrhundert errichtet worden sind, um das Andenken an die Vereinigung der Lateinischen mit der Griechischen Kirche, eine Maßregel, entschieden während einer allgemeinen Kirchenversammlung in der Kathedrale selbst, zu bewahren. Längs den Seitentheilen zieht sich eine Reihe zu verschiedenen Zeiten von den Erzbischöfen errichteter Kapellen hin. Unter diesen verdient am meisten Beachtung diejenige, welche sich gleich rechts vom Eingange befindet und ihre Gründung hauptsächlich dem Cardinal Karl von Bourbon verdankt, welcher gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Erzbischof von Lyon war.

Vor allem aber zieht die berühmte Uhr in dem einen Theile der Kirche die Aufmerksamkeit der zahlreichen Besuchenden auf sich. Dies ist in der That ein höchst merkwürdiges und interessantes Werk der Mechanik, besonders wenn man die Zeit seiner Verfertigung (1598) erwägt. Sie ist in Gestalt eines viereckigen Thurmes mit einem Kuppeldache erbaut und dabei mit endlosen Verzierungen, aber im schlechtesten Geschmack, überladen. Sie war immerwährender Kalender, ein vollständiges astronomisches, in Thätigkeit begriffenes System. Sie zeigte das Jahr, den Tag,

die Stunde, die Minute, den Stand der Sonne unter den Zeichen des Thierkreises, die Phasen des Mondes u. s. w. an. Ein Hahn auf der Spitze verkündete durch Zusammenschlagen der Flügel und durch Krähen die Stunde, worauf man ein kleines Glockenspiel die Hymne spielen hörte. Während dessen stellten mehrere Figuren, durch verborgene Federn in Bewegung gesetzt, den Act der Verkündigung dar. Das Ganze endete mit dem Stundenschlag. Die Uhr ist seit mehreren Jahren nicht im Gange. Der ursprüngliche Verfertiger war Nicolaus Pippius aus Basel.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Wer hat Euer Ehe geweiht?“ fragte der Mönch.

— „Unser Pfarrer selbst.“

„Ein Dorfpfarrer?“ fragte der Mönch weiter; „und er hat Euch in der Stille getrauet, ohne die von der Kirche verlangten Formalitäten? — vielleicht canonischen Hindernissen zum Troge?“

— „Deren gab es keine.“

„Hast Du, Bursche, die Befehle der Kirche studirt, daß Du es wissen willst? Eine solche Ehe ist nichtig vor Gott und den Menschen.“

— „Ihr hört es,“ sagte Fontaine zu dem Herrn de l'Olive.

„Wenn man auch annehmen wollte, daß wirklich eine Art Trauung stattgefunden hätte,“ bemerkte dieser.

— „Wir beschwören es.“

„Wir verlangen aber einen sicherern Beweis.“

— „Um jedes Aergerniß zu vermeiden,“ setzte der Lieutenant hinzu, „werde ich den Herrn Gouverneur ersuchen, diesen Mann mit sich zu nehmen und ihn auf seiner Pflanzung auf St. Christoph zu verwenden.“

„Uns trennen!“ rief Jean, indem er die Hand Franziscas erfaßte; „das hoffest nicht.“

— „Du wirst mir folgen,“ sagte der Herr de l'Olive.

„Nein,“ fiel Franzisca ein; „bedenkt, daß Gott mir ihn eben wiedergegeben hat. Ach, mein Vater, verwendet Euch für mich; mein Vater, wenn er abreisen muß, werde ich sterben.“

— „Der Tod ist besser als die Sünde,“ antwortete der Mönch.

„Habt Erbarmen, gnädiger Herr!“

— „Zum Teufel mit Euch!“ rief der Herr de l'Olive indem er aufsprang; „genug davon! Lieutenant, befreiet mich von diesem Weibe!“

„Hinaus!“ sprach Fontaine, indem er Franzisca mit sich fortziehen wollte.

— „Laßt sie los, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“ rief Jean.

„Willst Du Dich widersetzen, Unglücklicher?“

— „Laßt sie los!“

„Hinaus!“ sage ich, „und fort von diesem Weibe!“

— „Nie!“

„Ich werde Dich zwingen.“

— „Nehmt Euch in Acht.“

Aber der Lieutenant faßte die junge Frau nur um so fester, die einen Schrei ausstieß; Jean drehte sich wüthend um, erhob die Hand und Fontaine stürzte zu den Füßen des Gouverneurs nieder.

10.

Characterlose Menschen sind nicht selten in einem gewissen Punkte bis zur Grausamkeit unbeugsam; sie verbergen so ihre gewöhnliche Schwäche. Der Herr de l'Olive, der in allem Uebrigen keinen Willen hatte, zeigte sich stets unerbittlich gegen Subordinationsvergehen; darin lag seine ganze Energie. Deshalb erregte denn auch die gewaltthätige Handlung Jeans seinen ganzen Unwillen. Er fragte sich nicht, ob dieselbe sich wohl entschuldigen lasse; er sah nur die Ausnehmung eines Verdungenen gegen den Herrn, eines Soldaten gegen den Vorgesetzten.

Allerdings ließ sich nicht läugnen, daß ein solches Vergehen, wenn es straflos blieb, ein gefährliches Beispiel geben mußte. Der Gehorsam war die einzige Tugend, welche man unter dieser Menge von Abenteurern, Glenden und Verzweifelten aufrecht erhalten konnte, mit denen man damals eine Colonie gründete; der Gehorsam allein sicherte das Bestehen dieser Niederlassungen und man konnte eher ein Verbrechen als eine Ausnehmung ungeahndet hingehen lassen. Die große Noth hatte überdies die Bande der Disciplin ziemlich locker gemacht; das Jammern hatte sich bereits mehr als einmal in Klagen, die Klagen hatten sich in Drohungen verwandelt und der Herr de l'Olive fühlte das Bedürfniß, diese traurige Saat im Keime zu ersticken.

Die Gewaltthätigkeit, deren sich Jean gegen den Lieutenant schuldig gemacht hatte, bot ihm eine Gelegenheit dazu. Der junge Verdungene war eben erst angekommen und allen Ansiedlern gleichgiltig; wenn man ihn bestrafte, konnte man alle erschrecken, ohne zu viel Sympathie anzuregen. Er entschloß sich also, ein Exempel zu statuiren und dem Bösen der Subordination, der seit einiger Zeit minder verehrt wurde, ein Opfer zu bringen.

Ein Prozeß, welcher er auch war, wurde damals in den Colonien mit sehr wenigen Förmlichkeiten abgethan. Der Gouverneur, der in sich alle Gewalten vereinigte, entschied allein und ohne Verhandlungen; auch erfuhr man in den Hütten zu gleicher Zeit die Rückkunft Jeans, seine Einkerkung und seine Verurtheilung. Ueberall würde diese Nachricht gewiß wenigstens ein schmerzliches Interesse geweckt haben; aber die große allgemeine Noth hatte die Herzen verhärtet. Ein jeder Ansiedler hatte sich, mit der eigenen Sorge beschäftigt, in seine Selbstsucht zurückgezogen; bei den meisten war sogar die Neugierde entschwunden, die sich sonst immer an die Strafe, wenn nicht an den Angeklagten knüpft; einzig beschäftigt, ihren Hunger zu stillen, fuhren sie fort zu fischen und Krabben zu fangen, ohne sich nach

dem Tage zu erkundigen, an welchem das Urtheil an Jean vollzogen werden sollte.

Der Pater Joseph, der zu den Gefangenen geschickt worden war, um die Beichte desselben anzuhören, hatte ihn eben verlassen und Riffot, dem als Sergenten die Bewachung des Gefangenen übertragen war, saß vor der Thür der als Kerker dienenden Casematte. Er hielt sein Gewehr zwischen den Knien und machte sich pfeifend eine Rolle Rauchtobak; neben ihm stand ein Dycutopf mit zwei verzierten Flaschenkürbissen. Er steckte die Tabakspille, die er eben beendigt hatte, in den Mund, nahm den Topf, schüttelte ihn um und füllte mit dem Inhalte die größte Tasse an.

„Und der andere, Sergent?“ fragte eine Stimme in geringer Entfernung.

Riffot drehte sich um und erkannte Meunier.

— „Zu Euerm Befehl, Capitain,“ sagte er, indem er den Topf emporhielt.

„Schenk' ein!“ antwortete der Seemann.

— „Ihr könnt also dieses Getränk über die Zähne bringen?“

„Ich kann alles trinken, was der liebe Herr Gott zum Trinken erschaffen hat,“ antwortete Meunier, „vom Branntwein bis zur Efmilch.“

— „Einen so gutmüthigen Magen wünsch' ich mir auch.“

„Der Magen thut da nichts zur Sache, Sergent,“ sagte der Capitain ernsthaft, „die Hauptsache ist die Idee. Ich esse und trinke von allem, siehst Du, weil ich mich dazu überrede, und der Magen nimmt alles an, was man ihm mit Gründen bietet.“

— „Ausgenommen Seewasser und Sohlenleder,“ warf Riffot ein.

„Es fehlt nur an der Gewohnheit,“ sagte Meunier. „Dem Menschen ist nichts unmöglich, Sergent; er kann, wenn er will, Gras kauen und Kiesel verschlingen, das unterscheidet ihn eben von den Thieren.“

— „Ich halte mich doch lieber an den Stockfisch und an den eingefalzten Speck,“ bemerkte Riffot.

„Das ist Gewohnheit,“ entgegnete Meunier, indem er sich einschenkte.

— „Böhl möglich,“ fiel der Pariser ein; „jeder Mensch hat seine schwache Seite, Capitain; ich für meine Person lebe gern wie ein Christ, gewöhne mich aber auch an dieses Getränk der Wilden, wenn ich nichts Besseres habe.“

„Ich verstehe,“ sagte Meunier, „Du würdest ein Flasche solchen „Feuerwassers“ hier vorziehen.“

— „Sprecht nicht davon, Capitain; es ist als wölltet Ihr mit einem Verdammten von dem Paradiese reden. Der Pater Joseph nennt immer die Religion die beste Stütze in der Noth, aber meiner Ansicht nach habt Ihr so eben den besten Tröster genannt. Mit einer vollen Flasche Cognac, sehr Ihr, könnte ich Alles ertragen. Er ist die Sonne, die in den Magen scheint;

man trinkt gleichsam die Freude. Ich würde deshalb auch jeden Tag meines Lebens für ein kleines Gläschen verkaufen.“

„Auf die Knie also,“ sprach Meunier lachend, „da ist Dein Abgott.“

Er zog bei diesen Worten eine umflogtene Flasche aus der Tasche.

— „Herr Gott, was ist das, Capitain?“ rief Riffot, mit offenem Munde.

„Keiner alter Cognac,“ antwortete Meunier.

Der Sergent streckte die Hand nach der Flasche aus.

„Nicht so geschwind,“ entgegnete der Seemann; „begnüge Dich, Deinen Gögen von Angesicht zu Angesicht zu schauen; diese Flasche ist nicht für Dich bestimmt.“

— „Für wen sonst, Capitain?“

„Für Deinen Gefangenen. Hast Du nicht eben gesagt, der Cognac wäre der wahre Tröster?“

— „Ich widerrufe nicht.“

„Nun, wer sollte des Trostes bedürftiger sein, als der arme Bursche darin, dem man ein hänsenes Halsband bereit macht?“

— „Indessen, Capitain...“

„Ich bin ihm dies schuldig als Erinnerung an unsere ehemalige Bekanntschaft; er soll die Flasche haben.“

— „Die ganze?“ fragte Riffot.

„Bedarf er nicht vielen Trost?“

— „Ohne Zweifel, ohne Zweifel; aber bedenkt, Capitain, daß er in seiner Lage mit Zerstreung trinken, daß er den hohen Werth Eueres Geschenkes nicht gehörig würdigen wird.“

„D schon der Geruch könnte einen Todten wieder erwecken. Riech nur.“

— „D, Capitain, wie Balsam!“ rief Riffot.

„Dabei kann er vergessen, was ihn erwartet.“

— „Gewiß, Capitain; aber Ihr leistet ihm doch einen schlimmen Dienst.“

„Warum?“

— „Es wird ihn wieder an die Erde fesseln.“

„Sönnst Du ihm keine Erheiterung in seinen letzten Stunden?“

— „Vom Herzen, Capitain; aber was nützt ihm jetzt weltlicher Trost? Wenn Ihr es wölltet, könnte ich eher den Geistlichen zu ihm rufen.“

„Damit wird ihm nicht gedient sein; ja, wenn es die Nonnännin wäre.“

— „Franziska?“ fragte Riffot; „die sitzt seit dem Morgen da unter der Bastion.“

„Ich weiß es, ich habe eben mit ihr gesprochen. Du hast Dich gewelgert, sie ihren Jean sehen zu lassen.“

— „So lautet der Befehl.“

„Nun so muß der arme Bursche wenigstens eine Entschädigung erhalten; öffne das Thürchen, daß ich ihm die Flasche reichen kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 18.

für die elegante Welt.

1841.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

Der Pariser stand langsam auf und ging einige Schritte nach der Thüre der Casemate hin; man sah es ihm aber an, daß er es sehr ungern that. Eben als er das Thürchen öffnen wollte, wendeten sich seine Blicke noch einmal nach der Flasche, die Meunier in der Hand hielt, und er blieb stehen.

„Nun?“ fragte dieser.

— „Hört, Capitain,“ sagte Riffot leise; „mir fällt etwas bei.“

„Was denn?“

— „Es wird allmählig dunkel; Niemand würde die Normännin sehen; wenn wir sie nun herauskommen ließen?“

„Warum?“

— „Ich könnte ihr die Thüre öffnen.“

„Du? Vergißest Du die Gefahr, der Du Dich aussetzt?“

— „Es wird Niemand etwas davon erfahren. Ich schliesse sie zusammen ein und da dann der Gefangene Trost hat.“

„Könnten wir die Flasche behalten, nicht wahr?“

— „Das kommt mir ganz vernünftig vor, Capitain.“

„Ich verstehe,“ antwortete dieser lachend. „Nun, es sei; laß Franzisca kommen; wir behalten den Cognac für uns.“

Riffot ließ sich dies nicht zweimal sagen; er winkte der jungen Frau, die dies zu erwarten schien und schnell herbeikam.

„Soll ich ihn sehen?“ fragte sie zitternd.

— „So lange es finster ist, meine Schöne,“ antwortete der Sergent, indem er langsam und vorsichtig aufschloß.

Franzisca wollte ihm danken.

— „Schnell, schnell!“ rief Riffot, der die Thüre schon halb geöffnet hatte; „und besonders verhaltet Euch still, denn ich handele gegen den Befehl.“

Die junge Frau trat schnell in den Kerker hinein, dessen Thüre der Sergent vorsichtig wieder zuschloß.

— „Nun sind wir allein, Capitain,“ setzte er hinzu, als er freudestrahlend an das Tischchen zurückkehrte und seinen noch übrigen Duceu weggoss. „Nun laßt uns sehen, was Euer Holländerin da auf dem Gewissen hat.“

Meunier nahm den Stöpsel von der Flasche und goß langsam Cognac in das Geschirr, das ihm der Sergent hinhielt.

— „Gold, wahrhaftiges flüssiges Gold!“ murmelte Riffot,

dessen Hand vor Begierde zitterte und dessen Nasenlöcher sich weit aufsperrten, um den lieblichen Duft einzuathmen. Dann führte er das Trinkgeschirr an die Lippen, trank aber wie mit einer gewissen andächtigen Sammlung nur in kleinen Schlüchchen von dem Inhalte.

„Nun?“ fragte Meunier.

Der Sergent reichte ihm die Tasse, ohne etwas zu antworten, trank sie von neuem aus und stellte sie sodann auf den Tisch.

— „Wir haben wohl daran gethan, die Flasche zu behalten, Capitain,“ sagte er sehr ernst; „hättet Ihr sie dem Gefangenen gegeben, so würde er nicht an sein Seelenheil gedacht haben und in Sünden gestorben sein.“

„Weinst Du, daß er wirklich in Gefahr sei?“ fragte Meunier.

Der Pariser blinzelte mit den Augen und zuckte die Achseln.

„Der Herr de l'Olive liebt die Disciplin wie eine Geliebte,“ sagte er, „und er hat schon längst einmal ein Beispiel geben wollen.“

— „Bis jetzt begnügte er sich mit Kerker, Peitsche und Brandmarkung.“

„Ich weiß es; aber er fürchtet, man könne sich auflehnen, ihm und der Compagnie Lebewohl sagen und frei auf den Bergen leben wollen wie der Stolz. Dem Herrn Gouverneur liegt sehr viel an den zwanzig Pfunden Tabak, die ihm jeder Ansiedler zahlen muß; und übrigens beweist nichts mehr, daß man Herr ist, als wenn man Einen hängen läßt.“

— „Der Herr de l'Olive kann ihn im Augenblicke der Hinrichtung begnadigen wollen.“

„Nie, nie,“ fiel der Pariser halblaut ein; „der Lieutenant wünscht, daß die Normännin Wittwe werde, und so muß sie es werden. Wenn Ihr wüßtet, wie dringend der Gefangene mir anempfohlen worden ist! Ich bürgte mit meinem Kopfe für ihn und ich muß mich von zehn zu zehn Minuten von seiner Gegenwart überzeugen. Zum Glück kann dies leicht geschehen.“

Er trat dabei nach der Kerkerthüre zu, als wolle er durch das Fensterchen hineinschauen, der Capitain aber hob die Flasche empor, so kehrte er um und hielt seine Tasse hin, die er dann in kleinen Zügen ausleerte. Er hatte diesen Trank mit Recht mit einer flüssigen Sonne verglichen, denn je leerer die Flasche wurde, schien alles um ihn her zu blühen; die Trunkenheit stellte sich allmählig ein; sein Auge wurde glänzender, seine Stimme lauter. Der Capitain seinerseits schien diese Aufregung gern zu sehen und absichtlich höher zu steigern; so oft der Sergent nach der

Kerkerthüre sehen wollte, füllte er die Tasse desselben und legte ihm eine neue Frage vor. Endlich war die Flasche leer und Riffot dachte wieder an den Gefangenen; er öffnete die Thüre und rief die Normännin, welche sogleich erschien.

„Nun, meine Schöne, hat man die Zeit gut benutzt?“ fragte er, indem er die junge Frau am Kinne faßte.

— „Laßt mich!“ stammelte sie, indem sie sich losmachte; „ich will zu dem Herrn de l'Olive gehen.“

„Nur einen Augenblick!“ entgegnete Riffot lachend; „ich muß mich erst überzeugen, ob Ihr mir meinen Gefangenen nicht mitnehmt.“

— „Da ist der Lieutenant!“ rief Meunier.

Der Pariser schloß rasch die Thüre, winkte Franzisca, die verschwand, und ging nach der Thüre zu.

„Wo ist denn der Lieutenant?“ fragte er sodann; „ich sehe ja Niemanden.“

— „Ist er das nicht, der da kömmt?“ fragte Meunier, indem er auf ein Schilderhäuschen zeigte.

Riffot sah verwundert hin.

„Ich verstehe, Capitain,“ sagte er; „es liegt ein Rebel vor den Augen.“

— „Meinst Du?“

„Es wird am besten sein, wenn Ihr Euere Hängematte auffucht.“

Meunier stand wankend auf.

— „Ich glaube, Du hast Recht,“ sagte er, „und ich gehe,“ setzte er hinzu, indem er nach einer Schießscharte zuschritt.

Der Pariser lachte.

„Wollt Ihr da hinaus wie eine Kugel?“ rief er.

— „Zum Teufel, kann ich denn den Weg nicht mehr finden,“ sagte Meunier, indem er sich verwundert umsah.

„Ich werde Euch führen,“ sprach der Sergeant.

Er ging mit ihm über den Hof des Forts, zeigte ihm das Häuschen, in dem er wohnte, und sah ihm dann noch eine Zeit lang nach. Meunier wankte so lange, als der Sergeant ihn bemerken konnte, kaum aber war er um den Hügel herum, so drehte er sich um, richtete sich gerade auf, lachte laut auf und setzte mit festem raschen Schritte seinen Weg fort.

Noch denselben Abend verbreitete sich das Gerücht, es sei dem Verurtheilten gelungen, mittelst eines Strickes aus der engen Oeffnung der Casematte sich herabzulassen und zu entfliehen. Wie er sich den Strick verschafft, konnte Niemand angeben; man erfuhr nur, daß auch Franzisca verschwunden sei und daß ein Anfiedler, der Schildkröten in der Perlenbucht gefangen, sie mit dem jungen Verdungenen nach den Bergen zu hatte gehen sehen wollen. Es wurde sogleich ein Detaschement unter dem Lieutenant Fontaine den Flüchtigen nachgeschickt.

II.

Wie wild noch jetzt die Berge von Guadeloupe dem Fremden erscheinen mögen, so geben sie doch nur eine schwache Idee von dem, was sie zur Zeit der ersten Colonisation waren.

Die ganze Insel war damals eine große Fläche von Wäldern und Dickichten, über welche hier und da einige kahle Felsengipfel hinaustraten, die man in diesem Blätterocean für Klippen halten konnte. Enge Thäler an dem Rande der Insel und die von den Ansiedlern urbar gemachten Stellen blieben in dieser Wildniß fast unbemerkt. Nirgends gab es einen gebahnten Weg, die Pfade, welche die Pflanzungen unter einander verbanden, oder die zum Fort führten, waren so wenig betreten, daß ein ungesübtes Auge sie gar nicht erkannte; jeden Augenblick gaben ihnen die Felsen, die Savannen und die Sümpfe eine andere Richtung.

Die Ansiedler, welche in ihren chasses eingeschlossen und nur damit beschäftigt waren, den Hunger abzuwenden, hatten noch nicht daran gedacht, einen Weg anzulegen, der die Bebauung des Niederlandes bequemer und sicherer gemacht haben würde. Die ganze Zeit, welche sie nicht auf den Fischfang, die Jagd oder die Bodenbestellung verwendeten, gehörte der ewigen Gewohnheit der Franzosen, dem Plaudern und der Bekrittelung der Vorgesetzten.

Nachdem Franzisca die Flucht des Gefangenen begünstigt hatte, eilte sie die Spitze des Gros Cap zu erreichen, wo er sie erwarten sollte. Sie kam kurz nach ihm daselbst an und beide stiegen den Berg hinan, so daß das Meer ihnen zur Rechten blieb.

Bei dem ersten Vorschlage Franziscas, in das Gebirge zu entfliehen, hatte Jean an den Stolz gedacht, der allein ihnen ein Asyl gewähren konnte, und nach der Wohnung desselben wendeten sie sich also. Leider war die Gegend ihnen unbekannt und obwohl er die Pimentspitze bemerkt hatte, sah er wohl ein, daß es ihm schwer werden würde, dieselbe zu erreichen.

Beide wanderten indes immer weiter dem Innern zu, da sie sich so von den Pflanzungen immer mehr entfernten. Je weiter sie kamen, um so beschwerlicher und ermüdender wurde der Weg; das von Abgründen, Flüssen etc. zerrissene Land schien nur aus über einander gehürmten Felsen zu bestehen und bei dem Anblicke dieser Art von Stufen, in deren Ritzen hundertjährige Bäume standen, hätte man sie für die Ueberreste einer Riesentreppe halten können, welche die Titanen erbaut, um in den Himmel zu gelangen.

Die Nacht erhöhte noch die Schwierigkeiten und Gefahren der Flucht. Franzisca war mehrmals erschöpft stehen geblieben und der junge Seemann hatte sie gebeten, sich einige Stunden Ruhe zu gönnen, aber bei dem geringsten Geräusche sprang sie erschrocken auf, strengte sich von neuem an und nöthigte Jean, weiter zu gehen. Sie hatten eben den Gipfel eines Berges erreicht, als die junge Frau, die seit einiger Zeit nur langsam weiter gehen konnte, plötzlich stehen blieb und wankte. Jean breitete seine Arme aus, um sie zu halten, aber sie entglitt seinen Händen und sank zu Boden.

„Ich kann nicht weiter,“ sprach sie mit matter Stimme.

— „Hatte ich Dir es nicht vorher gesagt?“ entgegnete der trostlose Gatte.

„Laß mich,“ fuhr sie fort, „entfliehe Du allein.“

— „Was sagst Du?“

„Wenn sie mich auffinden, ich habe nichts zu fürchten, während Du . . . ach, ich beschwöre Dich! fliehe.“

— „Schweig davon, Franzisca!“ sprach Jean fest; „mein Platz ist neben Dir; wir sind jetzt weit von dem Fort entfernt und haben Vorsprung. In der Nacht sieht man unsere Spuren nicht. Es ist also nichts zu fürchten. Wenn wir auf Geraden wohl weiter gingen, könnten wir uns übrigens von dem Pimentberge entfernen; wir wollen also den Tag abwarten; Du wirst bis dahin ausruhen und den Weg fortsetzen können.“

Die junge Frau entgegnete einige unzusammenhängende Worte, während sie ihr Haupt auf die Knie Jeans sinken ließ. Die Flucht über das Gebirge hatte ihre schon seit einigen Tagen durch Schlaflosigkeit und Angst angegriffenen Kräfte völlig erschöpft und sie versank in einen Zustand der Besinnungslosigkeit, der weder Ohnmacht noch Schlaf war, aber von beiden etwas hatte.

Jean saß neben ihr, neigte sein Haupt nach dem ihrigen und achtete mit ängstlicher Besorgnis auf ihr Athmen; so herrschte eine lange Pause, in welcher der junge Mann seine eigene Gefahr so ganz vergaß, daß er die Hälfte seines Lebens darum gegeben haben würde, wäre er in den Pflanzungen gewesen und hätte er Hilfe finden können. Endlich schlug Franzisca die Augen wieder auf und verlangte mit schwacher Stimme einen Trunk Wasser. Jean eilte nach einem kleinen Bache, den er in geringerer Entfernung rauschen hörte; aber die Schlucht, in welcher derselbe hinströmte, war so steil und hoch, daß man die im Sternlichte blühenden Wellen in der Tiefe kaum bemerkte. Er suchte nach einem Baume, von dem er Früchte pflücken könnte, aber er bemerkte keinen. Er wollte weiter hinunter gehen, weil er hoffte, dort eher zu finden, was er suchte, aber da hörte er Tritte und Bewegung in dem Gebüsch oben an der Schlucht. Schnell kehrte er zu Franzisca zurück und stellte sich vor dieselbe; das Geräusch wurde bald deutlicher; er hörte das laute Athmen eines Thieres und durch das Gebüsch hindurch kam ein Eber von ungewöhnlicher Größe, auf welchem ein Mann saß. Jean gab zuerst einen Laut der Ueberraschung von sich, dem aber bald ein Freudenschrei folgte; er hatte ja den Stolzen auf dem „Fetten Dienstag“ erkannt.

Der Boucanier hatte, als er einen Schatten unter den Bäumen erblickte, sein Gewehr erhoben; der Ruf Jeans aber beruhigte ihn; er erkannte den jungen Mann und sagte:

„Bei unserer lieben Frau von Paris, es ist der Normann!“

— „Er selbst,“ antwortete Jean, „und auch diesmal bist Du für ihn eine Vorsehung.“

„Was sehe ich! Ein Weib!“ rief der Stolze, indem er rasch abstieg.

— „Meine Frau, die sie mir da unten nehmen wollten, und mit der ich entflohen bin,“ sagte Jean.

„Und Du wolltest . . .?“

— „Nach dem Pimentberge kommen.“

Der Stolze gab durch ein Zeichen mit der Hand seine Zufriedenheit zu erkennen.

„Recht so, Normann,“ sagte er; „ich habe es gern, daß

man einer Gefälligkeit wegen an mich denkt; ich nehme Dich unter die Fittiche meiner Macht.“

Er nahm dabei eine majestätische Stellung an und declamirte in dem bombastischen Tone der damaligen Schauspieler:

Und sieh die Stütze, die Dich schirmend trägt,
Nicht für ein schwaches, morsches Bretstück an;
Denn wenn mein Arm die halbe Welt erhebt,
So kann er auch die andere niederschleudern.

In seinem gewöhnlichen Tone fuhr er sodann fort: „Deine Frau ist ohne Zweifel durch Mattigkeit hier aufgehalten worden; ich biete ihr meinen Zelter an.“

„Ich fürchte, daß sie selbst mit dieser Hilfe den Weg nicht wird fortsetzen können,“ entgegnete Jean.

— „Wir wollen es versuchen,“ meinte der Stolze, indem er näher trat.

Franzisca war durch dieses Gespräch geweckt worden und hatte sich aufgerichtet. Ihr blondes halbaufgelöstes Haar fiel über ihre Schultern und hob ihre Schönheit noch mehr hervor.

Der Stolze trat mit ausgebreiteten Armen zurück, als sehe er einen unerwarteten Schatz, und rief dann in dem Theater tone:

O, ich sehe lieblich sie
Hier im Grünen liegen.
Gott, wie schön sie ist! Sie schläft
Und gleicht Dir, Diana.

Franzisca richtete sich überrascht und fast erschrocken auf.

„Fürchtet nichts,“ fuhr der Boucanier im gewöhnlichen Tone fort; „es sind Verse des Herrn Dlenix du Mont-Sacré in dem Schäferspiele „Athlette,“ das wir sonst in dem Palaſte des Herrn Herzogs von Charost aufgeführt haben. Aber vergeißet,“ setzte er hinzu, indem er die erstaunten Blicke der jungen Frau bemerkte; „in diesen Wäldern ist man zu tausend verlegenden Unziemlichkeiten genöthigt und ich bin erschienen, ohne mich anmelden zu lassen und ohne meinen Namen zu nennen; ich heiße Rene, und werde der Stolze genannt.“

— „Der Retter Jeans!“ rief Franzisca, indem sie dem Boucanier die Hand reichte. Dieser nahm sie und küßte sie mit ganz ritterlicher Artigkeit.

„Ach, ich verdanke Euch mehr als das Leben,“ sagte die junge Frau mit Rührung.

— „Sprechen wir nicht davon,“ entgegnete der Stolze, der sich dann an Jean wendete und hinzusetzte:

„Ich war weit entfernt, Deinen Besuch zu erwarten; was ist in dem Fort geschehen, daß Du so schnell zurückkommst?“

Jean erzählte kurz, was sich dort zugetragen hatte und der Stolze schien davon nicht überrascht zu werden.

„Das mußte so kommen,“ sagte er; „dieser Fontaine ist ein Mensch ohne Geburt und ohne Lebensart, der nur mit Kaufleuten umgegangen ist und der meint, man könne einen Mann um seine Frau betrügen, wie man den Käufer um eine Viertelstunde Zeug betrügt. So werden die Schönen nicht erobert; man muß sie mit dem Schwerdte gewinnen, wie man die Kronen gewinnt, und sie durch eine große herculische Arbeit verdienen.“ Dann

declamirte er wieder eine Stelle aus einem Bühnenstücke und setzte hinzu, gegen Franzisca gewendet: „Das ist aus „der siegreichen Liebe,“ einem Schäferspiel von Alexander; ich könnte Euch wenn Ihr es wünschtet, den ganzen Inhalt erzählen.“ Doch reichte er erst Franzisca seine Flasche und ersuchte sie, ihre „schwellenden Lippen“ mit dem Inhalte zu nehen.

Franzisca nahm die Flasche und trank einige Schlücke, die sie stärkten; dann gab sie dieselbe ihrem Jean, der stärker trank. Unterdes hatte der Stolze ein großes Messer genommen, das am Halbe seines Obers hing, und schnitt zwei dürre Zweige von Armslänge ab, die er in die Erde steckte. Jean fragte ihn, was er damit bezweckte. „Hast Du mir nicht gesagt, daß die edele Dame da ihre Kräfte wieder sammeln müsse, bevor sie die Wanderung wieder antreten könne?“

— „Allerdings,“ entgegnete Jean.

„Nun, ich mache hier bereit, was wir zu einem Halte brauchen; da wir aber vor allen Dingen deutlich sehen müssen, so sind da zwei Fackeln.“

Während dieser Auseinandersetzung hatte der Stolze Feuer angezündet und ein Stück faules Holz angezündet; dieses hielt er an die beiden dürren Aeste, welche alsbald knisternd Feuer singen, wie zwei Fackeln brannten und einen angenehmen harzigen Geruch verbreiteten. Der Boucanier lachte, als er sah, wie Jean und Franzisca staunten.

„Das Gebirge erzeugt alles, was der Bedarf, welcher es kennt,“ sagte er; „dies ist sogenanntes Kerzenholz. Wir haben auch den Seifenbaum zum Waschen, den Flaschenkürbisbaum, der uns das Geschirr liefert, den Mahot, welcher uns Stricke giebt, und die Bandpalme. Aber nimm eine der Fackeln, Jean; der Wind, welcher von dem Meere herkommt, wird diese junge Lilie eiskalt berühren; die Blumen fürchten den kalten Nordhauch.“

Während er dies sagte, fing er an, die jüngsten Bäume umher abzuschneiden, um ein Kjoupa davon zu bauen, und Franzisca konnte ihn gemächlich betrachten.

Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, hochgewachsen und von proportionirtem Gliederbaue, der die Gewandtheit und Kraft der Jugend verrieth. In seinen Stellungen ahmte er bald die Steifheit der Schauspieler jener Zeit, bald die affectirte Ungezwungenheit der Herren vom Hofe nach. Obgleich sein ursprünglicher Anzug durch das Leben in dem Gebirge bedeutend gelitten hatte, so wußte er ihm doch ein Ansehen zu geben, daß man den gebildeten Mann in ihm erkannte. Sein in dem Wetter roth gewordener Hut trug ein prächtiges Seegewächs, das wie eine zierliche Feder darauf schwankte; ein Beerenband fiel ihm vom Halbe auf die Brust und glich den kostbaren Ketten, welche damals die vornehmen Herren trugen; Schleifchen von Krass oder Flamingofedern verbedeten die Löcher in seinem Wams und gelbe Palmenblätter schmückten seine Knie, seine Handgelenke und seine Achseln mit ihren glänzenden Büscheln. Es fehlte dieser verschos-

senen Eleganz nur an der Natürlichkeit und der aufmerksame Beobachter konnte an diesen bunten Fäden den Theaterprinzen errathen.

Das Kjoupa war bald fertig und Jean bereitete für Franzisca ein Lager von Blättern.

„Wahrscheinlich hat Euch der Gang nicht um den Appetit gebracht,“ bemerkte der Stolze.

— „Wir konnten keine Lebensmittel mit uns nehmen,“ entgegnete Jean.

„Ich auch nicht, aber wir können ein Abendessen von diesen Bäumen erhalten.“

— „Sie schienen mir alle unfruchtbar zu sein.“

„Keineswegs; da stehen mancherlei, deren Früchte man essen könnte, aber sie würden kein Mahl sein, das man unserer Göttin da bieten kann. Ich bin also der Meinung, daß wir anderswo suchen; wir befinden uns hier an der Quelle des Flusses der großen Bucht, der außerordentlich fischreich ist.“

— „Dazu gehört eine Angelruthe oder ein Netz.“

Der Stolze machte ein Zeichen der Verachtung.

„Solche Geräthe zieren Sklaven, die ein Gewerbe daraus machen; uns gehorcht der Fisch, wenn wir befehlen und legt sich von selbst zu unsern Füßen, um sich braten zu lassen. Warte, Du sollst selbst darüber urtheilen.“

Bei diesen Worten trat er in das Dickicht hinein, aus welchem er bald mit einer Wurzel herauskam, von welcher er sorgfältig die Rinde abschabte. Diese rieb er sodann zwischen zwei Steinen, füllte damit ein Säckchen und ging nach dem Bache hin.

Er mußte dem Ufer eine Zeitlang folgen, ehe er eine Stelle fand, an welcher er hinunter steigen konnte. Er gelangte endlich an einen Ort, wo die Ufer sich senkten und der kleine Fluß eine Art Bassin zwischen Felsen bildete. Der Stolze tauchte das Säckchen hinein und bewegte es in dem Wasser hin und her. Dieses nahm bald eine bräunliche Farbe an und fast in demselben Augenblicke erschienen die Fische an der Oberfläche und dreheten sich da im Kreise um, als wären sie plötzlich vom Schwindel ergriffen worden. Einige schwammen schnell umher und hielten den Kopf über dem Wasser, andere suchten an das Land zu springen; Jean hatte bald so viele gefangen, daß er ein großes Latanensblatt damit füllen konnte.

„Nun,“ fragte der Stolze lachend, „wie gefällt Dir meine Methode, Normann?“

— „Ganz vortrefflich,“ antwortete Jean, der seine Aufmerksamkeit auf die Fische richten mußte, welche ihm aus dem Blatte zu entschlüpfen suchten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 19.

für die elegante Welt.

1841.

Alexandrien.

Die Stadt Alexandrien gründete der macedonische Eroberer Alexander, der Große genannt, etwa 333 Jahre vor dem Anfang unserer Zeitrechnung, auf einem schmalen Streifen Landes zwischen dem See Marcotis, dessen Becken jetzt versandet ist, und dem mittelländischen Meere, wo ein Flecken, Namens Rhakotis stand, den die Pharaonen angelegt hatten. Aus der Gestalt der Erdzunge, auf welcher Alexander von seinem Baumeister Dinocrates die Stadt anlegen ließ, erwuchs die lang gestreckte Gestalt derselben, welche alle alte Schriftsteller mit der macedonischen Chlamys vergleichen, oder mit einem kurzen Reitermantel mit engem Kragen, wo er fest geknüpft werden muß, sehr weit in der Gegend des Armbugs und des Oberleibes, und ausgezackt am untern Ende. Gegen Nordost bildet das Meer einen großen Busen, welcher einen geräumigen und bequemen Hafen abgab, der große oder neue genannt, um ihn von einem kleineren, westlichen, zu unterscheiden. Durch diese Häfen und durch die dem Handel günstige Lage überhaupt wurde Alexandrien nach

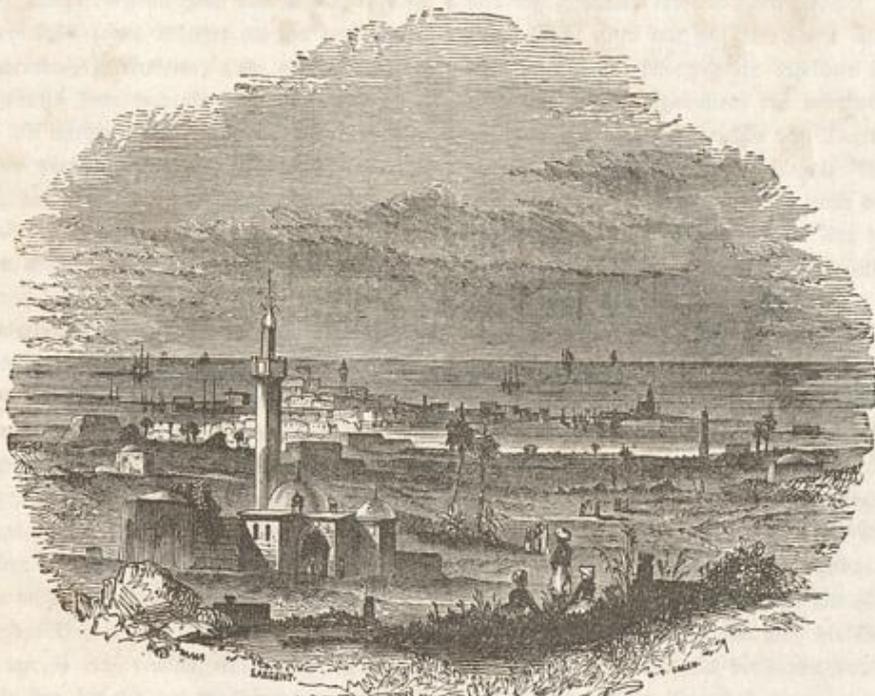
der Zerstörung von Tyrus und Karthago bald die größte und reichste Handelsstadt der damaligen Welt. In unsern Tagen ist diese Stadt bekanntlich häufig genannt worden wegen der orientalischen Wirren und die Leser werden sich erinnern, daß wir in Nr. 48 d. vor. Jahrg. eine Ansicht von Alexandrien von der Seeseite aus in Stahlstich gaben; wegen der Wichtigkeit des Ortes in der neuesten Politik theilen wir hier auch eine Ansicht der Stadt, von der Landseite gesehen, mit.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

„Diese Art, die Fische zu fangen,“ fuhr der Bucanier fort, „habe ich von den Rothhäuten gelernt, mit denen ich sonst in Verbindung stand. Es geht ihnen zwar alle Lebensart ab, aber man kann doch mancherlei von ihnen lernen. Jetzt müssen wir



(Ansicht von Alexandrien.)

aber daran denken, unsere Fische zuzubereiten. Befänden wir uns an der Eremitenspitze, so wäre dies ganz leicht, denn alle Quellen dort sind heiß, so daß man darin kochen kann."

Die beiden Männer erreichten bald die Ajupa und zündeten ein Feuer von dürren Kesten an, in welchem der Stolze einige Steine bis zum Rothglühen erhitzte. Auf diese Steine legte er sodann die schönsten Fische, in Blätter eingewickelt, in die heiße Asche und bald darauf erklärte er sie für genießbar.

Franziska, welche allen diesen Vorbereitungen verwundert zugesehen hatte, versuchte, an dem von dem Bucanier improvisirten Mahle Theil zu nehmen, aber die Müdigkeit überwältigte sie bald, sie schloß die Augen und schlief auf dem Blätterlager ein, das man ihr bereitet hatte.

Der Stolze betrachtete sie eine Zeit lang schweigend und mit begehrliehen Blicken. Seine Leidenschaften waren, obgleich unter dem Aeußern einer gesuchten Galanterie versteckt, nicht minder heiß und heftig als die der andern Ansiedler. Sein erstes Gefühl bei dem Anblicke Franziskas war der Wunsch gewesen, sie zu besitzen; ein anderer in seiner Lage würde denselben sogleich in Erfüllung zu bringen gesucht haben, hätte er auch zum Morde schreiten müssen; er aber, der gewöhnt war, die großen Herren nachzuahmen, welchen er gedient hatte, zog vor, auf Umwegen sein Ziel zu erreichen, weniger aus wirklichem Zartgefühl, als weil es so Ton war. Die Brutalität war ihm als zu gemein zuwider und er wollte selbst in den Urwäldern als nobler Mann erscheinen. Uebrigens unterstützte die Eitelkeit seine Geduld. In der festen Ueberzeugung, die Liebe Franziskas zu gewinnen, nahm er sich vor, bei dieser Eroberung sich als Mann von Bildung zu zeigen.

Nach der Mahlzeit schürte Jean das Feuer wieder an, indem er einige frische Zweige dazu warf und fragte dann den Bucanier, ob sie noch weit von dem Pimentberge entfernt wären.

"Wie man es nimmt," sagte der Stolze. "Wollten wir den Schluchten folgen, so würden wir mehrere Tage brauchen, ehe wir ihn erreichen; ein solcher Weg dürfte aber für die Füße unserer Göttin zu anstrengend sein. Es wird besser sein, wenn wir wieder an die Küste hinuntergehen."

— "Haben wir da nicht zu fürchten, daß man uns entdecke?" warf Jean ein; "der Gouverneur wird uns ohne Zweifel verfolgen lassen."

"Wir nehmen die Vorsicht zu Hilfe," entgegnete René; "ich weiß, daß der Lieutenant Fontaine mich sucht, und es würde ihm gerade recht sein, uns alle drei auf einmal zu fangen. Aber er möge für sich selbst auf der Hut sein! Denn, wie selten auch das Pulver ist, so könnte es sich doch zutragen, daß ich ihm bei der ersten Gelegenheit eine Kugel zukommen ließe."

— "Das würde eine große Freude für die ganze Colonie sein, wenn ich dem Sergenten Riffot glauben darf," bemerkte Jean.

Der Stolze zuckte die Achseln.

"Du kennst den Sergenten Riffot?" fragte er mit einiger Beforgniß.

— "Er bewachte mich."

"Er hat mit Dir — von dem Lieutenant gesprochen?"

— "Mehrmals."

"Und . . . auch von andern Leuten?"

— "Allerdings."

"Von mir zum Beispieler?"

— „Ja, er sagte mir, daß er Dein Vetter wäre.“

Der Stolze sprang auf.

„Das konnte ich mir denken,“ rief er; „der Unglückliche hat geschworen, mich zu entehren. Wie kann man glauben, daß Jemand aus guter Familie sei, wenn ein solcher Mensch mit ihm verwandt sein will? Er wird Dir erzählt haben, seine Mutter sei die Schwester der meinigen gewesen?“

— „Allerdings,“ antwortete Jean, über diesen Unwillen verwundert.

„Er hatte schon einmal gewagt, meinen Namen zu beschimpfen,“ fuhr René fort. „Zum Glück ist dieser Name bekannt, zu bekannt, als daß sein Alter nachgewiesen zu werden braucht. Die Moreau waren schon zur Zeit der Gründung des Reiches angesehene Leute. Der Glende hat freilich leichtes Spiel, weil meine Urkunden in Frankreich zurückgeblieben sind. Aber ich sein Vetter! Ich hoffe, Jean, daß Du an eine solche Beschimpfung nicht glaubst.“

— „Man braucht ja nur das ganz verschiedene Benehmen zu betrachten,“ entgegnete Jean mit einem fast unbemerklichen Lächeln.

„Sehr richtig,“ entgegnete René; „Du hast Tact, wie ich sehe; Du gleichst jenen Menschen in der Colonie nicht, die nach Pergamenten fragen und einen Edelmann nicht durch das bloße Ansehen zu erkennen wissen. Dennoch, ich wage es zu behaupten, erkennt man eine gute Herkunft sofort und in allem. Ein Mann von guter Familie trinkt, isst, geht und spricht nicht wie ein anderer; selbst in unsern Wäldern kann man einen Edelmann von einem Bürgerlichen so sicher unterscheiden wie einen Weißen von einem Wilden.“

— „Du glaubst also,“ begann Jean von neuem, der sich weit weniger mit dem Adel seines Wirthes als mit den Mitteln beschäftigte, den Pimentberg zu erreichen, „Du glaubst also, daß wir den uns nachgesandten Detaschements entgehen könnten?“

„Ich hoffe es; die meisten Ansiedler kennen das Land nicht und haben nur Augen für die Fehler ihrer Nächsten; wenn es sich darum handelte, den Caraïben zu entgehen, so wäre es etwas Anderes.“

— „Von dieser Seite, denke ich, haben wir nichts zu fürchten.“

„Ich weiß es nicht; gestern witterte Dienstag Spuren, die wohl von den Rothhäuten herrühren könnten. Es sollte mich nicht wundern, wenn einige Schaaren die Grande-Terre verlassen hätten, um etwas in den „Etagen“ zu unternehmen. In jedem Falle werden sie wahrscheinlich nur über das Gebirge gehen, um zu den Pflanzungen hinunterzusteigen. Es kommt also bloß darauf an, sie unterwegs zu vermeiden. Wir gehen vorsichtig weiter und sind wir einmal auf dem Pimentberge angekommen, so haben wir, wie Du weißt, nichts zu fürchten; meine Hütte ist eine Festung, welche den Weißen und den Wilden troht.“

— „Und wenn wir sie nicht erreichen können?“ fragte Jean.

„So suchen wir den Abhang des Guilloneau zu gewinnen, wo die Alluagen wohnen; das sind entflohene Sklaven, Feinde

der Caraïben und ich kenne sie. Sie werden uns gut aufnehmen, wie die Wilden immer die Weißen aufnehmen, denn nur der Herr de l'Olive ist Schuld daran, daß die Caraïben an weiter nichts denken, als unser Fleisch zu verzehren. . . . Indes es wird spät,“ setzte er hinzu, indem er nach den Sternen blickte, „und wir werden morgen alle unsere Kräfte brauchen. Dienstag hat einen leisen Schlaf; Niemand wird herankommen können, ohne daß er uns warnt; wir können deshalb in aller Sicherheit ein wenig ausruhen.“

Bei diesen Worten warf er noch mehr Holz in das Feuer und legte sich nieder. Sein gleiches ruhiges Athmen deutete Jean bald an, daß er eingeschlafen sei, und der von so vielen Anstrengungen erschöpfte junge Normann folgte dem Beispiele.

12.

Der Sonnenaufgang in den Antillen besigt einen zauberhaften Glanz, den die Morgenröthe in unseren Gegenden kaum schwach anzudeuten vermag. Die Natur erwacht da inmitten des Nebels, gleichsam von der Sonne überrascht, und wird plötzlich von den Strahlen derselben überströmt. Man kennt jene lange Dämmerung Europas nicht, die zwischen Himmel und Erde zu schweben scheint; kaum hat die erste Helle unsere Augenlider halb geöffnet, so ist auch alles vollkommen beleuchtet. Die von dem Morgenwinde emporgehobenen Morgendünste steigen empor gleich einem seidnen Schleier und die Wälder blißen von weitem im Thau.

Einen Augenblick giebt der Glanz der ersten Sonnenstrahlen, die auf die feuchte Vegetation und auf die entweichenden Nebel fallen, der Gegend etwas Feenartiges; tausend Farben verschwimmen am Himmel, tausend Funken blißen auf den Blättern, das Meer gleicht einer mit goldenen Adern durchzogenen Silbermasse und die von der Morgenröthe gefärbten Berge stehen am Horizonte wie einsame Pyramiden von rosenrothem Marmor.

Die vier Stunden, welche dem Tagesanbruche folgen, sind die schönsten und mildesten des Tages. Die Sonne scheint nicht bloß minder heiß, sie werden auch durch den ersten Morgenhauch kühl erhalten, der erst gegen zehn Uhr aufhört. Nur in dieser Zeit sind die Wanderungen leicht und wenig ermüdend, denn die Kühle und Ruhe der Nacht scheinen auf die ganze Schöpfung einzuwirken und der erfrischte Saft regte sich neu in allen Wesen, wie in der Vegetation selbst.

Die Flüchtigen benutzten diese Zeit und hatten, geführt von dem Stolzen, gleich nach Tagesanbruch ihre Wanderung wieder angetreten.

Franziska, welche durch die Hoffnung wie durch den Schlaf gestärkt worden war, hatte einen Theil ihrer Kräfte wieder gefunden; da sie jedoch fürchtete, ihre beiden Begleiter aufzuhalten, so willigte sie ein, auf dem „fetten Dienstage“ zu reiten.

Dieser kam auf den ersten Ruf des Boucaniers herbei. Die Müdigkeit und das Dunkel der Nacht hatten die junge Frau verhindert, am vorigen Tage das Thier genauer zu betrachten, und sie konnte sich also bei dem ersten Blicke desselben einer gewissen

Furcht nicht erwehren. Das Ungeheuer (denn man konnte seiner Größe, seiner Stärke und Klugheit wegen in ihm kaum einen gewöhnlichen Eber erkennen) war so groß wie ein zweijähriges Füllen und stärker. Der Rüssel war von geronnenem Blute geröthet und sein Auge funkelte von wilder Klugheit. Es trug einen Bügel von Mahot und eine Art Sattel, an welchem ein Sack und ein großes Messer hing. Uebrigens verrieth sich der Geschmack des Stolzen auch in diesem plumpen Geschirre; denn der Sattel und Zaum waren hier und da mit Federn, rothen Beeren und bunten Glasperlen verziert. Auf den Befehl seines Herrn legte sich Dienstag vor den Füßen Franziscas nieder, die sich zögernd in den Sattel setzte; dann erhob er sich kräftig und schlug den Weg nach dem Pimentberge ein.

Die Fliehenden folgten eine Zeit lang dem Hange des Berges, stiegen bald nach dem Meere zu hinab, bald gingen sie an den Höhen hin; so erreichten sie den Fluß Ferry, über den sie gingen, worauf sie dem Laufe desselben nach der Quelle zu folgten.

Je höher sie kamen, um so beschwerlicher wurde der Weg und die Dickichte, die Sümpfe oder Schluchten nöthigten sie fortwährend, Umwege zu machen. Sie waren an einem Gebüsch hingegangen und wollten eben durch eine Lichtung hindurchgehen, als der Boucanier, der seit einigen Augenblicken aufmerksamer zu sein schien, plötzlich stehen blieb und seinen beiden Gefährten winkte.

„Man ist uns hier zuvorgekommen,“ sagte er leise; „seht her.“

Man erblickte wirklich Fußtapsen auf dem feuchten Boden, konnte aber nicht unterscheiden, ob sie den Wilden oder den Ansiedlern angehörten, welche letztern längst schon die Schweinshautsandalen der Caraiben angenommen hatten.

Der Stolze folgte der Spur vorsichtig bis zu der Lichtung, wo er die Ueberreste eines Feuers, Fischgräten und Knochen bemerkte. Er betrachtete alles aufmerksam, ohne anfänglich etwas zu finden, das ihm angedeutet hätte, wer wohl einige Stunden vorher da gewesen sei; mit einem Male aber fielen seine Blicke auf einen Baum, an welchem das frisch abgezogene Fell eines Agouti hing, das man offenbar gegessen hatte.

Kaum hatte er das Fell besichtigt, als er sich an Jean wendete und sagte:

„Die Ansiedler haben hier gelagert.“

— „Die Ansiedler!“ wiederholte erschrocken der junge Mann; „woher weißt Du das?“

„Die Caraiben bedienen sich nicht der Feuergewehre und da siehe die Spur der Kugel, welche dieses Agouti getödtet hat.“

— „Vielleicht sind es Jäger gewesen, die trotz dem Verbote des Herrn de l'Olive die Pflanzungen verlassen haben, meinte Jean.“

Der Boucanier schüttelte mit dem Kopfe.

„Jäger würden das Thier in der Haut gebraten haben, wie es alle die thun, welche den Wald kennen,“ sagte er; „die Fuß-

tapsen verrathen übrigens eine zahlreiche Gesellschaft und ich fürchte, es ist das Detaschement, das Euch nachgeschickt worden ist.“

— „Dann sind wir verloren!“ rief Franzisca.

„Noch nicht, meine Königin,“ entgegnete der Stolze lächelnd; dann näherte er sich der jungen Frau, während Jean, auf die Erde gebückt, den Fußtapsen folgte, um zu sehen, in welcher Richtung hin sie liefen, und sagte: „ich allein bin verloren, Wunder der Schönen, wenn Euer Herz nicht Mitleid mit mir hat.“

— „Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Franzisca verwundert.

„O, verstellt Euch nicht, Zauberin,“ entgegnete der Boucanier, „Ihr kennt Euer Macht nur zu wohl. Bedenkt, was der Dichter sagt:

„Es ziemt Dir nicht, so schüchtern zu erscheinen,
Die Zärtlichkeit und ihre süße Regung,
Die Hingebung und süßen Augenblicke
Sind die Gefühle jedes Mädchenherzens.“

— „Um Gottes willen,“ unterbrach ihn Franzisca erröthend und ängstlich zu gleicher Zeit, „denkt an die Gefahr, in der wir uns befinden.“

„Ich kenne keine größere als die, meine Flamme verschmäheth zu sehen,“ sprach der Stolze; „thut ihr nicht das Leid an, gefürchtete Sirene.“

— „Habt Erbarmen!“ fiel die junge Frau in großer Verlegenheit ein, „ich bin an solche Galanterien nicht gewöhnt und kann nicht darauf antworten.“

— „Sagt vielmehr, Euer Grausamkeit verstopft die Ohren Eueres Herzens,“ entgegnete René; dann nahm er seine theatralische Stellung wieder an und rief:

„Verderbliches, böswilliges Geschlecht,
Das unsern Tod in seinen Augen trägt
Und höhnisch lächelnd ab sich wendet,
Sobald es uns die Todeswunde gab.“

— „Still, Herr,“ unterbrach ihn Franzisca lebhaft, „da kommt Jean.“

Der junge Seemann kam wirklich zurück und sagte, die Fußtapsen gingen immer höher hinauf, nach dem Eselsrückenselsen zu. Bei dieser Meldung erklärte René, man müsse also wieder über den Fluß Ferry hinüber und an dem andern Ufer hinaufgehen.

Sie kehrten deshalb um und schlugen eine der bisher verfolgten parallel laufende Richtung ein, weil sie hofften, auf diese Weise wenigstens durch den Fluß von den Ansiedlern getrennt zu sein. Der Stolze ging voraus und bückte sich sorgfältig jedesmal, wenn der Ort so wenig bewachsen war, daß er hätte gesehen werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 20. für die elegante Welt. 1841.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

Bald war ein völlig kahler Theil des Gebirges erreicht und er schritt langsamer, sich immer umblickend, weiter, als in geringer Entfernung ein Schuß fiel.

„Die Ansiedler!“ rief Franzisca erschrocken.

Der Boucanier gebot ihr Schweigen mit der Hand, kroch unter den Büschen hin und gelangte so an den Rand des Dickichts. Jean war ihm besorgt gefolgt.

„Sie sind es allerdings,“ sagte der Boucanier halblaut.

— „Wo?“

„Da, sieh hin; sie kommen nach uns zu.“

— „Wahrhaftig.“

„Sie müssen uns sehen, sobald wir aus dem Dickichte hinaus sind.“

— „Was sollen wir nun thun?“

„Wir müssen hier bleiben, damit sie vorüber gehen.“

— „Und wenn sie uns bemerken?“

„Das müssen wir verhüten.“

— „Aber wie? Diese niedrigen und dünn stehenden Gebüsche können uns nicht verbergen.“

Der Stolze sah sich um, dann sagte er:

„Wir wollen den Feigenbaum da am Rande zu gewinnen suchen.“

— „Das wird uns näher an den Weg bringen, dem sie folgen,“ bemerkte Jean.

„Daran liegt nichts, wenn wir nur ein sicheres Versteck finden. Uebrigens ist dies die einzige Möglichkeit, ihnen zu entgehen. Hier würden wir unfehlbar bemerkt werden.“

Der von dem Boucanier bezeichnete Baum war einer jener amerikanischen Feigenbäume, an denen von jedem Zweige ein Sproß abwärts reicht, der wiederum einwurzelt und einen neuen Baum bildet. Sein ungeheurer Stamm war so von natürlichen Stützen gestemmt, welche ein dichtes Geflecht unter einander geschlungener Lianen unter einander verband. Der Raum zwischen diesen Stützen und dem Stamme bildete so eine Art Hütte von Blättern und Blüten und gewährte eine geräumige Zuflucht. Die Flüchtigen schlüpfen hinein und warteten.

Ein wiederholtes Grunzen Dienstags, das indeß durch eine Scherbe René's sogleich zum Schweigen gebracht wurde, verkün-

digte die Annäherung der Ansiedler; man hörte bald das Klirren ihrer Waffen und das Geräusch ihrer Tritte.

Sie befanden sich etwa noch zehn Schritte von dem Feigenbaume, als man „Halt!“ commandiren hörte. Der Morgenwind hatte sich gelegt, die Hitze fing an drückend zu werden und Alle fühlten, da sie den schattigen Weg, dem sie bisher gefolgt waren, bald verlassen sollten, um den kahlen Theil des Berges zu ersteigen, das Bedürfniß auszuruhen. Einige streckten sich unter den Büschen in das Gras und Andere schritten nach dem Feigenbaume zu, dessen breiter Schatten sie anlockte.

Franzisca und Jean sahen den Stolzen erschrocken an, dieser aber legte einen Finger auf seine Lippen und winkte ihnen, sich in den dunkelsten Theil zurückzuziehen. In demselben Augenblicke kamen die Ansiedler am Fuße des Baumes an.

„Verflucht sei die Hitze!“ rief eine Stimme, in welcher Franzisca sogleich die Rifflots erkannte; „ich habe keinen trocknen Faden am Leibe und muß aussehen wie der Springbrunnen auf dem Marktplatz des Innocens in Paris. . . He, Picardier, was hast Du mit dem Sacke gemacht?“

— „Ich trage ihn, Sergent.“

„Steck ihn in meine Jagdtasche, damit ich weiß, wo ich ihn finde. Uf! Hier im Schatten kann man doch wenigstens athmen.“

— „Ja,“ entgegnete eine Stimme, „aber gleich werden wir diese Satansleiter emporsteigen müssen.“

„Jacobsleiter willst Du sagen, Kuvergnate; sie führt ja in den Himmel hinauf.“

— „Ist die Hütte des Boucaniers noch weit entfernt?“

„Wenigstens einen dreitägigen Marsch.“

— „Wenn wir den Gefangenen nicht vorher finden.“

„Haben müssen wir ihn,“ sprach der Sergent, „sonst werde ich an meine Seele denken müssen. Der Herr de l'Olive hat erklärt, er wolle die Haut des Normannen oder die meinige; aber es kann uns nicht fehlen, wir müssen ihn finden.“

— „Sorge wenigstens, Sergent, daß er uns diesmal nicht entflieht,“ bemerkte der Kuvergnate spottend.

„Fürchte nichts,“ entgegnete Rifflot; „ich werde ihn an einen Ort bringen, wo die Unruhigsten still werden.“

— „Wohin denn?“

„In ein Loch im Sande.“

— „Was heißt das?“

„Der Herr de l'Olive hat mir befohlen, der Colonie einen

Strick zu ersparen und den Normann zu erschließen, wo ich ihn finde. Deshalb folgt auch der Vater Joseph dem Detaschement."

Franziska konnte kaum einen Ausruf des Entsetzens zurückhalten und schmiegte sich weinend an die Brust ihres Mannes.

"Das ist recht," fuhr der Kuvergnate ruhig fort; "ist die Sache abgemacht, so können wir nach unserer Bequemlichkeit zurückkehren. Was geschieht aber mit dem Stolzen, wenn wir ihn finden?"

— "Den sollen wir in das Fort bringen."

"Mit dem „Fetten Dienstag?"

— "Der wird zum Nutzen der Colonie eingesalzen."

"Es fragt sich also bloß, ob wir beide bekommen; der Stolze und er sind der Verfolgung schon mehr als einmal entgangen."

— "Wohl möglich," fiel Riffot ein; "aber diesmal sind alle Maßregeln getroffen. Wir wissen, daß sie auf dem Berge sind, denn wir sind ihren Fußstapfen bis gestern Abend gefolgt; der Lieutenant sucht im Dickicht am andern Ufer, und Gott weiß es, daß er die Augen gehörig aufthut; er muß den Normannen finden und sollte er alle Kiesel umwenden, in alle Büsche sehen. Mir thut es leid, daß der Stolze mit in die Sache gemischt wird, weil ein Better doch immer ein Better bleibt; er hat es aber eigentlich durch seinen Stolz verdient. Sieht er erst im Gefängniß unter meiner Aufsicht, so wird er sich unserer Verwandtschaft wohl erinnern."

Der Boucanier machte eine rasche Bewegung; in Folge eines ängstlichen Blickes Franziskas hielt er aber sogleich wieder an sich und begnügte sich damit, die geballte Faust drohend nach Riffot hin auszustrecken.

Ein neues Geräusch von Schritten, das aus entgegengesetzter Richtung kam, unterbrach seinen Zorn.

Der Pariser stand auf.

"Warmherzigkeit! Es ist Herr Fontaine und der Vater Joseph," sagte er; "sie haben nichts gefunden, denn der Lieutenant sieht finster aus wie eine Winternacht. Sie kommen auf uns zu. In's Gewehr, Kinder!"

Die Ansiedler standen auf und griffen nach ihren Gewehren. In diesem Augenblicke erschienen die beiden Angemeldeten.

"Ihr habt nichts?" fragte Fontaine.

— "Nein, Herr Lieutenant," antwortete Riffot.

"Seid Ihr dem rechten Ufer gefolgt?"

— "Immer."

"Und Ihr habt keine Spuren gefunden?"

— "Keine, Herr Lieutenant."

"So müssen sie näher am Fort sein," sagte Fontaine halblaut, als spreche er mit sich selbst. "In jedem Falle sind wir hier auf ihrem Wege; meine Leute hatten alle zugänglichen Punkte besetzt und sie mögen rück- oder vorwärts gehen, so müssen sie uns in die Hände fallen."

Dann wendete er sich von neuem an Riffot und fragte:

"Habt Ihr die Gebüsche hier durchsucht?"

— "Noch nicht, Herr Lieutenant; die Bäume scheinen auch

zu schwach zu sein und zu dünn zu stehen, als daß sie ein Versteck gewähren könnten."

Fontaine sah sich forschend um.

"Wer weiß?" sprach er; "man braucht wenig Raum, um sich zu verbergen."

Während er dies äußerte, fielen seine Blicke auf den Feigenbaum, der, von dem Gewebe Schlingpflanzen umgeben, eine ungeheure grüne Pyramide bildete, auf deren Spitze die Blätter des Baumes wie ein Federbusch sich entfalteten.

"Hier zum Beispiel," setzte er hinzu. Gleichzeitig schritt er nach dem Baume hin und versuchte das Lianengeflecht zu öffnen.

Franziska und Jean drückten sich an einander; der Stolze legte sein Gewehr an.

Fontaine versuchte, durch die kleine Oeffnung, die er gemacht hatte, in das Innere hinein zu sehen, vermochte aber, da sein Auge an den hellen Sonnenschein außen gewöhnt war, in dem Dunkel nichts zu erkennen.

"Da drinnen ist es pechfinster," sagte er.

— "Wir können mit unsern Säbeln Licht hineinbringen," meinte Riffot.

"Nein!" fiel Fontaine ein; "so müssen wir es machen."

Damit stieß er mit dem Degen durch das Blättergeflecht hindurch. Franziska konnte kaum einen Ausruf unterdrücken, und hing sich um so fester an Jean; da drang der Degen Fontaines von neuem herein und zwischen ihren Köpfen hindurch in den Stamm des Baumes. Er zog sich zurück, um zum dritten, zum viertenmale zu erscheinen. Alle drei kauerten stumm da und hielten den Athem an sich.

"Es ist Niemand drinnen, Herr Lieutenant," sagte der Pariser; "wir wollen anderswo suchen."

Und der Degen drang zum letzten Male, hoffnungslos, wie aufs Ohngefähr hin herein. Er traf den Arm des Stolzen, drang durch das Fleisch und bis auf den Knochen. Der Boucanier rührte sich nicht.

"Es ist nichts da," sagte Fontaine; "wir müssen weiter gehen."

— "Sollen wir am andern Ufer suchen?"

"Folgt mir, ich werde Euch meine Instructionen geben."

Die Ansiedler stellten sich in zwei Gliedern auf und marschirten ab.

Als das Geräusch ihrer Schritte in der Ferne sich verloren hatte, streckte der Stolze langsam den verwundeten Arm aus und bewegte die Finger.

"Er hat nur das Fleisch getroffen," sagte er halblaut.

— "Ihr seid verwundet?" fragte Franziska theilnehmend.

"Kleinigkeit!"

Der Balsam Deiner Augen

Kann leicht die Wunde heilen."

— "Ach, stillt das Blut!" fiel Franziska ein.

"Es sei, mein Stern, da es Euer Augen verlegt."

Der Stolze hatte seinen Rock ausgezogen und die Wunde bloß gelegt, die sich am Vorderarme befand und nicht tief war.

Er saugte sie eine Zeitlang aus, wusch sie mit Acajou-Wein, riß ein Palmenblatt ab, mit dem er sich geschmückt hatte, und verband sie damit sorgfältig.

— „Fürchtet Ihr nicht, daß die Wunde durch die Bewegung und die Wärme schmerzhafter werden könne?“

„Vielleicht!“ antwortete der Stolze; „was aber auch geschehen möge, hier können wir nicht bleiben.“

— „Aber auch nicht in Deine Hütte gelangen; wenn der Lieutenant die Wahrheit sagte, ist es eben so gefährlich umzukehren, als nach dem Pimentberge weiter zu gehen; denn vor und hinter uns befinden sich Ansiedler.“

„Wir dürfen also weder vor- noch rückwärts gehen, sondern müssen an dem Flusse weiter hinauf ziehen,“ sprach der Boucanier.

— „Dann werden wir die Ansiedler zur Rechten und zur Linken haben.“

„Bis wir über die Eselsrückenspitze hinweg sind, die sie nicht erreichen können, da sie den Weg nicht kennen. Wir erreichen so die Hütten der Alluagen, wo wir so sicher sind wie auf dem Pimentberge.“

— „Das wird ein langer und beschwerlicher Weg sein!“ sprach Jean mit einem besorgten Blicke auf seine Frau.

„Was liegt daran, wenn er sicher ist?“ fiel diese rasch ein; „besorge Dich nicht um mich, Jean; meine Kräfte sind zurückgekehrt und ich werde Euch ohne große Mühe folgen können.“

„Hat unsere Göttin nicht ihren Beller?“ sprach René. „Ihr könnt Euch auf Dienstag verlassen; er hat einen sicherern Tritt als das Lieblingsmaulthier der Königin von Spanien. Nur jetzt werden wir ihn, der Nähe der Ansiedler wegen, vorausschicken müssen, damit er recognoscire. — Heba, Dienstag!“ setzte er hinzu; „voran und paß' auf, Dickter, denn es geht Dir an den Speck.“

Das Thier kam aus dem Verstecke heraus, das es dem Lieutenant verborgen hatte. Der Stolze und seine Begleiter folgten ihm und sie gingen von neuem durch das Dickicht hindurch.

Die Nähe der Ansiedler nöthigte sie, ganz in der Stille dem fetten Dienstag nachzugehen, der ebenfalls vorsichtiger vorwärts schritt, als man von einem Geschöpfe seiner Art erwarten konnte.

So gingen sie fast zwei Stunden lang immer höher aufwärts, ohne auf etwas zu stoßen. Sie hatten einen oben abgeplatteten und von tiefen Schlünden umgebenen Felsen erreicht, zu dem man nur auf einem schmalen Pfade gelangen konnte. Dieser einzelne Felsen glich einem Pfeiler, der den Weg zu tragen hatte, welcher die benachbarten Höhen mit einander verband. Raum waren sie über die Hälfte dieser Felsenplatte hinweg, als Dienstag mit einem Male zurückwich. Die Flüchtigen blieben stehen.

„Was giebt es, Dickter?“ fragte der Stolze.

Der Eber grunzte.

Der Boucanier winkte Jean und Franzisca sich zu verbergen, während er vorsichtig weiter vortrat. Am Rande der Platte erblickte er eine Abtheilung der Ansiedler auf dem Wege, auf welchem sie selbst weiter gehen wollten. Sie waren nicht weit mehr entfernt und mußten, da sie schnell vorschritten, in einigen Minu-

ten an der Stelle sein, wo der Boucanier mit seinen beiden Gefährten sich befand. Bei der geringen Ausdehnung der Platte und dem ärmlichen Gestrüpp, das daselbst wuchs, konnten sie nicht hoffen, den Blicken derer zu entgehen, die darüber hinwegschreiten mußten. Umzukehren war gleich unmöglich. Der Stolze übersah sogleich die ganze Größe der Gefahr. Er blickte sich besorgt um, maß die Entfernung, in welcher sich die Ansiedler noch befanden, eilte zu seinen Gefährten und zog sie schnell nach dem Rande des Felsens hin. Die Höhe desselben an dieser Stelle war nicht eben bedeutend und man konnte leicht hinabsteigen; doch sah der Boucanier mit argwöhnischem Blicke in die Schlucht unten hinab. Er winkte seinem Eber, der hinunterglitt, aber unten sogleich tief einsank.

„Das dachte ich mir,“ sagte der Stolze; „es ist ein Sumpf; schnell weiter.“

— „Und Dienstag?“

„Der ist in seinem Elemente,“ antwortete der Boucanier, „und ich glaube fast, er hat Genossen seiner Art gewittert. Aber mach' schnell, Jean, wenn Du nicht mit dem Gewehre des Serzgenten Bekanntschaft machen willst.“

Sie gingen rasch an der Seite der Felsenplatte hin, die Blicke immer auf die Schlucht unten gerichtet, bis ihnen eine Veränderung in der Vegetation das Ende des Sumpfes anzeigte. Leider war an dieser Stelle die Höhe bedeutender und die glatte Seite des Felsens machte jeden Versuch, da hinunter zu kommen, unmöglich. Der Stolze fing schon an zu verzweifeln, als er am Rande einen Büschel Lianen bemerkte, deren biegsame Zweige von dem Gipfel des Felsens bis in die Schlucht hinunterreichten. Mit einer freudigen Bewegung wendete er sich an die Normännin.

„Seid Ihr bisweilen in den Kielraum eines Schiffes hinuntergestiegen?“ fragte er.

— „Oftmals,“ antwortete Franzisca.

„So kommt.“

Und er trat zu der Liane und faßte einen Zweig mit jeder Hand. Franzisca that dasselbe. Jean, der die Absicht des Boucaniers errathen hatte, stellte sich an die andere Seite, so daß sich die junge Frau zwischen beiden befand und von ihnen gleichsam gehalten wurde.

„Nun stemmt die Füße an den Felsen und laßt Euch an der Liane daran hinuntergleiten,“ fuhr der Stolze fort; „besonders aber fürchtet Euch nicht, denn Ihr könnt nur auf uns fallen.“

— „Ich bin bereit,“ sagte Franzisca mit fester Stimme.

Der Stolze und Jean begannen hinabzusteigen und die junge Frau folgte. So kamen alle drei ohne Unfall unten an, wo sie sich schnell in dem Dickichte versteckten.

Raum hatten sie zwanzig Schritte in demselben gethan, als sie Wassergläser hörten. Sie blieben stehen. Das Detaschement zog oben auf dem Wege, den wir bereits erwähnt haben, vorüber. Sie wollten sich hinter einem Gebüsch von Rothholz verbergen, aber mit einem Male ließ sich ein gellender Schrei fast unter ihren Füßen hören und ein Vogel flog auf.

„Verflucht!“ murmelte der Stolze; „es ist eine verdamnte Seele.“ *)

— „Was?“ fragte Jean.

„Sie wird uns verrathen.“

— „Wie so?“

„Horch!“

Der Vogel schwebte wirklich, statt sich zu entfernen, fortwährend über den Bäumen, die die Flüchtigen verbargen, und schrie unablässig dabei. Sie versuchten, unter dem Gebüsch sich hinzuschleichen, aber die verdamnte Seele blieb immer über ihnen und schrie nur um so mehr.

Die Ansiedler wurden endlich aufmerksam. Einer davon legte sein Gewehr an, als wollte er nach dem Vogel schießen; der Sergent hielt ihn aber zurück und trat an den Rand des Weges oben vor. Er folgte aufmerksam den Bewegungen der verdamnten Seele, die immer über denselben Bäumen schwebte, dann wendete er sich an seine Kameraden und schien denselben eine Rathmaßung mitzutheilen; sie beriethen sich unter einander. Man konnte an ihren Geberden leicht erkennen, daß jeder einer andern Meinung war. Endlich schien jedoch die Rathmaßung die Oberhand zu bekommen, denn aller Augen wendeten sich nach der Seite, wo die Flüchtigen verborgen waren, und einige Hände deuteten nach den Bäumen, die denselben als Versteck dienten.

Man kann sich denken, mit welcher Angst Franzisca und Jean allen diesen Bewegungen folgten. Die Höhe des Weges hielt sie für den Augenblick allerdings gesichert, aber der Sergent konnte, wenn er zurückging, ihnen den weitem Weg abschneiden und leicht bis zu ihnen gelangen. Riffot dachte wahrscheinlich auch daran, denn er ließ einige seiner Leute an Ort und Stelle zurück und lehrte mit den übrigen um, damit er den Sumpf umgehe.

Die Vertikalität machte es ganz unmöglich, den Nachsuchungen zu entgehen. Der Stolze überzeugte sich mit einem Blicke davon und zeigte es seinen Gefährten an. Franzisca warf sich weinend in die Arme Jeans.

„In einer Viertelstunde werden sie um den Sumpf herum sein,“ bemerkte der Boucanier, „und man wird uns fangen wie Turteltaubchen im Neste.“

— „Und giebt es kein Mittel mehr zur Flucht?“ fragte die junge Frau in Verzweiflung.

„Keines.“

— „Können wir uns nicht vertheidigen?“ fiel Jean ein.

Der Stolze warf ihm einen neugierigen Blick zu.

„Daran also denkst Du?“ fragte er.

— „Hätte ich nur eine Waffe?“

„Könntest Du Dich der Pistolen bedienen?“

*) Verdamnte Seele oder englische Seele ist der Name, den die ersten Ansiedler einem Vogel gaben, dessen Geschrei ihre Hinterhalte im Walde verräth.

— „Sieh her!“ entgegnete der Seemann sogleich.

Der Boucanier reichte ihm beide.

„Um Gottes Willen, was wollt Ihr thun?“ fragte Franzisca erschrocken.

— „Nichts, meine Schöne,“ antwortete der Boucanier, der den Hahn an seinem Gewehre gespannt hatte; „wir wollen ihnen bloß ein kleines Lied zweistimmig zur Zerstreuung vorsingen. Jean, sieh nach dem Zündkraute.“

„Der Widerstand wird ganz vergeblich sein,“ meinte Franzisca.

— „Warum, meine Königin? Nichts ist für den zu schwer, welcher für Euere Reize kämpft.“

„Jetzt sind sie unten und fangen an, um den Sumpf herumzugehen,“ fiel Jean ein.

— „Mögen sie kommen!“ entgegnete der Boucanier; „ich stehe für den ersten, der in das Dickicht tritt. Ihr aber, meine Schöne, stellt Euch hinter diesen Stamm.“

„Nein,“ entgegnete Franzisca entschlossen, indem sie ihre Arme um Jean schlang; „mein Platz ist neben ihm.“

— „So legt Euch wenigstens vor ihm nieder, damit die Kugeln über Euch hinweggehen. Und Du, Jean, schone das Pulver und schieße nur auf Commando.“

Alle drei schwiegen und man hörte nichts als die regelmäßigen, immer näher kommenden Tritte der Ansiedler.

„Horch!“ sprach Franzisca plötzlich, als sie nach dem Sumpfe hin eine Art Tritte und ein Rascheln in dem Gebüsch hörte.

— „Es ist der Dienstag, der Wild gefunden hat und sich an der Jagd ergötzt, während wir hier festgehalten sind und uns unserer Haut wehren müssen.“

„Seht, seht, alle Bambusgebüsch bewegen sich!“

— „Wahrhaftig! Er muß ein ganzes Volk von seines Gleichen aufgetrieben haben.“

„Sie kommen aus dem Sumpfe heraus.“

— „Da, wo der Sergent sich befindet?“

„Seht, er treibt sie vor sich her.“

Eine Heerde von zwei bis dreihundert wilden Schweinen stob wirklich, verfolgt von Dienstag, nach der entgegengesetzten Seite hin.

Bei diesem Anblicke machten die Ansiedler Halt; alle Gewehre wurden zu gleicher Zeit angelegt und sechs Schüsse knallten. Der Sergent wollte seine Leute zurückhalten, aber die Beute war zu schön und die Versuchung zu lockend für Halbverhungerte, denen die Jagd seit mehreren Monaten unter sagt war. Sie luden ihre Gewehre wieder, gingen auseinander und verfolgten einzeln die Schweine, die sich nach verschiedenen Richtungen hin zerstreuet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

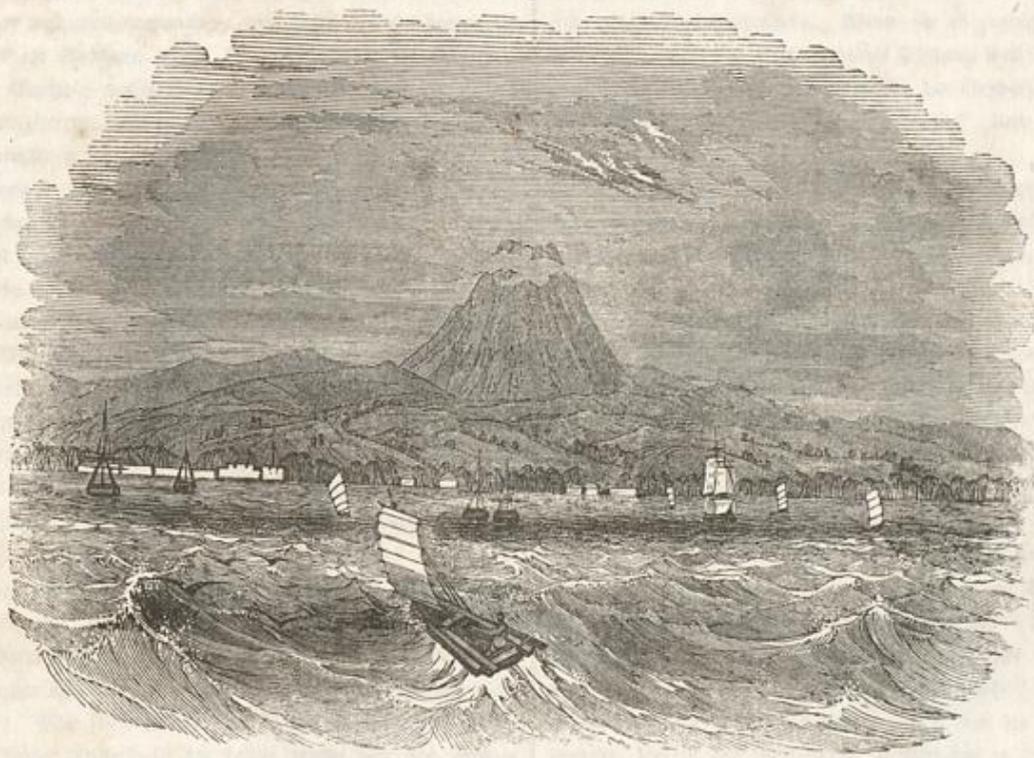
N^o 21. für die elegante Welt. 1841.

Die Insel Ternate.

Ternate (den neuesten, von Holländisch-Indien erhaltenen Berichten nach, durch ein Erdbeben völlig verwüstet) ist die nördlichste und wichtigste der Moluckischen Inseln. Sie mißt etwa sechs Meilen im Umfange und besteht aus einer Hügel-Gruppe, von deren Mitte sich ein gewaltiger, pyramidenartig gestalteter Vulkan erhebt. Um den Gipfel des letztern hängt fast immerwährend eine dicke schwere Wolke, theils vom Rauche des Berges selbst, theils von den Dünsten herrührend, welche aus den Thälern emporsteigen und sich um das Haupt des Vulkans versammeln, bevor sie als Regen herabfallen. Zuweilen wird diese Wolke von Licht-Blitzen erleuchtet, welche um den Rand des Kraters spielen, begleitet von Auswürfen rothglühender Steine, die mehr als einmal die umliegenden Dörfer und Pflanzungen in Asche verwandelt haben. Vorzüglich des Nachts und während des stürmischen Wetters der Aequinoctien entfaltet dieser Vulkan seine

Macht und erinnert die Bewohner der Insel durch furchtbares Gebrüll, auf welchem unsichern Boden sie ihre Wohnstätten aufgeschlagen.

Der Berg von Ternate war vor der oben erwähnten Katastrophe auf allen Seiten mit dichten Forsten bedeckt, welche nebst der Leppigkeit des Unterholzes, der Steilheit der Felsen und der Menge von Klüften und Spalten, die zu dem brennenden Ofen in der Tiefe hinableiten, nicht zu erwähnen der wilden Eber, der Schlangen und anderer schädlichen Thiere, die hier haufen, das Erklimmen des Kraters zu einem äußerst schwierigen und gefährvollen Unternehmen machten. Einem holländischen Lieutenant gelang im Jahre 1686 zuerst der Versuch, den Berg zu ersteigen; oben hörten die Bäume auf und an ihre Stelle trat eine Art Rohr; es war sehr kalt und mit Lebensgefahr warfen die Wanderer einen Blick in den tobenden, donnernden, mit Dampf angefüllten Feuerchlund; sie können die Furchtbarkeit desselben nicht schrecklich genug beschreiben; der Gipfel ist mit Asche



(Ansicht der Insel Ternate, nach einer Original-Zeichnung.)

bedeckt. Von den Felsen am Fuße des Vulkans rieseln zahlreiche Flüsse und Bäche mit frischem Wasser hinab und ergießen sich in die See; sie befruchten das Land und erhöhen die Anmuth der schattenreichen Waldungen.

Gewürze sind die Stapel-Artikel der Molucken und lange waren diese Inseln als das eigentliche Vaterland der geschätztesten Gewürze bekannt, und ob sie gleich von den westlichen Handelsvölkern erst spät besucht wurden, so waren doch schon lange Fabeln und Sagen von ihnen im Umlauf. Die Eingeborenen lernten den Werth der Muskatennuß- und Nelkenbäume erst durch die Araber kennen, die den Anbau derselben in Aufnahme brachten. Indes hatten doch die Holländer bei ihrer ersten Ankunft viele Mühe, hinreichende Vorräthe zu erhalten; die Einwohner unterließen es, sie zu sammeln, weil die Könige den Unterthanen die Früchte abnahmen und sich allen Gewinn davon zueigneten. Um den Alleinhandel mit diesen Erzeugnissen sich desto mehr zu sichern, suchten die Holländer ein System durchzuführen, das einen unfehlbaren Erfolg versprach, wenn es ausgeführt werden konnte; sie wollten nämlich den Bau derselben auf einige Inseln beschränken, die ihnen ganz unterworfen waren; sie schlossen daher um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit den einheimischen Fürsten Verträge, daß alle Nuß- und Nägeleinbäume ausgerottet werden sollten; dafür erhielten sie Pensionen, zu Valentin's Zeit der Herrscher von Ternate 6400 Rthlr., der von Tidor 200, der von Matjan 2000 Rthlr. u. s. w. Allein bei der großen Anzahl von Inseln war es, trotz der strengsten Aufsicht, unmöglich, den Zweck vollkommen zu erreichen, ob sie gleich sogar von mehre-

ren Eilanden selbst die Bewohner vertrieben und in den umgebenden Gewässern zur Verhütung des Schleichhandels beständig Fahrzeuge kreuzen ließen.

Die Frauen höheren Ranges gehen selten aus. Sie sind stolz auf ihr langes, schwarzes Haar, welches sie mit wohlriechendem Oele bestreichen und flechten oder in Locken ordnen, je nach ihrem Gefallen. Ihre Züge sind im allgemeinen angenehm und zeugen von sanftem Charakter. Indes meinen Einige, daß das weibliche Geschlecht dem männlichen, was Wuchs und persönliche Reize anlangt, nachstehe. Die Augen beider Geschlechter sind groß mit langen Augenbrauen, die sie, so wie die Wimpern, schwarz färben. Die Hautfarbe der Männer ist ein Gemisch von Gelb und Bräunlich. Sie sind stark und dem Kriege sehr ergeben. Ihr Haar wird zeitig grau, aber sie erreichen meist ein hohes Alter. Gegen Fremde sind sie höflich und gefällig, werden aber bei längerer Bekanntschaft zubringlich und lästig. Man beschuldigt sie der Eifersucht, Neigung zu Betrügereien und Falschheit im Verkehr; endlich des Stolzes und des Undanks.

Der Capitain Frosch.

Schwerlich hätte man das Patent zu sehen bekommen können, nach welchem sich Jerome Harbour — den wir wie andere Leute Frosch nennen werden — Capitain nennen ließ. An den Küsten des Canals, von Cherbourg bis nach Saint-Vallery und weiter noch hat Niemand einen Jerome Harbour gekannt; von dem Capitain Frosch aber hat sicherlich Jedermann dort gehört. Sein

Dheim, ein ehrlicher Weber in Bannes, sagte auf dem Sterbebette zu ihm: „ich vermache Dir 20,000 Fres., redlich verdientes Geld, unter der Bedingung, daß Du sie in dem Hanfhandel anlegst, im Leinwandhandel oder in . . .“ Der alte Dheim starb, ehe er die Reihe der Bedingungsclauseln vollenden konnte, so daß der Neffe das Recht zu haben glaubte, ohne sein Gewissen als Erbe zu verletzen, sich um keine jener Bedingungen zu kümmern und den 20,000 Fres. eine Bestimmung nach eigener Wahl zu geben. Obgleich Jerome Harbour damals erst vierundzwanzig Jahre zählte, so hatte er doch bereits vierzehn auf dem Meere zugebracht. Anfangs war er Schiffsjunge gewesen, dann war er Matrose geworden und Matrose geblieben. An diesem Grenzpunkte blieb er stehen, denn er ist für die Seeleute, die nicht die Theorie mit der Praxis verbinden, fast immer unübersteiglich. Seine Kellern forderten ihn allerdings wohl hundertmal auf, Mathematik zu studiren, damit er sein Examen machen könne; aber er hatte immer einen Vorwand gefunden, jedes ernste Studium von sich abzuweisen. Er war also nichts als ein Matrose, aber ein ganzer, ein vollendeter, der unter allen Breiten geschifft, dem Wechsel aller Climate getrost hatte, die Strapazen und Entbehrungen mit Gleichgiltigkeit ertrug und ebenso geeignet war für den harten Dienst des Wallfischfanges in dem Polargebiet, als mit der Streitart in der einen Hand, mit dem Pistol in der andern ein Schiff zu ankern.

Wenn wir ihn einen vollendeten Matrosen nennen, so meinen wir nur seine körperliche Kraft, seine practischen Kenntnisse und seinen Muth; ernste Fehler verringerten einige seiner guten Eigenschaften. Er spielte viel, vertrank alles, was er nicht im Spiele verlor und was er gewann, und hatte überdies das größte Laster, das ein Seemann haben kann, er haßte die Disciplin. Das Wort Capitain wollte ihm durchaus nicht über die Lippen gehen. Nur zitternd griff er an seinen Wachstuchhut, wenn er seine Vorgesetzten jeden Grades grüßen mußte. Wie oft war er in Ketten gelegt worden, weil er den Respect aus den Augen gesetzt hatte oder ungehorsam gewesen war! Der Seemann war in seinen Augen der Matrose; alle Uebrigen zählten nicht. Wer zieht die Segel ein im Sturme? fragte er; wer zieht die vom Eis erstarrten Tau? Wer dreht auf dem Ankerplage das Rad der Winde? Wer windet den Anker aus dem Meeresgrunde herauf? Wer hält mit fester Hand das Steuer? ist es nicht der Matrose? Es würde ganz vergeblich sein, hätte man ihm bemerklich machen wollen, daß ohne die Wissenschaft des Capitains die Segel, die Tau, das Steuer und der Anker zweck- und nutzlos gehandhabt werden würden; er würde nicht darauf gehört, sich gestellt haben, als verstehe er es nicht.

Zur Zeit als er die 20,000 Fres. von seinem Dheime, dem Weber, erbt, eine in der Bretagne und der Normandie ungeheure Summe, hatte Frankreich fast mit der ganzen Welt Krieg; es war 1802 oder 1803. Der Augenblick war für den Handel nicht eben günstig. Wie sollte Jerome die 20,000 Fr. anlegen? Nach einem einjährigen Aufenthalt am Lande wurde ihm das müßige Leben zur Last. Jeden Tag nahm übrigens die Zahl seiner Müs-

sigkeitsgefährten ab. Einige gingen zur großen Armee, andere nahmen Dienste auf den Kriegsschiffen.

Da er in einer kleinen Seehafenstadt wohnte, so hörte er fast jede Stunde von den zahlreichen Preisen sprechen, welche die englischen Corsaren machten und welche die französischen Corsaren in die Häfen des Canals brachten. Alle diese Erzählungen entzündeten seine Phantasie. Die Engländer zu schlagen, an ihnen Vergeltung, schreckliche Vergeltung zu üben, mit Flintenschüssen schöne Waaren zu gewinnen — welches herrliche Leben! dachte er bei sich.

Es war wirklich ein schönes Leben, die Moral bei Seite gesetzt, das Leben der Corsaren während der schrecklichen Kämpfe Frankreichs mit England. Von dem Mittelmeere bis nach China war das Meer mit leichten Fahrzeugen bedeckt, die mit einer unerhörten Kühnheit, mit einer Rabengier die mit Pfeffer, Kaffee, Zeugen, Zucker, Schildkrot oder Gold beladenen Schiffe angriffen, sie nahmen und mit Hurrah, mit Sieges- und Freudengeschrei hinter irgend einen Felsen zogen, wo die Beute getheilt wurde. Der Capitain, wenn er zugleich Eigenthümer des Schiffes war, erhielt ein Drittel von der Priße, die Mannschaft bekam das zweite und das dritte gehörte nicht immer dem Staate. Das ausgeleerte Schiff wurde sodann verbrannt oder versenkt und aus der besiegten Mannschaft wurde, was Gott wollte. Wurde das Schiff in der Nähe befreundeter Küsten weggenommen, so machte man die Mannschaft zu Gefangenen, wenn man sie nicht an der ersten besten Küste aussetzte, um nutzlose und wegen ihrer Zahl häufig gefährliche Menschen nicht zu lange ernähren zu müssen. Es war Krieg.

„Dieses Gewerbe sagt mir zu,“ dachte Jerome Harbour bei sich, „das Corsarengewerbe. Wenn ich es ergreife, handele ich auch nicht gegen den Willen meines Dheims, weil der gute Mann den Mund schloß, bevor er die Reihe der Beschäftigungen aufzählte hatte, unter denen ich wählen sollte.“ Und die Wahl war entschieden.

Er suchte zu dieser gefährlichen Industrie weder ein schönes noch ein neues Schiff. Die wesentlichen Eigenschaften desjenigen, welches seinen Ansichten entsprach, waren: wenig Fläche darzubieten, lang zu sein, das Meer bei jedem Wetter zu halten, die Wogen mit Leichtigkeit zu durchschneiden, wenig Wasser zu brauchen, um so nahe als möglich an die Küsten kommen zu können, wie der Wind zu segeln für die, welche schnell fahren, und wie der Blis für die, welche wie der Wind schiffen. In jener Zeit des gelähmten Handels waren die Schiffe nicht theuer; die Häfen lagen voll von Fahrzeugen aller Art und sie verfaulten daselbst. Jerome betrachtete sich eines von ziemlich gutem Aussehen, das nicht zu alt war, aber doch dem Meere mit einiger Erfahrung trotzen konnte. Es war eine ungewöhnlich lange Soelette, spitzig wie ein Fischkopf, die von einem Kinde geschaukelt werden konnte. Er wurde mit dem Eigenthümer bald einig, den der Krieg ruiniert hatte, und erhielt die Soelette für 15,000 Fres. Während er um einen Kapverbrief nachsuchte, d. h. um die gesetzliche Erlaubniß, Corsar und nicht Pirat zu sein, ließ er die Soelette, die schon an sich wenig über das Wasser ragte, noch niedriger machen,

und das Mastsystem ändern. Sie wurde dadurch, daß sie einen Mast und ihr Niveau verlor, ein Cutter, ein höchst schlankes Schiff, das die Engländer mit Recht cutter, d. h. Schneider, nennen. Mit solchen Schiffen „durchschneidet“ man das Wasser.

Die Schnelligkeit, welche dem Schiffe Jeromes gegeben wurde, hatte ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Das Verdeck konnte fast nie trocken sein. Er vervollständigte sein Fahrzeug durch ein Segelwerk, das die kühnsten Schiffer in Schrecken setzte. Es bestand in einem einzigen Segel von ungeheurer Länge. Sobald es ausgespannt wurde, neigte sich der Cutter von einer Seite auf die andere wie eine Wiege. Ein solches Fahrzeug verdiente mit vollem Rechte den Beinamen, den ihm die vorsichtigen Seeleute gaben; sie nannten es in bezeichnender Ironie: der Frosch, weil es bald in das Wasser tauchen würde. „Es mag sein! Ich werde es auch den „Frosch“ nennen,“ dachte Jerome Harbour bei sich. Und er ließ am Hintertheile des Cutters mit großen weißen Buchstaben auf schwarzem Grunde schreiben: Der Frosch; am Bugspriete wurde ein Frosch angeschnitten und schön grün angestrichen; Jerome selbst erlaubte, daß man ihn „Capitain Frosch“ nannte. Unterdeß kam sein Kaperbrief an und er bemühte sich nun, Mannschaft für sein Schiff zu suchen.

Jede Epoche hat ihre besondern Charaktere, welche die folgende zertrümmert, um die ihrigen ebenfalls zertrümmern zu sehen. Mit dem Kampfe Frankreichs mit England sind auch jene Seemänner verschwunden, denen die jetzigen so wenig gleichen, wenn auch der Mangel an Keckheit keineswegs zu bedauern ist.

Jerome Harbour befand sich in der Schenke und schüttelte Sechsfrankstücke in seinem getheerten Hute. „Wer will mit mir auf die Wanderschaft ziehen?“ fragte er. „Heute Abend geht „der Frosch“ unter Segel.“ Oder er sagte auch: „wer will sich mit meinem Schiffchen trauen lassen? Es ist ein hübsches Mädchen, das nichts hat, aber gute Anlagen besitzt.“

„Wer bist Du?“ fragte er nach der Reihe diejenigen, welche durch das Klingeln des Geldes angelockt wurden.

— „Ein Familienvater, der Arbeit sucht.“

„Keine Familienväter! Ich mag sie nicht. Sie fürchten immer, Wittwen und Waisen zu machen. Bleib' zu Hause. Und Du?“

— „Die Engländer haben meinen Bruder erschlagen...“

„Schon gut! Schon gut. Tritt hinter mich, Du bist Matrose auf dem „Frosche“ Und Du?“

— „Ich stehe nicht gut mit der Regierung.“

„Du bist ein Deserteur?“

— „Ja, Capitain Frosch.“

„Weiter nichts?“

— „Vor der Hand nicht.“

„Da sind 40 Fres. An Bord! Und Du mit dem Pflaster auf dem Auge?“

— „Capitain, ich weiche der Polizei aus.“

„Du willst nicht zur Fahne?“

— „Ja, Capitain.“

„Komm, mein Lamm, komm an Steuer- und Backbord meiner Backen und empfang die Umarmung. Du hast die Ehre, zu der Mannschaft des Frosches zu gehören. Und Du da unten, was verstehst Du?“

— „Ich war Zahlmeister am Bord eines Staatschiffes, die Spitzbuben beschuldigten mich aber...“

„Das wirst Du mir später erzählen. Ich setze Dich in Dein Amt wieder ein am Bord des Frosches; aber sobald Du einer Null ein Schwänzchen anhängst, um eine Neun daraus zu machen, schlage ich Dir den Kopf herunter, um Dich zu einer Null zu machen.“

Alle Flaschen, alle Krüge und Gläser klrerten von dem ungeheuern Gelächter, das diese Bemerkung des Capitains Frosch veranlaßte.

Seine Wanderung durch die Schenken verschaffte ihm, ehe es Abend wurde, eine Mannschaft, welche der hohen Mission vollkommen würdig war, für die er sie bestimmte.

Als alle Matrosen, von denen der sanfteste einen Bär beunruhigt haben würde, an Bord waren, stellte er sie um sich her und sprach also zu ihnen: „ich habe Euch Geld gegeben, war aber eigentlich Euch nichts schuldig; die Matrosen, die auf ein Corsarenschiff gehen, werden, wie Ihr wißt, nur von der einen und untheilbaren Vorsehung bezahlt. Wer nimmt, hat; wer hat, behält. Euer Lohnung ist Euer Antheil an den Preisen, Euer Preise schwimmen unter dem Horizonte, wo wir sie suchen werden. Aus Rücksicht aber auf Euer so unverdiente Noth, habe ich Euch ein Paar Pfaster als Gratification gegeben, damit Ihr Euch Tabak, Branntwein und einige Gegenstände der Toilette kaufen könnt, ohne welche solche Leute wie Ihr unmöglich reisen könnt. Dieses Schiff ist Euer Haus; hier liegt Euer Garten, er ist grün wie eine Wiese; auf diesem Verdecke werdet Ihr Euch schlagen, Euer Stück machen oder sterben, alles wie es Gott gefällt, vielleicht in einem Monate, oder morgen, wenn er es will.“

„Das Segel gespannt!“ rief darauf der Capitain Frosch.

— „Nach Westen oder West ein Viertel West?“ fragte der riesenhafte Steuermann, dessen bloße Füße auf dem Verdecke klappten wie die Löwenfüße an unsern Möbeln.

„Nach dem Golde zu!“ antwortete der Capitain Frosch, dem diese Antwort den Beifall aller seiner Leute erwarb.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 22. für die elegante Welt.

1841.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

Die oben auf dem Wege Zurückgebliebenen, die alles gesehen hatten, eilten ebenfalls hinzu, um ihren Theil von der Beute zu erhalten, und verschwanden bald in dem Gebirge. Man hörte Schüsse, anfangs in geringer Entfernung und zahlreich, dann seltener und weiter hin, bis man endlich gar nichts mehr vernahm und die gewöhnliche Stille das Ende der Jagd verkündigte.

Die Flüchtigen hatten diese ungehoffte Diversion benutzt, um ihr Versteck zu verlassen, und die „verdammte Seele“ war durch die Schüsse verschreckt worden. Leider konnten die Fliehenden ihren Weg nicht fortsetzen, ohne sich einer neuen Begegnung mit den Ansiedlern auszufegen, die um so schwerer zu vermeiden waren, da sie sich zerstreuet hatten. Die Gefahr war also noch keineswegs vorüber.

Der Boucanier erklärte endlich, daß es das Sicherste sei, die Nacht abzuwarten, weil man dann am leichtesten der Schaar des Sergenten werde entgehen und an die andere Seite des Gebirges gelangen können. Sie begaben sich deshalb in den unzugänglichsten Theil des Gebirges und blieben da, um das Ende des Tages zu erwarten.

13.

Wir haben in dem vorhergehenden Capitel gesehen, wie die Ansiedler in ihrem Jagdeifer sich auf den Plateaus zerstreuet hatten. Als der Sergent, der sie anfänglich zurückhalten suchte, sich verlassen sah, verfolgte er ebenfalls einen Trupp wilder Schweine.

Um diese Zeit glich diese Jagd nicht mehr jener, die ein damaliger Schriftsteller so anmuthig geschildert hat. Die Jäger, die keine Hunde hatten, setzten sich den Hauern der wilden Schweine nicht aus und griffen dieselben nur aus der Ferne an; auch war die Verfolgung deshalb minder gefährlich, aber langwieriger. Viele Kugeln wurden vergebens verschossen, viele trafen das Thier, ohne daß es stürzte. Man wird sich deshalb nicht wundern, wenn die Ansiedler, die zu schnell getrennt worden waren, als daß sie sich über einen Sammelplatz hätten berathen können, nicht wieder zusammentrafen.

Der Pater Joseph, der an der Jagd keinen Antheil nehmen konnte, weil er kein Gewehr hatte, war doch eine Zeitlang den

Jägern gefolgt; endlich blieb er auf einer holzlosen Stelle zurück, weil er hoffte, daß sie dahin zurückkommen würden, die Nacht trat aber ein, ohne daß sie sich einfanden. Da beschloß er, allein an den Ort zurückzukehren, wo das plötzliche Erscheinen der Schweine das Detaschement zerstreut hatte; aber auch hier fand er Niemanden.

Die Sonne war bereits hinter den großen Felsenacken verschwunden, das Thal lag in tiefem Schatten und der Wind erhob sich. Die Verlegenheit des Mönches wurde eine ernstliche. Er blickte um sich, besorgt und unwillig zugleich darüber, daß keiner von den Leuten zurückkam, als er im Schatten eine Gestalt zu erkennen glaubte. Aber je näher sie kam, um so undeutlicher wurde sie. Es war eine schwarze Masse, die keinem bekannten Wesen anzugehören schien. Ob er gleich an der Gestalt weder Arme noch Beine sah, so trug sie doch eine Flinte und kam wankend näher. Endlich als sie ganz nahe war, glaubte der Mönch im ersten Sternenshimmer die Gestalt des Sergenten zu erkennen, wenn er sich auch keine Rechenschaft von der seltsamen Veränderung ablegen konnte, die mit demselben vorgegangen war.

Es war wirklich Riffot, der auf der Jagd glücklich gewesen war und ein ganzes Schwein brachte. Er hatte, nach der Gewohnheit der Jäger, das Thier ausgeweidet, in der Mitte desselben ein Loch gemacht und durch dieses den Kopf gesteckt, so daß vor und hinter ihm eine Hälfte des Schweines hing.

In der Nähe des Mönches bückte er sich, zog den Kopf mit Anstrengung heraus und warf seine Last ab.

„Beim Himmel, Ehrwürdiger, seid Ihr allein?“ fragte er.

— „Ja,“ antwortete der Mönch.

„Die Leute haben sich von der Nacht überfallen lassen und wir werden sie höchstens morgen früh wieder zusammensinden.“

— „Dir kam es zu, sie zusammenzuhalten,“ bemerkte der Pater Joseph.

„Wer mag sie halten, wenn sie Speck wittern!“ rief Riffot.

— „Und der Gefangene?“

„Den werden wir schon wieder finden. Es kommt ja nichts darauf an, ob der Herr de l'Olive seinen Todten und der Lieutenant seine Lebendige einen Tag früher oder später bekommt. Sind wir doch in dem Gebirge; ich sehe kein großes Unglück, wenn wir einige Zeit dableiben.“

— „Vergißest Du, daß jener Mann und jene Frau entfliehen

können, daß der Herr Gouverneur Dich verantwortlich gemacht hat, daß Du, wenn Du sie nicht zurückbringst..."

„Gehängt wirst statt des andern,“ vollendete Riffot; „ich weiß es, und werde deshalb auch meine Maßregeln darnach nehmen. Wenn ich den Normann nicht finde..."

— „Nun?“

„'s ist gut, Ehrwürden; ich habe so meinen Gedanken, behalte ihn aber für mich. Was aber geschehen möge, essen müssen wir, denn ich habe gewaltigen Hunger. Was meint Ihr zu diesem Wildpret?“

Der Mönch, der ebenfalls Hunger spürte, warf einen Blick der Bewunderung auf das fetteste Schwein.

„Betrachtet nur das Fleisch,“ fuhr Riffot fort, indem er eine Seite aufschlug; „wenigstens zwei Zoll hoch Speck.“

— „Das Thier ist von Gott gesegnet worden,“ entgegnete der Mönch; „Du wirst es nicht allein essen können, mein Sohn.“

„Das weiß ich nicht, mein Vater; ich habe seit drei Jahren einen verbissenen Hunger; mit einem solchen könnte ein Stück Schwein mit Boucan einem Todten Appetit machen. Was übrig bleibt, kann ich später brauchen; in den Pflanzungen wird es uns nicht so wohl.“

Dabei hatte Riffot Feuer angezündet. Er schlug um dasselbe her vier Pfähle ein, vereinigte sie durch Zweige, legte das Schwein auf diese Art „Rost“ (Boucan) und bald verbreitete sich ein angenehmer Bratengeruch.

Der Vater Joseph hatte sich einige Schritte davon niedergesetzt und sah allen diesen Vorbereitungen von der Seite zu. Dessenbar hatte der lockende Braten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, aber er stand mit dem Sergenten nicht freundschaftlich genug, um sich zuzulangen zu können, ohne dazu aufgefordert zu sein. Sein Stolz kämpfte lange gegen seinen Appetit; er schwieg verlegen und wartete auf eine Einladung, die er nicht veranlassen wollte. Der Pariser errieth die stolze Zurückhaltung des Mönches und nahm sich vor, sich dadurch eine Unterhaltung zu verschaffen.

„Wollt Ihr das Feuer nicht benutzen, Ehrwürden?“ fragte er mit ungewöhnlichem Wohlwollen; „die Nächte sind im Gebirge kühl.“

— „Allerdings,“ sagte der Dominicaner, indem er näher kam.

„Das Feuer wird Euch auch vor den Mücken schützen,“ fuhr Riffot fort, „denn diese Inseln sind voll von Ungeziefer, welche die Geduld eines Christen einer schweren Prüfung aussetzen.“

— „Leider!“ entgegnete der Vater Joseph, dessen übele Laune durch den Hunger sehr gemindert worden war.

„Ich habe mich oft gewundert,“ fuhr der Sergent fort, „daß ein Mann Gottes wie Ihr, der ruhig in seinem Kloster leben und sich mit seinem Seelenheile beschäftigen könnte, Frankreich verlassen und sich nach dieser verfluchten Insel begeben hat.“

— „Die Religion gebietet uns Hingebung und Aufopferung, mein Sohn,“ antwortete der Mönch, von dem scheinbaren Wohlwollen des Parisers gerührt.

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel, mein Vater; aber die Prüfung ist für Euch noch beschwerlicher als für einen Andern, denn Ihr könnt keinen der Vortheile hoffen, die man uns versprochen hat und die wir am Ende doch erlangen. Wir arbeiten für uns, während Ihr Euere Zeit und Euere Mühe für das Wohl der ganzen Colonie verwendet, so daß Ihr der Aermste seid..."

— „Es freuet mich, daß Du dies erkennst, mein Sohn.“

„Ob ich es erkenne! Man braucht ja nur die Augen aufzuthun. Seht nur her; Ihr seid der Einzige, der sich die Jagd nicht zu Ruge machen konnte, und während höchst wahrscheinlich jeder Mann des Detaschements jetzt gleich mir vor einem Boucan sitzt, wo ein Schweinviertel bratet, habt Ihr nichts als den Rosenkranz.“

— „Ich besitze wirklich nur noch einige rohe Yams.“

„Ein trübseliges Gericht, Ehrwürden. Die Yams und die Bananen wird man leicht überdrüssig wie der Ehemann seine Frau. Ihr wollt doch nicht davon Euere Abendmahlzeit halten?“

— „Ich werde genießen, was mir Gott der Herr bescheert,“ sprach der Vater mit einem Seitenblick auf das bratende Schwein; „ich hoffe alles von seiner Güte wie die Einsiedler, die seine Botten sonst in der Wüste aufsuchten.“

„Das heißt, Ihr wartet auf einen Engel?“

— „Gott findet auch anderwärts als im Himmel Diener, die mir zu Hilfe kommen werden,“ antwortete der Mönch mit Salbung.

„Ich habe große Lust, ein solcher dienstbarer Geist zu sein.“

— „Was willst Du damit sagen, mein Sohn?“ fragte der Mönch mit freudiger Nahrung.

„Ich will damit sagen,“ entgegnete Riffot, „daß man, wenn man auch ein Sünder ist, doch kein ganz hartes Herz hat, und ich wünsche, Ihr möget mein Glück mit mir theilen, da es mich heute Abend begünstigt hat.“

Das Gesicht des Dominicaners heiterte sich auf.

„Kommt näher, Ehrwürden,“ fuhr der Sergent mit erheuchelter Herzlichkeit fort; „Ihr seht das Schwein da, Ehrwürden?“

— „Allerdings, mein Sohn.“

„Auch dies Feuer ist mein.“

— „Ich bestreite es nicht.“

„Nun, mein Vater,“ fuhr Riffot großartig fort, „ich erlaube Euch..."

— „Du erlaubst mir...?“ wiederholte der Mönch lächelnd.

„Ich erlaube Euch, — Euere Yams darin zu braten.“

Der Vater Joseph, der nichts weniger erwartet hatte als diese groteske Aufforderung, fuhr zusammen; seine Augen sahen das Lächeln des Sergenten, er erröthete vor Zorn, stand rasch auf und sprach:

— „Zum Teufel mit Dir und Deinem Feuer, Nichtswürdiger!“

„Ist das der Dank eines Christen?“ fragte Riffot.

— „Dank wagst Du dafür zu hoffen?“

„Oh, ich verstehe, ich verstehe,“ sagte der Pariser, indem

er laut aufschrie; „Ihr glaubtet, ich würde Euch außer dem Feuer auch die Brühe für Euer Pataten bieten; aber warum thut Ihr den Mund nicht auf, Ehrwürdigen?“

— „Ich habe nichts gewollt und nichts verlangt.“

„Allerdings, aber ein Stück Speck würzt die Pats so gut wie eine lateinische Floskel eine Predigt. Seht einmal, die schöne Farbe, die das Fleisch da auf dem Boucan erhält.“

Der Dominicaner wendete das Gesicht ab.

„Uebrigens wußte ich nicht, daß der ehrwürdige Pater auf diese fleischlichen Erbärmlichkeiten etwas giebt,“ fuhr der Sergeant fort, „da er nur immer davon spricht, man müsse bloß an das Himmelreich denken.. Aber riecht nur, Herr Pater, wie es lieblich duftet!“

Der Mönch hielt sich die Nase zu und sah den Pariser mit einem zornigen Blicke an.

„Nun,“ sagte dieser, der seinen Degen gezogen und einen tiefen Schnitt in den Braten gemacht hatte, „keinen Groll; kostet einmal dieses Stück.“

— „Weiche von mir!“ murmelte der Mönch, indem er mit der Hand das dargebotene Stück Fleisch von sich wies.

„Seht nur, wie rosenroth! Und den Saft, Ehrwürdiger!“

— „Abrenuncio, abrenuncio!“ stammelte der Mönch, dem die Versuchung so stark wurde, daß er nicht länger widerstehen konnte.

„Da liegt es auf einem Blatte mit etwas Würze, die ich unterwegs pflückte,“ fuhr Riffot fort; „fügt etwas Citrone dazu und Ihr habt ein fürstliches Gericht.“

Das Bratenstück lag wirklich vor dem Mönche. Dieser schien zu zögern; seine Augen wendeten sich verlegen nach dem Sergeant und dann begehrt nach dem Blatte, endlich gewann der Appetit die Oberhand und er begann mit verschämter Demuth zu essen.

Riffot, der gethan hatte, als sähe er ihn nicht, so lange er mit sich selbst kämpfte, sah sich jetzt spöttisch um, schwieg aber.

Das Stück, das der Mönch erhalten hatte, war bald verzehret und der Pariser bot ihm ein zweites, das er bereitwilliger annahm. Die Flasche mit Duyeu besänftigte ihn endlich ganz und die Unterhaltung ging bald wieder in ganz freundschaftlichem Tone fort.

Obgleich ihren Vorurtheilen nach einander entgegen gesetzt, waren es der Pater Joseph und Riffot ihrer Natur nach weit weniger. Beide liebten Veränderung und Abenteuer, und wahrscheinlich würden sie durch gemeinsame Lebensweise endlich gute Freunde geworden sein. Aber es liegt einmal in den Naturen, die einander gleichen, aber doch nicht in allen Punkten sich verstehen, einander um so heftiger anzugreifen.

Nach dem Abendessen plauderten Riffot und der Pater Joseph noch einige Zeit, dann dachten sie an den Schlaf. Wahrscheinlich, meinten sie, würden die Ansiedler, die von der Nacht an verschiedenen Punkten des Gebirges überrascht worden, am andern Morgen die lichte Stelle zu erreichen suchen und es sei

also am sichersten, sie da zu erwarten und die Nacht da zu verbringen.

Diese Bivouacs im Walde waren in dem abenteuerreichen Leben der Colonie zu gewöhnlich, als daß Riffot und der Pater darüber hätten erschrecken können. Beide hüllten sich in die großen Säcke, die sie über die Brust geschlungen trugen und über das Gesicht zogen, um den Muskitos zu entgehen, deren Stiche ihnen sonst keine Ruhe gelassen haben würden, legten sich an einem versteckten Plätzchen unter die Blätter, um nicht gesehen zu werden, und schliefen ruhig ein.

Es mochte an der freien Stelle ungefähr seit einer Stunde völlig still geworden sein, als der Stolze mit Franzisca und Jean ankam. Er erkannte sogleich, daß die Ansiedler sie vor kurzem verlassen, und wollte eben seine Verwunderung darüber aussprechen, daß sie den besten Theil ihrer Beute zurückgelassen, als ein Brungen seines Ebers ihm anzeigte, daß sie nicht fern wären. Das Thier hatte Riffot und den Pater gewittert, und führte den Stolzen gerade an die Büsche, unter denen beide verborgen waren.

Der Boucanier lachte.

„Sehr gut,“ sagte er; „sie sind bei Seite gegangen, um besser zu verdauen. Sie liegen auch gar zu gemächlich da, als daß man sie stören sollte.“

— „Und wenn sie erwachen?“ bemerkte Jean.

„So werde ich sie auffordern, wieder einzuschlafen,“ antwortete der Boucanier, indem er seines Ebers Zügel losmachte; „übrigens will ich sie vor den Insekten schützen.“

— „Wie so?“

„Indem ich ihr Muskitoneß zuziehe.“

Er hatte wirklich die Säcke ergriffen und band die Oeffnung derselben mit dem Zügel fest zu. Jean und Franzisca mußten unwillkürlich lachen.

„Aber sind sie auch gewiß allein?“ fragte der erste.

— „Nach dem, was von dem Braten da übrig ist, kann man auf die Zahl derer schließen, welche davon gegessen haben,“ antwortete der Befragte; „wir finden dabei ein gutes Abendessen.“

Die Flüchtigen blickten nach dem Boucan und der Anblick des gebratenen Schweines weckte ihren Hunger, denn sie hatten seit dem vorigen Tage nichts gegessen. Die Angst der jungen Frau war aber doch noch stärker.

„In des Himmels Namen,“ sagte sie; „wir wollen uns nicht aufhalten; bedenkt, daß uns eine Stunde Zögerung in das Verderben stürzen kann.“

— „Bedenkt auch, daß eine Mahlzeit uns retten kann, meine Königin,“ antwortete der Stolze; „der Weg, den wir noch vor uns haben, verlangt Kraft und Muth, die selten mit einem leeren Magen vereinigt sind.“

„Aber wenn die Ansiedler uns finden?“

— „Unmöglich! die Ansiedler kennen die Gebirge nicht so gut, um zu dieser Zeit in denselben umherzuwandern; die Jagd hat sie übrigens zerstreut und sie werden alle, wie diese da, geblieben sein, wo die Nacht sie überraschte. Das Angenehmste für

uns ist also auch das Klügste; wir wollen uns an der Küche der Herren da etwas zu gute thun, während sie in ihren Säcken schlafen. Kommt, meine Königin.“

Bei diesen Worten ergriff er die Hand der jungen Frau und zog sie nach dem Boucan hin. Alle drei setzten sich um das Feuer, um zu essen, und die Wache wurde dem Eber übertragen, der sich neben den Säcken niederlegte.

Die Anwesenheit der beiden Feinde stößte jedoch der jungen Frau einen unwillkürlichen Schrecken ein; sie blickte unablässig dahin, wo sie lagen. Der Stolze bemerkte es und sagte:

„Seid unbesorgt, Dame meines Herzens, oder ich stoße dieses Messer in diese Säcke, um Euch von aller Angst zu befreien.“

— „Das verhüte Gott!“ entgegnete die junge Frau; „ich würde nie wieder ruhig werden, wenn ich Schuld daran gewesen, daß ein Tropfen Blut gestossen.“

„Was ist das Blut dieser beiden Glenden gegen Euerer Ruhe, Schönste der Schönen? Würden sie sich nicht glücklich schätzen müssen, Euch durch ihren Tod beruhigen zu können?“

Und er declamirte wieder eine lange zärtliche Stelle aus einem Schäferspiele.

„Hol' der Teufel Deine Verse!“ rief da Jean, der sich an die Galanterie des Boucaniers nicht gewöhnen konnte. „Wir wollen die Zeit nicht unnütz verändeln.“

Der Stolze wendete sich mit dem Gefühle beleidigter Würde ab.

— „Kennst Du die Zeit verloren, in der man den Schönen huldiget?“ fragte er. „Beim Himmel, das ist eine Kezerei, die ein nobeler Mann nicht dulden darf.“

„Still!“ unterbrach ihn die erschrockene Franzisca,

— „Was giebt es, edele Dame?“

„Seht da..“

Der Finger der jungen Frau deutete auf einen der Säcke, der zerriss und den Sergenten mit dem Degen in der Hand zeigte.

— „Riffot!“ rief der Stolze, indem er aufstand.

„René!“ entgegnete der Pariser.

— „Du bist es? Hierher!“

„Da bin ich, Better.“

— „Was sagst Du?“ sprach der Boucanier, der die Stirne in tiefe Falten zog; „hast Du meine Warnung vergessen?“

„Gewohnheit..“

— „Genug davon, jetzt antworte,“ unterbrach ihn René barsch. „Was führt Dich in das Gebirge?“

„Seht Ihr es nicht? Ich habe gejagt.“

— „Du lügst. Du suchtest den jungen Mann da, um ihn erschießen zu lassen.“

„Wer sagte das?“

— „Du hattest auch noch einen andern Auftrag.“

„Ich?“

— „Ja, Du.“

Riffot und der Boucanier sahen einander an, der erstere schlug aber bald die Augen nieder.

„Nun ja,“ sagte er, „ich sollte die Normännin zurückbringen.“

— „Und dann?“

„Dann, wenn es möglich wäre, auch für etwas Speck sorgen.“

— „Meinen Eber und mich einfangen? Keine Ausflüchte; ich weiß alles.“

„So möcht' ich wissen, wer alles ausplauderte! Ihr wißt wohl auch, daß ich entschlossen bin, nicht in das Fort zurückzukehren, wo ich einen Streich des Lieutenants fürchte? die Normännin kann es bezeugen, daß ich lange daran dachte, die Colonie zu verlassen.“

— „Das ist allerdings wahr,“ sagte Franzisca.

„Aber der Herr de l'Olive ließ uns genau beobachten; wir mußten auf eine besondere Gelegenheit warten, den Pimentberg zu erreichen.“

— „Was, Du dachtest an meine Hütte?“ fragte der Stolze.

„Allerdings.“

— „Und Du hofftest Aufnahme zu finden.“

„Als Better.“

— „Noch einmal!“ rief René mit heftiger Geberde.

„Nun, werdet nur nicht böse, Better..“

Der Stolze sprang auf und zog den Hahn an seinem Gewehre auf. Der Pariser wich zurück und Jean hielt die Waffe des Boucaniers in die Höhe.

— „Laß, laß, Normann!“ rief dieser wüthend; „sein Tod ist überdies für unsere Sicherheit nothwendig; wenn wir ihn zurücklassen, wird er zu unserer Entdeckung behilflich sein.“

„Im Gegentheil,“ unterbrach ihn Riffot; „ich will Euch sagen, wie Ihr dem Lieutenant entgegen könnt.“

— „Und wer bürgt uns dafür, daß Du uns nicht verrathen wirst?“

„Ich will Euch folgen, Bet., Herr René, wollt' ich sagen; ich will Euch überdies einen Euerer Feinde überliefern, den Mönch da.“

— „Den Pater Joseph? Wo ist er?“

„Seht da,“ sprach Riffot, indem er auf den zweiten Sack wies, an dessen Oeffnung eben das Gesicht des Dominicaners erschienen war.

Der Zorn des Stolzen steigerte sich bei diesem Anblicke noch mehr.

„Es ist der Gottlose vom Pimentberge,“ sprach der Dominicaner.

— „Er selbst, den Ihr hängen lassen wolltet und der Euch heute Euerer gute Absicht vergelten wird.“

„Jubele noch nicht, Satanssohn,“ sagte der Mönch; „der Lieutenant ist nicht fern.“

— „Ich danke für die Erinnerung, mein Vater; sie erfolgt gewiß aus reiner Menschenliebe.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 23. für die elegante Welt.

1841.

Alexandrien.

Nachdem wir eine Ansicht von Alexandrien von der Land- und eine andere von der Seeseite gegeben und die Stadt dabei

beschrieben haben, legen wir den Lesern noch eine Ansicht der Citabelle dieser Stadt vor, welche eine Vorstellung von der Stärke des Platzes geben wird.



(Ansicht der Citabelle von Alexandrien.)

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

René nahm den Sergenten bei Seite, fragte ihn über die Anordnungen, welche der Lieutenant getroffen hatte, wendete sich dann an Jean und sagte:

„Es ist Zeit, daß wir wieder aufbrechen, wenn wir vor dem Morgen ankommen wollen.“

— „Was soll aus dem Sergenten und dem Mönche werden?“ fragte der junge Mann halblaut.

„Daran wollen wir später denken; aus Vorsicht nehme ich sie als Geiseln mit.“

— „Werden sie nicht zu entfliehen versuchen?“

„Ich schwöre es,“ fiel Riffot ein.

— „Und ich werde es zu verhindern suchen,“ sagte der Dominicaner hinzu, indem er den Zügel seines Ebers bereit machte.

„Ihr glaubt meinen Worten nicht, Herr René?“

— „Ja, wenn ihnen mein Mahotstrick da zur Seite steht.“

„Was? Ihr wolltet..?“

— „Sieh her Deine Hände und mach' nicht viele Worte; die Zeit drängt.“

Er war dabei zu dem Sergenten getreten, dem er trotz seinem Widerstreben die Hände auf dem Rücken zusammen band; der Pater Joseph aber, den er eben so binden wollte, zog sein langes Messer hervor und stellte sich zur Wehr.

Der Stolge warf Jean einen Blick zu, der sich hinter den Mönch schlich, ihn an den beiden Armen faßte und so entwaffnete.

„Verräther!“ rief der Dominicaner, der sich frei zu machen suchte.

— „Sachte, sachte!“ rief ihm der Stolge zu; „nur keine

übele Laune, mein Vater! Wir wollen blos, Ihr sollt die Hände immer gefalten halten, wie es sich für einen so frommen Mann ziemt."

"Gottlose Bösewichter!" schrie der Vater im höchsten Zorne.

— "Ihr habt Recht," entgegnete der Boucanier ruhig; "wir alle sind so schlechte Christen, daß wir einen plötzlichen Tod fürchten; Ihr werdet also voran gehen, um die Kugeln und Hiebe in Empfang zu nehmen, wenn es dergleichen geben sollte."

"Ich werde nicht gehen," sagte der Mönch.

— "Seid nicht eigensinnig, Ehrwürden."

"Ich gehe nicht, sage ich."

— "Ihr wollet also zurückbleiben?"

"Ja."

— "Ihr seid dazu entschlossen?"

"Ja."

Der Stolze zog den Hahn an seinem Gewehre auf und trat einen Schritt zurück.

— "Was wollt Ihr thun?" fragte Franzisca.

"Ich will Vorsichtsmaßregeln brauchen, damit der ehrwürdige Herr nicht verrathe, wohin wir uns gewendet haben," antwortete der Boucanier mit fester Stimme.

— "Keine Gewaltthat um des Himmels Willen!"

"So gehe er!"

Die junge Frau wendete sich mit gefalteten Händen an den Mönch und bat ihn nachzugeben; einen Augenblick zögerte er;

seine zornflammen Augen blickten umher, als suche er ein Mittel zum Widerstande oder zur Flucht. Zähneknirschend ließ er den Kopf sinken.

"Nun?" fragte der Boucanier ungeduldig.

— "Ich werde mich rächen," murmelte der Dominicaner, indem er sich in Bewegung setzte.

"Sehr wohl," fiel der Stolze ein; "solche Grundsätze lieb' ich, zumal an Mönchen. Es ist sehr thöricht, sich wie eine Taube erschießen zu lassen. Und nun, heba! Dienstag! biete Delnen Rücken unserer Helena; Ihr aber, meine Bursche, marschirt brav, braucht Euere Augen und vor allem haltet das Maul!"

Alle brachen auf; der Sergent und der Mönch schritten voraus, von dem Stolzen bewacht; dann folgten Franzisca und Jean.

Die kleine Gesellschaft schritt so schnell dahin als es das Dunkel der Nacht und der beschwerliche Weg erlaubten. Die Stille wurde nur durch das Geräusch der Tritte auf den dürren Zweigen und durch das Schnaufen des Ebers gestört.

Sie erreichten endlich einen Wald von Acajous und Acomas, wo das Gehen leichter war. Der dicke Schatten der Bäume, der die Luft und die Sonne abhielt, hatte alle Gebüsche erstickt und der Fuß traf nur Moos und etwa einige Büsche langgeschossenen Farnkrautes. Aber es war auch so dunkel, daß der Stolze, weil er fürchtete, seine Gefangenen möchten entfliehen, sein Gewehr überhing, den Mahotstrick erfaßte, der beide zusammenband, und Jean und Franzisca aufforderte, ihre Schritte zu verdoppeln. Der Eber schien nur mit Widerstreben weiter zu gehen. Er schnoberte, seit er sich in dem Walde befand, und grunzte leise.

"Was giebt es, Dienstag?" fragte der Boucanier.

Der Eber antwortete durch ein ängstliches Grunzen.

"Ich verstehe; Du meinst, wir sollen auf der Hut sein," fuhr der Stolze fort; "aber voran, Dicker!"

Da das Thier sein Grunzen fortsetzte, ohne durch irgend ein besonderes Zeichen die Gefahr näher anzudeuten, bat er Franzisca abzustiegen und Dienstag vorausgehen zu lassen. Dieser hatte

Kaum einige Schritte gethan, als er stehen blieb, eine andere Richtung einschlug, von neuem stehen blieb, zurückkam und sich endlich niederlegte.

Der Stolze ließ den Strick fahren und wollte sein Gewehr zur Hand nehmen, ehe er sich aber schussfertig machen konnte, war er niedergeworfen. Er blickte empor. Schatten traten hinter allen Bäumen hervor und stießen das Kriegsgeschrei der Caraiben aus. Sie waren von Wilden umringt und im Nu sämmtlich ergriffen und geknebelt.

14.

Etwa hundert Hütten standen ordnungslos am hintern Ende einer abgeholzten Stelle im Walde des Gebirges Sainte Rose. Die halbverbrannten Baumstämme, die mit Asche bedeckte Erde, die noch grünen Blätter, welche das Dach der Hütten bildeten, alles verrath, daß dieses Dorf eine der neuen Niederlassungen der caraimischen Familien sei, welche durch die Franzosen von andern Berghängen am Niederlande vertrieben worden waren. Ob sie gleich einzeln zu leben pflegten, hatten sie sich doch seit kurzem in diesem gemeinsamen Versteck vereinigt, um sich kräftiger vertheidigen zu können, wenn sie angegriffen werden sollten. Selbst der alte Mayule, das Oberhaupt aller Galibis der Insel, hatte hier eine Hütte gebaut und sein Sohn seine Pirogue daher gelenkt.

Wie arm und plump übrigens auch das Dorf der Caraiben sein mochte, so erhielt es doch durch den Wald, in dem es lag, eine gewisse rohe Pracht. Der von dunkeln Grün umfaßte freie Platz war gleichsam das Auge des Waldes und erhielt allein das Licht des Himmels. Die Strahlen des Morgens drangen schief hinein und flimmerten durch das Blätterdickicht wie bligende Cascaden. Man hörte, unter den Bäumen das lustige Pfifsen der Anolis, das Schmettern der Nachtigall der Antillen und das Summen der Bienen.

In dieses Dorf führten die Caraiben den Stolzen und die Gefährten desselben. Da die Häuptlinge abwesend waren, so schloß man sie in eine Hütte ein und übertrug die Bewachung einigen jungen Kriegern.

Ein ganzer Tag und eine Nacht vergingen so in ängstlicher Erwartung. Alle wußten recht wohl, welches Schicksal ihnen bevorstehe, und sie schauderten vor demselben. Franzisca besonders dachte nur mit Entsetzen an das, was man ihr in den Pflanzungen erzählt hatte; sie zitterte für Jean und für sich selbst, denn in dem Maße wie ihre Liebe durch Alles, was sie für den jungen Mann gelitten hatte, gesteigert worden war, hatte sich auch ihre Liebe zu dem Leben erhöht. Sie empfand deshalb bisweilen eine gewisse verzweiflungsvolle Wuth, wenn sie bedachte, daß aller Muth, alle Anstrengungen nichts nützen sollten. Sie fragte Gott mit gefalteten Händen, was sie thun müsse, um zu verdienen, länger zu leben, und um welchen Preis dieses Glück zu erlangen sei. Dann folgten dieser Art Auflehnung die tiefste Demüthigung; sie betete inbrünstig, sie bot ihr Leben an, wenn Jean dadurch könne gerettet werden, oder sie bat als höchste Gnade um einen gemeinschaftlichen aber schnellen Tod. Jean

versuchte vergebens ihre Hoffnungen zu erregen, indem er sie an die Gefahren erinnerte, denen sie entgangen waren; Franzisca hatte ihre Kraft erschöpft; sie war bei den Augenblicken angekommen, wo der überwältigte Geist Rechenschaft von den erduldeten Leiden und von den Anstrengungen fordert, bei jener traurigen Auflehnung unserer Schwäche gegen einen Willen, den wir ungerecht finden, weil wir ihn nicht begreifen können.

Die Verzweiflung Rifflots war fast eben so groß, aber minder rührend. In seiner Angst zankte er mit Jedermann; bald sollte der Lieutenant, bald die Schweineherde, bald der Urwald Schuld an seinem Unglücke sein, und jede Klage beschloß er mit Flüchen, die jedesmal den Mönch aufbrachten.

Der Stolze blieb so ruhig, als besinde er sich auf dem Pimentberge und spielte den Wirth in der Hütte. Während er den Kopf auf Dienstag legte, der philosophisch gefaßt eingeschlafen war, lächelte er noch immer grazios, nannte Franzisca seine Infantin, und citirte Verse aus Schäferspielen, ohne sich um das Schicksal zu kümmern, das sie erwartete. Die Ruhe, welche Jean in seinem Muth fand, schöpfte er aus dem Reichthum und der Eitelkeit.

Wie alle Hütten der Wilden hatte auch die, in welcher die Gefangenen eingeschlossen waren, keine andere Oeffnung als eine Thüre, die sorgfältig verschlossen worden war. Die ersten Strahlen der Sonne drangen aber doch durch die Spalten derselben und weckten den Stolzen. Er stand auf, schüttelte sich und seine Blicke gewahrten Rifflot, der am Boden saß und betrübt die Lichtstreifen betrachtete, welche den Tag verkündigten.

„Diesen Morgen werden sie kommen, René,“ flüsterte er mit leiser und zitternder Stimme.

— „Ich rechne darauf,“ antwortete ruhig der Boucanier.

„Du rechnest darauf?“ wiederholte Rifflot. „Hast Du noch eine Hoffnung?“

— „Allerdings, Sergent, ich habe die Hoffnung, sehr bald boucanirt zu werden.“

Der Pariser zitterte vor Entsetzen.

„Grausam, grausam!“ flüsterte er, „und es giebt kein Mittel zu entkommen? Du kennst kein Mittel, René? Wie meinst Du, wenn ich mit ihnen redete? Ich verstehe bekanntlich etwas von ihrer Sprache; ich diente ja als Dolmetscher vor dem Kriege, wann wir Tauschhandel trieben.“

— „Das wird Dir bald zu Statten kommen, Sergent.“

„Glaubst Du?“

— „Wenn Du an den Pfahl gebunden bist, kannst Du Dein Sterbelied caraimisch singen.“

„Sprich nicht davon, René; ich hoffe noch immer; diese Nacht habe ich viel nachgedacht und ich bin auf eine Idee gekommen.“

— „Vielleicht zu beichten?“

„Rein.“

— „Die Zunge zu verschlucken?“

„Auch nicht.“

— „Was sonst?“

„Unter die Wilden zu gehen.“

— „Du?“ rief der Stolge.

„Sie haben die entflohenen Verdungenen gut aufgenommen, die gegenwärtig zu ihrem Stamme gehören.“

— „Und Du willst Deine Hosen mit einem Kucukleide vertauschen?“ *)

„Ich will lieber bemalt als gebraten werden.“

— „Das möchte ich sehen und wäre es von dem Boucan herunter. Nur vergiß nicht, daß das Kucukleid ziemlich lästig ist, wenn man nicht daran gewöhnt ist. Du würdest immer die Hände vergebens in die Taschen stecken wollen.“

„Lache immerhin,“ sagte Riffot; „an dem Kleide liegt mir wenig, wenn ich nur die Haut rette.“

— „Die Haut wirst Du allerdings nicht behalten, Pariser,“ bemerkte der Boucanier.

„Was willst Du damit sagen?“

— „Weißt Du nicht, daß man in den Stamm nur aufgenommen werden kann, wenn man sich unter die Krieger aufnehmen läßt?“

„Nun, das werde ich auch thun.“

— „Sehr wohl; ich habe aber eine solche Aufnahme mit angesehen und weiß, welcher Prüfung man sich unterwerfen muß.“

„Einer Prüfung?“ fragte Riffot besorgt.

— „Zuerst wird man Dich auf eine Bank setzen vor den versammelten Kriegern; der, welcher Dich vorstellt, wird eine schöne Rede halten, um Dich zu ermahnen, viele Feinde zu essen und den Schmerz und Wunden nicht höher zu achten, als einen Schluck Ananaswein; dann wird er einen gewissen lebendigen Vogel nehmen und ihm den Kopf an Deiner Stirn zerbrechen.“

„Was Du sagst!“

— „Der Vogel wird dann zwischen zwei Steinen zerrieben, bis er zu einer Art Brühe geworden ist, die man mit Piment würzt; Dein Gönner wird Dir am ganzen Leibchen Fleischstückchen mit einem Agoutizahne abschneiden und die Wunden mit dieser Brühe bestreichen.“

„Das ist unmöglich!“ rief Riffot.

— „Höre mich bis zu Ende an, Sergent. Ist diese Einreibung geschehen, so mußt Du das Herz des Vogels roh verzehren, damit es Dir Muth gebe; dann legt man Dich in eine Hängematte, in der Du fünf Tage liegen mußt, ohne zu essen, zu trinken und Dich zu bewegen. Alle diese Prüfungen müssen ferner bestanden werden, ohne daß die Wimper zuckt oder die Lippen zusammengekniffen werden, denn sonst würde man Dich als feige Memme verstoßen.“

„Und wenn ich mich weigere, alle diese Dummheiten mitzumachen?“ fragte der Pariser.

— „Wirst Du in den Stamm nicht aufgenommen.“

„So ist es eben so gut, wenn ich mich braten lasse,“ entgegnete Riffot, indem er traurig den Kopf hängen ließ.

— „Das ist auch meine Meinung,“ sprach der Stolge ernst.

„Aber still, unsere Göttin da erwacht; erschrecke sie nicht durch Deine Angst; laß sie sich erholen, damit sie mich anhören kann, denn ihre Grausamkeit ist ein wahres Unglück, Sergent.“ Und er declamirte eine rührende zärtliche Liebesklage.

Franziska hatte die Augen aufgeschlagen und suchte sogleich Jean an ihrer Seite, ergriff seine Hand und drückte sie zärtlich. Er zog sie an sein Herz und flüsterte ihr einige Worte der Liebe zu.

„Die Sonne . . die Sonne!“ unterbrach sie ihn, indem sie auf den hellen Schein zeigte, der in die Hütte fiel.

— „Muth, Franziska,“ sprach Jean sanft; „noch ist nicht Alles verloren. Ein Tag und eine Nacht sind vergangen, ohne daß uns etwas Uebeles geschah.“

„Um so weniger werden sie uns nun schonen,“ fiel Franziska ein.

— „Wer weiß, ob uns nicht diese Zögerung rettet. Es gehört bloß ein glücklicher Zufall dazu.“

„Der Lieutenant Fontaine müßte viel Muth haben, wenn er uns hier suchen sollte,“ bemerkte der Stolge.

— „Ach, auch er würde den Tod bringen!“ stammelte Franziska.

„Wer weiß, meine Königin? In jedem Falle habe ich noch Hoffnung, wie Jean. Jede Stunde Zögerung steigert die Wahrscheinlichkeit unserer Rettung; auch brauchen wir nichts zu thun, als wo möglich Zeit zu gewinnen.“

— „Ihr habt nichts zu thun, als Euere Sünden zu bekennen und zu bereuen,“ unterbrach sie eine gebieterische Stimme.

Der Boucanier drehte sich um und bemerkte den Mönch, der sich erhoben hatte.

„Ich danke, Ehrwürden,“ entgegnete er ruhig; „damit werden wir uns beschäftigen, sobald es Zeit ist; für den Augenblick sehne ich mich mehr nach einem Speckschnitte. Seit wir ihre Gefangenen sind, haben uns die Wilden nichts als einige Jams gegeben, die in ihrer höllischen Pimentsauce gelocht waren.“

— „Forcht!“ sprach Franziska.

„Es kommt Jemand.“

Die Thüre wurde wirklich geöffnet und es erschienen zwei Wilde. Die junge Frau rückte mit einer krampfhaften Bewegung näher an ihren Mann und Riffot ließ einen Ausruf des Schreckens hören.

— „Still!“ rief ihnen der Stolge leise zu, „und besonders hüte Du Dich, Sergent, daß sie merken, wir verstanden sie.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Mit dieser Farbe pflagten sich die Caraiben zu tätowiren.

Bilder-Magazin

N^o 24. für die elegante Welt. 1841.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

Der Sergent konnte nicht antworten, denn eben traten die beiden Caraïben ein. Der erste war ein hochgewachsener Mann und alles an ihm verrieth Kraft und die Gewohnheit, zu befehlen. Sein langes sorgfältig gedrehtes Haar war mit Glasperlen und Baumwollenschnuren durchflochten; auf seiner Brust hing das Caracoli in Gestalt eines Halbmondes, das die Häuptlinge trugen, und ein Halsband von Leopardenzähnen, an welchem sich eine Pfeife aus einem Menschenknochen befand; seine Armbänder waren Papageisfedern und in der Hand hielt er eine künstlich geschnitzte Keule mit einer Franse von hunder Baumrinde am Griffe.

Er blieb vor den Gefangenen stehen, sah sie scharf an und guckte bei dem Anblicke Franciscas zusammen, jedoch kaum bemerklich, denn er wendete sich in demselben Augenblicke an seinen Begleiter, der einige Schritte zurückgeblieben war und den er aufforderte, näher zu treten. Dieser war kleiner, älter und, obgleich sorgfältig mit Kucu bemalt, von hellerer Farbe als der Häuptling. Seine Augen waren grau und sein Haar fast blond, etwas Unerhörtes bei den Caraïben; endlich trug er am Gürtel einen kurzen Degen, den der Stolz sogleich erkannte.

„Bei meiner Seele,“ dachte er, „das ist keine Rothhaut, sondern Einer, der aus der Colonie entflohen; Sergent, erkennst Du unter dieser Malerei nicht Einen Euerer Ansiedler?“

Riffot sah auf, der Wilbe aber blieb unbeweglich, als habe er die Worte des Boucaniers nicht verstanden. Der Häuptling nahm ihn darauf bei Seite und sprach mit ihm.

„Was sagt er, Sergent?“ fragte der Stolz leise.

— „Er befiehlt, glaube ich, uns zu fragen,“ antwortete Riffot, der nur einige Worte verstehen konnte.

„Er ist also ein Dolmetscher.“

— „Wir werden sehen.“

Der Wilbe trat wirklich näher und sagte zu René:

„Ihr hattet Recht gerathen, ich bin ein Franzose wie Ihr.“

— „Der Lothringer!“ rief Riffot.

„Allerdings, Sergent! aber äußert weder Freude noch Bewunderung, denn der Häuptling beobachtet uns.“

Er wendete sich darauf an den Caraïben und sagte einige Worte zu demselben.

— „Ich sagte ihm,“ fuhr er fort, „daß Ihr weiße Flüchtlinge seid und Feinde der Ansiedler gleich ihm.“

„Du sagst ihm die Wahrheit, ohne es zu wissen,“ entgegnete René. „Ist er der Häuptling des Stammes?“

— „Blos der Sohn desselben, aber einer unserer tapfersten Krieger.“

„Was gedenkt er mit uns zu thun?“

— „Das weiß ich nicht; der große Mayula ist abwesend und er allein wird über Euer Schicksal entscheiden.“

„Wann wird er ankommen?“

— „So eben.“

„Dürfen wir wohl hoffen?“

Der Deserteur schüttelte den Kopf.

— „Sie werden heute zu einem allgemeinen Duceu zusammenkommen,“ sagte er, „und wenn sie einmal betrunken sind...“

„Allerdings,“ unterbrach ihn der Boucanier mit einer bedeutungsvollen Miene; „schicken sie sich zu einer Unternehmung an?“

— „Sie wollen Euer Niederlassungen zerstören und eben, um Euch über die Zahl der Ansiedler und ihre Verteidigungsmittel zu fragen, hat der Sohn Mayula's mich mit hierher genommen.“

Bei diesen Worten wendete er sich von neuem an den Wilben und er schien ihm etwas zu erzählen; das Gesicht des jungen Häuptlings heiterte sich auf und ein Lächeln öffnete seine Lippen.

„Ich sagte ihm, daß fast alle Ansiedler krank sind, daß es ihnen an Munition gebricht,“ erzählte der Deserteur, indem er sich wieder an den Stolz wendete.

„So glaubt Ihr also, daß die Euerigen uns übel empfangen,“ sprach Riffot, der nur an seine Furcht dachte.

— „Wahrscheinlich.“

„Und Ihr, ein Landemann, duldet, daß man Franzosen wie Schweinskeulen boucanirt?“ rief der Pariser.

— „Ich möchte Euch retten,“ entgegnete der Deserteur, „aber dazu gehört eine Gelegenheit. Uebrigens seid unbesorgt; die Schwäche eines besiegten Feindes ist für den Caraïben eine Veranlassung zur Grausamkeit; bleibt gleichgiltig, wenn Ihr wollt, daß man Euch schone. Aber der Sohn Mayula's sieht uns an, spricht nicht mehr mit mir und wenn Ihr mit wieder begegnet, achtet nicht auf mich.“

Bei diesen Worten wendete er sich an den Häuptling und sprach lange und leise mit ihm. Einigemals blickte der Caraïbe

dahin, wo sich Franzisca befand; endlich trat der Deserteur wieder zu den Gefangenen und sagte zu Jean:

„Der Häuptling hat die junge Frau bemerkt.“

— „Er möge meinen Mann retten,“ fiel die Normänin ein.

„Ich habe ihm gesagt, er sei Euer Bruder und als solchen wird er ihn vielleicht zu schützen suchen;orget dafür, daß er kein anderes Verhältniß zwischen Euch vermuthet.“

— „Was sagt Ihr?“

„So geneigt er ist, den Bruder zu retten, eben so eifrig würde er den Geliebten oder Gatten zu verderben suchen.“

Franzisca und Jean stießen einen Angstschrei aus.

„Still!“ fiel lebhaft der Deserteur ein. „Die Bewunderung, mit welcher der Sohn Mayulas Euch betrachtet, ist etwas, von dem man Nutzen ziehen kann. Er hat mir befohlen, Euch zu erklären, daß er Euch schöner fände, als einen Stern in einer Winternacht, äußert weder Erstaunen noch Widerwillen und seht mich lächelnd an, damit er die günstige Antwort glaubt, die ich ihm geben will.“

Franzisca bemühte sich zu gehorchen, aber ihre Lippen, die sie zum Lächeln zwang, waren bleich und zitterten. Der Deserteur war zu dem Willen zurückgekehrt und theilte ihm die angebliche Antwort der jungen Frau mit. Er nahm alsbald ein kleines Halsband ab und ließ es Franzisca durch den Dollmetscher anbieten, der ihm auch den angeblichen Dank derselben überbrachte. Diese traurige Comödie dauerte eine Zeit lang, der Sohn Mayulas verdoppelte den Ausdruck seiner Liebe und der Deserteur antwortete im Namen Franziscas; trotz den Bemühungen desselben aber fiel endlich das gezwungene Wesen der jungen Frau doch dem Caraïben auf; er trat mit flammenden Augen zu ihr und redete sie mit der leidenschaftlichsten Lebhaftigkeit an. Franzisca konnte nicht länger an sich halten, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und ließ weinend den Kopf auf ihre Kniee sinken.

Der Wilde blieb unbeweglich, wie es schien, aus Ueberraschung und Schmerz. Seine Blicke musterten die Gefangenen und dann sah er den Deserteur an, der sich ebenfalls überrascht stellte; einen Augenblick drückten alle seine Züge Zweifel und Unwillen aus; seine Hand faßte die Keule kräftiger, aber es war nur wie ein Witz; sein Gesicht und seine Haltung erhielten fast sogleich die höhnische Würde wieder, die gewöhnlich in ihm lag; er warf noch einen Blick auf Franzisca, winkte sodann dem Deserteur und verließ mit ihm die Hütte.

Die Gefangenen sprachen lange kein Wort, als sie wieder allein waren.

„Donnerwetter!“ rief endlich Riffiot; „die Rothhaut ist zornig fortgegangen; es war keine Zeit, die Spröde zu spielen.“

— „Schweig, Elender,“ unterbrach ihn Jean unwillig, „und klage die Andern nicht an, weil Du Dich fürchtest. Die Thränen, die die Frau aus Scham vergießet, wirst Du bald aus Feigheit weinen.“

„Haltet Frieden,“ sprach der Stolze. „Sergent, jeder hat hier für seine Haut zu sorgen und ich sehe nicht ein, warum die

schöne Franzisca sich für uns aufopfern sollte. Wenn ihr Herz zu rühren wäre, so würde es, ich glaube es ohne Eitelkeit sagen zu können, nicht zu Gunsten dieses Kerles ohne Hosen geschehen.“

Er wurde durch langes Geschrei draußen unterbrochen.

„Was ist das?“ fragte Franzisca erschrocken.

— „Die Krieger kommen,“ antwortete der Stolze.

„Schon?“ fragte der Sergent; „so wird ihr Duceu beginnen.“

— „Und bald wird die Reihe an uns kommen,“ setzte der Boucanier hinzu; „also, Sergent, fasse Muth und Sorge, daß Du die Würde bewahrst, welche Deinem Range und Deiner Farbe ziemt.“

15.

Fast zweihundert Krieger saßen im Kreise auf dem freien Plage auf dem Berge Sainte Rose und hielten in der einen Hand die Kürbissflasche, in der andern eine Rolle yoly (Tabak). Die meisten waren in seltsamen Farben bemalt und hatten ihre Bogen und Keulen bei sich. Außerhalb des Kreises gingen die jungen Frauen mit Duceugefäßen auf und ab und füllten die Tassen der Krieger, während die alten Frauen in der Mitte kauerten. Einige Schritte von der letzten Gruppe stand ein Pfahl, an welchen die Gefangenen gebunden waren. Nur Franzisca befand sich nicht unter ihnen. Der Sohn Mayulas, der sie der Gefahr, in der Versammlung zu erscheinen, entziehen wollte, hatte sie seinen Frauen zur Bewachung übergeben. Franzisca hatte sich vergeblich dieser Trennung widersetzt; sie war von Jean losgerissen worden und dieser hatte seinen Gefährten folgen müssen.

Alle Bier waren an dem Pfahle angebunden und es fehlte nicht an Schmähungen. Einer der Caraïben nach dem andern schwenkte die Keule vor ihnen, setzte ihnen die vergifteten Pfeile auf die Brust oder das Steinmesser an den Hals; aber zu ihrer großen Täuschung blieben alle diese Drohungen wirkungslos. Jean und der Boucanier, die zu viel Muth besaßen, um sich zu fürchten, hatten überdies der eine den Stolz, der andere den Schmerz, die sie aufrecht erhielten; der Mönch seiner Seite antwortete auf die Schmähungen nur durch Verwünschungen und Riffiot nützte die Feigheit mehr als den Andern der Muth. Da er weder einen Laut von sich zu geben, noch eine Bewegung zu machen wagte, so blieb er aus Angst unbeweglich, was die Caraïben für den höchsten Muth ansahen.

Der Duceu ging unterdeß lange unter den Kriegern herum; die Stimmen begannen lauter, die Bewegungen rascher zu werden. Die alten Frauen waren bereits betrunken geworden und sie stießen bisweilen wilde Töne aus und schlugen ihre knochenbürren Hände an einander. Plötzlich aber standen sie auf, breiteten die Arme aus und begannen ein Klagegeschrei wie ein Flugkrähen; die Krieger wendeten sich ab.

Alle Becher wurden in das Gras gestellt; alle Stimmen schwiegen und die alten Frauen, die sich zerstreut und wieder niedergekauert hatten, begannen im Takte eine seltsame Improvisation, die eine nach der andern aufnahm und welche den Zweck hatte, den Tod der Gefangenen zu veranlassen.

Je länger die Improvisation dauerte, um so schneller folgten die Worte auf einander. Die Wuth der alten Weiber entzündete sich an ihren eigenen Reden; in ihren Klagegesang mischten sich Thränen, Seufzer und Wuthgeschrei. Bei dem letzten Rufe endlich erhoben sich alle auf einmal. In einem Augenblicke war ein Feuer angezündet und ein Boucan aufgebaut. Die Krieger hatten alles schweigend angehört und angesehen, aber man las deutlich in ihren Zügen, welchen Eindruck das Lied gemacht. Ihre Brust hob sich keuchend und aus ihren Augen, die fest vor sich hin stierten, als wagten sie nicht einander anzublicken, schienen Blitze auszustrahlen.

Da erhob sich Mayula, stellte sich in die Mitte des Kreises der Krieger und begann eine lange Rede, um die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit des Unternehmens zu beweisen, das sie beginnen wollten. So aufgeregt und heftig die alten Frauen bei ihrer Improvisation gewesen waren, so ruhig suchte er zu bleiben; aber gerade diese Ruhe reizte den Born der Krieger um so mehr. Man sah, wie die Flamingofedern, die ihnen als Kopfschmuck dienten, auf ihren Häuptern zitterten, wie ihre convulsivisch ausgestreckten Hände fest die Waffen ergriffen. Als Mayula endlich schwieg, erhoben sich alle mit einem Male und unter einem Geschrei, das so schrecklich in dem Walde wiederhallte, daß die Vögel erschrocken über den Bäumen dahinflogen.

Riffot hatte sich bis dahin ziemlich gut gehalten. Der Aufschub, den man ihm gestattet, hatte selbst seinen Muth etwas gehoben, aber das Geschrei der Caraïben und der Anblick des Feuers, das die alten Weiber anzündeten, weckten seine ganze Besorgniß wieder. Er wendete sich mit Thränen in den Augen an den Mönch, der neben ihm stand, als wollte er denselben um Trost bitten, aber der Mönch war mit etwas ganz anderm beschäftigt. Er hatte seinen mit Reliquien versehenen Rosenkranz in der Hand eines Wilden bemerkt, der sich desselben zu den Spielen bediente, die man treibt, wenn der Boucan errichtet wird. Der Anblick dieser Entweihung machte ihn so unwillig, daß er bald in Verwünschungen ausbrach.

„Seid still, in des Himmels Namen, mein Vater,“ unterbrach ihn Riffot erschrocken; „die Häuptlinge berathen sich unter einander, welcher von uns geschlachtet und auf den Boucan geworfen werden soll.“

— „Dieser Teufelsdiener wagt mit dem Kreuze und den Reliquien der Heiligen zu spielen!“ entgegnete der Mönch.

„Schweigt. Sie scheinen bereit zu sein, meinen Vetter zu wählen.“

— „Fluch über den Heiden!“

„Fluch über Euch selbst!“ rief Riffot, „Ihr habt ihre Aufmerksamkeit auf uns gelenkt.“

Die Häuptlinge wendeten sich wirklich um. Aufmerksam gemacht durch das Rufen des Mönches, ließen sie ab von Jean und dem Stolzen, mit denen sie sich bis dahin beschäftigt hatten und blieben vor dem Sergenten stehen.

„Betrachte mein Vater dieses bleiche Gesicht,“ sagte der Sohn Mayula's; „der Deserteur hat gesagt, er sei ein Häupt-

ling; sein Fleisch wird Muth in die Knochen unserer jungen Krieger bringen.“

Riffot schauderte.

„Der Deserteur hat gelogen,“ sprach er in der Sprache der Wilden.

Die Häuptlinge sahen einander an.

„Das bleiche Gesicht hat eine caraïbische Stimme,“ sagten sie mit Verwunderung.

— „Ja,“ antwortete Riffot, „aber ich bin nur ein armer Teufel und so mager, daß man sich an meinem Fleische nicht eben ergötzen würde.“

„Warum machst Du Lärm wie ein Eber, wenn Du nur ein Anolis bist?“ fragte der Sohn Mayula's mit Verachtung.

— „Ich habe keinen Lärm gemacht, Capitain,“ entgegnete Riffot, „es war der Mönch da. Wendet Euch an ihn. Er ist ein großer Häuptling und sein Fleisch wird viel zarter sein als das Meinige.“

„So sterbe er,“ sprach der junge Häuptling, indem er seine Keule erhob.

Aber die alten Frauen waren unter wildem Geschrei herbeigekommen und jede bezeichnete Einen der Gefangenen.

— „Heide,“ brüllte der Mönch, indem er sich in seinen Fesseln sträubte, „gieb mir meinen Rosenkranz!“

„Singt er sein Sterbelied?“ fragte der Sohn Mayula's.

— „Er schimpft Euch,“ antwortete Riffot, der hoffte, der Tod des Mönches würde sie retten.

„Wer ist er denn, daß er einen Häuptling zu schmähen wagt?“ fragte der Wilde.

— „Er ist der Priester der Christen.“

Die Keule, welche der junge Krieger über dem Haupte des Mönches geschwungen hielt, sank plötzlich und er wich zurück.

„Der Priester der bleichen Gesichter!“ wiederholte er, und alle Häuptlinge sprachen ihm diese Worte nach.

Riffot sah sie mit Verwunderung an; er hatte gehofft, diese Angabe würde die Opferung des Mönches entscheiden und ihn selbst retten. Dagegen schienen die Caraïben erschrocken zu sein; sie traten einen Augenblick bei Seite und beriethen sich leise unter einander.

„Was hast Du den Wilden gesagt, Riffot?“ fragte der Stolze, der Alles, was geschehen war, aufmerksam beobachtet hatte, ohne sich dasselbe erklären zu können; „warum zögern sie noch?“

— „Ich weiß es wahrhaftig nicht,“ antwortete der Sergent.

„Sie scheinen den Vater Joseph mit Schrecken zu betrachten.“

— „Ich habe ihnen doch gesagt, was er ist.“

„Achtung; der junge Häuptling kommt wieder.“

Der Sohn Mayula's trat wirklich wieder an den Pfahl, wendete sich an Riffot und sagte zornig:

„Du wolltest uns verderben, bleiches Gesicht; aber die Häuptlinge sind keine Seewölfe ohne Verstand. Sie wissen, daß die Priester der Christen, wenn die Caraïben nur die Seele be-

sthen, eine Seele in jedem Blutstropfen haben und daß alle Mabouyas werden. Unsere Brüder von St. Christoph, die einen Gurer Priester boucanirt haben, sind alle durch die bösen Geister umgebracht worden*). Dieser da lebe also und Du stimme Dein Sterbelied an.“

Während er so sprach, band er den Mönch mit einer gewissen ängstlichen und ehrerbietigen Scheu los. Kaum war der Pater Joseph frei, so entriß er dem Wilden den Rosenkranz, dessen sich derselbe bemächtigt hatte, legte ihn an und setzte sich stolz einige Schritte davon nieder.

Die Wuth der alten Weiber hatte sich mit ihrer Trunkenheit gesteigert und sich den Kriegern mitgetheilt. Die letztern näherten sich dem Pfahle und begannen von neuem die Keulen über den Gefangenen zu schwingen. Aber der Sohn Mayula's blieb kalt. Franzisca hatte auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht und er war entschlossen, alles zu versuchen, um sie zu besigen. Trotz seiner Vorurtheile als Wilder hatte er aber doch eingesehen, daß eine Weibse seine Liebe nicht eben so unterwürdig annehmen würde, wie eine andere Selavin, und daß er, um sich annehmlich zu machen, einen geleisteten Dienst für sich müßte sprechen lassen können. Das kurze Zusammensein mit der Normännin hatte ihm bewiesen, wie zärtlich sie gegen Jean sei und wie dankbar sie sein würde, wenn er diesen ihren geliebten Bruder rette. Er nahm sich deshalb vor, zu diesem Zwecke alles zu versuchen. Als er sah, daß die Häuptlinge bereit waren, dem Geschrei der Weiber nachzugeben, welche den Tod aller Gefangenen verlangten, trug er darauf an, daß wenigstens der junge Normann für das große Dujust aufgespart werde, das bei der Ankunft ihrer Brüder von Antigoa gefeiert werden sollte. Er verschob so die Gefahr und machte die Rettung des jungen Mannes möglich, den er unterdeß entfliehen lassen konnte. Die Häuptlinge wollten ihm seine Forderung eben bewilligen, als ein neuer Vorfall alles umgestaltete.

16.

Die Muagen-Selavinnen, denen Franzisca anvertraut worden war, hatten alles aufgeboten, um sie erst zurückzuhalten, dann sie zu beruhigen; aber der letztere Versuch war vollkommen gescheitert und die Verzweiflung der jungen Frau stieg immer höher und höher. Freilich hatte sie endlich nachgegeben, da sie sich überzeugt, daß alle ihre Versuche, sich zu widersetzen, vergeblich waren, und sie war halbohnmächtig in dem dunkelsten Winkel der Hütte nieder gesunken. Wie roh auch ihre Hüterinnen waren, so hatten sie doch auch gelitten und wußten, welche Abspannung auf den großen Schmerz folgt. Sie achteten deshalb diese Art Seelenschlaf und begaben sich schweigend an das andere Ende der Hütte, wo sie Baumrinde flochten. Schon hatten sie bei dieser

*) Die Caraiben erkrankten wirklich alle, nachdem sie einen Jesuiten verzehrt hatten, und seitdem schonten sie die Geistlichen.

ihrer Arbeit die Gefangene vergessen, als das letzte laute Geschrei der Caraiben in die Hütte drang. Franzisca fuhr auf und wie ein Blitz schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, daß man eben jetzt die Gefangenen ermorde. Sie erhob sich also, eilte an die Thüre und ehe die Selavinnen sie zurückzuhalten vermochten, besand sie sich mitten unter den Caraiben an dem Pfahle.

In dem Augenblicke, als sie erschien, fing der Sohn Mayula's eben an, den jungen Seemann loszubinden, um ihn wieder in die Hütte zu führen. Franzisca glaubte, Jean sollte umgebracht werden und stürzte deshalb auf ihn zu mit einem so herzzerreißenden Schrei, daß selbst die Caraiben erschrakten. Bei dem Anblicke der Normännin hatte der junge Mann seine Arme ausgebreitet, die eben von den Fesseln befreit worden waren; beide standen so einen Augenblick umschlungen da und man hörte, daß sie einander ihre Namen unter Thränen und Küßen zuflüsterten.

Der Sohn Mayula's war unbeweglich stehen geblieben, die Augen starr auf diese Gruppe gerichtet, als wolle er versuchen, diese Zärtlichkeit gegen einen Bruder zu begreifen. Plötzlich aber zog eine Wolke über seine Stirn; er sah sich nach allen Seiten um und suchte den Deserteur; seine Blicke trafen Riffot und er ging gerade auf diesen zu.

„Ist die bleiche Frau nicht seine Schwester?“ fragte er kurz.

— „Wie?“

„Ihr Mann?“ setzte der Caraibe stärker hinzu.

— „Wer hat Dir das gesagt?“

Der Wilde stürzte sich auf Franzisca und Jean, die man noch nicht hatte trennen können.

„Zum Tode! zum Tode!“ rief er, indem er seine Keule schwang.

Aber die Häuptlinge eilten ihm entgegen, hielten ihn zurück und erinnerten ihn an den gefaßten Beschluß. Es entstand ein Wortwechsel, der bereits in Zank ausartete, als sich plötzlich ein klagendes Geschrei auf dem freien Plage erhob. Die Frauen und Kinder entflohen nach den Hütten, als würden sie von einem Feinde verfolgt. Selbst die Krieger deuteten auf den Himmel, der sich zu verdunkeln begann, legten ihre Waffen weg, und sanken auf die Knie!“

„Der Mabouya!“ riefen alle Stimmen.*)

In diesem Augenblicke wurde es dunkel; die Gefangenen sahen empor; die Sonne war verfinstert.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wenn eine Sonnen- und Mondfinsterniß eintritt, meinen die Caraiben, ein böser Geist (mabouya) verschlinge die Sonne oder den Mond.

Bilder-Magazin

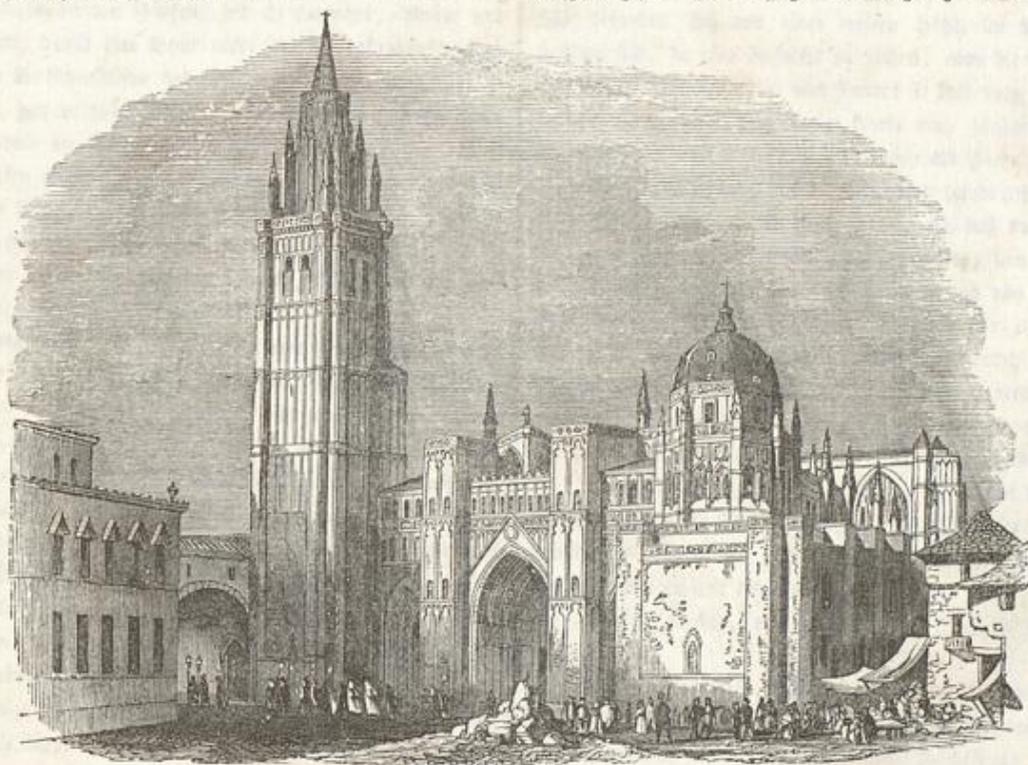
N^o 25. für die elegante Welt. 1841.

Die Kathedrale von Toledo.

Von den Herrlichkeiten Toledo's, der einst so berühmten und prachtvollen Hauptstadt Spaniens, wie wenig ist doch jetzt noch übrig! Der reiche Pallast der Könige von Toledo und ihrer Nachfolger, der Könige von Castilien — der Alcazar — bildet jetzt eine Art von Arbeitshaus für die Armen; die Bevölkerung ist von zweihunderttausend Seelen auf kaum den achten Theil dieser Zahl zusammengeschmolzen; die Seiden- und Wollen-Manufacturen, welche früher gegen vierzigtausend Menschen beschäftigt haben sollen, sind fast gänzlich verschwunden; und die engen, krümmen, schmutzigen und halb verödeten Straßen zeigen nur zu deutlich, daß keine neuen Elemente gefelliger Macht und Betriebsamkeit an die Stelle der entschwundenen getreten sind. Die berühmte Schwert-Manufactur besteht noch und behauptet bis zu einem gewissen Grade ihren alten Ruf; aber in fast jeder andern Hinsicht sind der Verkehr, Handel und Reichthum nur noch ein Schatten von dem, was sie waren.

Unter die Denkmäler jener Periode, welche noch jetzt vorhanden sind, um ihren Glanz zu bestätigen, gehört die Kathedrale.

Schon im sechsten Jahrhundert stand an der Stelle der jetzigen Kathedrale eine Kirche, die zur Zeit der maurischen Eroberung in eine Moschee verwandelt wurde. Bieulich vierhundert Jahre hindurch blieb sie der mohamedanischen Gottesverehrung gewidmet; aber im Jahre 1085, als Alfonso oder Alonso, der erste König Castiliens, nach einer dreijährigen Belagerung Toledo wieder erobert, wurde die Kirche dem christlichen Cultus zurückgegeben, jedoch auf eine Weise, die den Eroberern ebeneine Ehre macht. Alfonso hatte den Mauren vertragsmäßig den Gebrauch der Kirche zugesichert, aber kaum hatte er die Stadt verlassen, als seine Gemahlin, auf Veranlassung des Erzbischofs Bernhard, eine Abtheilung Soldaten absendete, welche die Muselmänner, während sie gerade in ihrer Andacht begriffen waren, aus der Kirche vertrieben. Das Gebäude wurde sogleich gereinigt, es wurden einstweilige Altäre errichtet und eine Glocke im Thurme aufgehängt, welche am folgenden Morgen zur Verwunderung der



(Ansicht der Kathedrale von Toledo.)

ganzen Stadt die Christen zum gemeinschaftlichen Gebet zusammenrief. Als Alfonso hiervon Kunde erhielt, kehrte er, von heftigem Zorn über ein so schändliches Verfahren ergriffen, sogleich nach Toledo zurück und obwohl ihm die Priester in Trauerkleidern entgegenkamen, um ihre Berkürschung auszudrücken, so entgingen sie doch nur in Folge der Verwendung der Mauren selbst der ihnen zugebachten Strafe; denn diese, welche die Macht der Geistlichkeit fürchteten, suchten, sowohl edel als klug, die Unuld-samkeit derselben zu beschwichtigen.

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter Ferdinand III., König von Castilien, zubenannt der heilige Ferdinand, wegen seiner trefflichen Eigenschaften, wurde die Kirche erneuert und erweitert; die alte Kirche verwandelte sich in eine prachtvolle Kathedrale. Ferdinand's Nachfolger bereicherten dieselbe von Zeit zu Zeit auf jede nur erdenkliche Weise, bis sie zuletzt das Aussehen erhielt, welches sie gegenwärtig zeigt.

„Ich war noch nicht lange in Toledo,“ sagt der Engländer Inglis, „als ich die Kathedrale besuchte, welche unter den vielen in gothischem Styl erbauten Gotteshäusern Spaniens an Pracht und Großartigkeit nur der Kirche in Sevilla nachsteht. Alle Kathedralen, die ich je zuvor gesehen, sanken bei meinem Eintritt in die Kathedrale von Toledo zur Unbedeutendheit herab.“ Andere Reisende sprechen mit gleichem Enthusiasmus von derselben. Die Verhältnisse des Innern sind folgende: die Länge beträgt 408 Fuß, die Breite 208 Fuß, die mittlere Höhe des Schiffs 108 Fuß. Die Kirche enthält fünf durch die Mauer und vier Säulen-Reihen getrennte Schiffe, die letzten Reihen, das ist, die

den Mauern zunächst befindlichen Säulen, sind sehr massiv und messen jede fünfundvierzig Fuß im Umfange. Die großartige Wirkung des ursprünglichen Plans hat durch die vielfältige Theilung des Innern großen Abbruch erlitten. Indes bleibt die Kathedrale von Toledo immer ein sehr großartiges Gebäude. Ihr gewaltiger Umfang und ihre riesenhaften massiven Säulen, welche das Dach tragen, so wie die Schönheit und Mannigfaltigkeit derjenigen, welche den Chor umgeben, hundert und sechsundfunzig an Zahl, ferner die Pracht und der Glanz der achtundsechzig gemalten Fenster und die mit, man möchte sagen, rücksichtsloser Verschwendung überall angebrachten Verzierungen reißen den Beschauer zum Staunen und zur Bewunderung hin.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick theilte sich der Schrecken der Wilden auch dem Stolzen und dessen Gefährten mit. Die Zahl der Europäer, welche damals eine solche Erscheinung hätten erklären können, war sehr beschränkt. Das Gefühl ihrer Lage gewann jedoch unter den Gefangenen bald wieder die Oberhand und verscheuchte die Furcht.

Franziska und Jean erlangten zuerst ihre Unbefangenheit wieder. Bei der jungen Frau vertrat der fromme Glaube die Wissenschaft. Schon weil diese plötzliche Verfinsternung den Todesstreich aufgehalten hatte, von dem Jean bedroht gewesen war, konnte sie darin kein Zeichen des Zornes Gottes sehen, sie erkannte

vielmehr darin eine Andeutung seines Schuges. Der junge Mann seiner Seite wünschte zu eifrig, Franzisca zu retten, als daß er nicht schnell von der Furcht zum Handeln übergegangen wäre. Er zerriß seine Fesseln vollends, als der Deserteur erschien. Er half ihm die Gefährten losbinden und redete ihnen zu, die Angst der Caraïben zu benutzen, um zu entfliehen. Diese schienen wirklich unfähig zu sein, etwas zu sehen oder zu hören. Sie hatten sich um die Hütten versammelt, jeder hielt eine Hand auf den Kopf und sie begannen eine Art Rundtanz, den sie bisweilen durch ein klägliches Geschrei unterbrachen. Der Deserteur sagte den Gefangenen, daß keiner der Wilden den Wald vor dem Abende zu verlassen wagen würde; er geleitete sie selbst bis an den Waldrand und zeigte ihnen den Berg, auf welchem sie die „schöne Wirthin,“ einen Berggipfel, erreichen, von wo sie sich dann nach dem Fort oder nach dem Pimentberge wenden könnten. Die Gefangenen verloren keine Zeit in Dankfagungen und verschwanden in dem Walde.

Die Freude über eine so unerwartete Befreiung wurde anfangs durch die Besorgnisse zurückgehalten, daß sie verfolgt werden könnten; als sie aber über den Salzfluß hinüber waren, wurden sie allmählig ruhiger.

Sie begannen jetzt, sich zu zählen. Es fehlten zwei Gefährten; der Mönch und der „fette Dienstag.“ Der Stolze bemerkte auch, daß ihre Waffen in den Händen der Wilden zurückgeblieben waren. Für den Augenblick bedurften sie indes weniger die Mittel zur Vertheidigung als zur Flucht und der Boucanier gedachte anfangs den Nachstellungen der Caraïben dadurch zu entgehen, daß sie mehrmals an den Flüssen, die sie trennten, hinauf und hinuntergingen, damit ihre Spur nicht sogleich gefunden werden könnte. Die Versicherungen des Deserteurs hatten ihn nicht so sehr beruhigt, daß er nicht fürchtete, die Caraïben würden ihnen nachsehen, sobald die Sonne wieder zum Vorschein käme. Diese Besorgniß schien gerechtfertigt zu werden, als man ein eiliges Rascheln in dem Dickichte hörte. Die Flüchtigen blieben stehen, gleichsam um einander zu fragen, was sie wohl thun sollten; ehe sie aber zu einem Entschlusse kommen konnten, öffnete sich das Gebüsch hinter ihnen und „Dienstag“ erschien.

Der Stolze erhob die Hände mit einem Freudenrufe und streichelte das treue Thier. Bald darauf erreichten die Flüchtlinge ein hohes und unbewachsenes Plateau, von wo sie die plötzliche Veränderung überblicken konnten, die am Himmel vorgegangen war. Schwere Wolken zogen langsam am Horizonte herauf und umhüllten das Meer, das unbeweglich und glanzlos in der Ferne lag. Ein schwefeliger Geruch beengte die Brust. Kein Luftzug bewegte die Blätter; die Vögel hatten aufgehört zu singen und Alles schien gleichsam erstarrt zu sein. Abwechselnd zog ein stüchziges Murmeln durch den Raum, ohne daß man ermitteln konnte, wodurch es hervorgebracht worden; die Erde brannte unter den Füßen, der Regen fing an in großen Tropfen zu fallen. Einer davon traf die Lippe des Stolzen, der bemerkte, daß er bitter schmecke.

„Ein Salzregen,“ antwortete er, indem er besorgt zu dem

Himmel hinaufblickte; „ich fürchte, wir sind, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe gekommen. Alles scheint ein nahes Toben der Elemente zu verkündigen.“

— „Fürchtet Ihr eine Wasserhose?“ fragte der Sergent.

„Mehr, Pariser, mehr, ich glaube, wir werden nächstens einen Orkan der ersten Art zu sehen bekommen.“

— „Ihr glaubt es?“ rief Riffot; „dann können wir nicht hier bleiben und wir müssen einen Schutz in dem Gebirge suchen.“

„Zuerst müssen wir daran denken, den Gipfel zu erreichen,“ unterbrach ihn Franzisca, die immer nur an die Caraïben dachte; „was liegt uns an Regen und Gewittersturm, wenn das Leben auf dem Spiele steht?“

— „Entschuldiget, meine Göttin,“ entgegnete der Stolze; „die Gewitter, die Ihr in der Normandie gesehen habt, gleichen denen hier zu Lande so wenig, wie ein Ententeich dem Ocean. Es kommt hier nicht darauf an, die Füße trocken zu halten, sondern wir müssen darauf denken, nicht von einer Felswand oder einer Waldstrecke erschlagen und begraben zu werden. Seht, wie Dienstag sich heulend niederlegt und die Erde auskragt, als wolle er sich darin verbergen. Schnell, schnell, Freunde, wenn uns das Leben lieb ist, müssen wir eine Zufluchtsstätte suchen, denn ehe eine Stunde vergeht, wird die ganze Insel einem Betrunknen gleichen, der hin und her taumelt. Dienstag, voran!“

Die dunkeln Wolken hatten unterdeß den Himmel vollkommen überzogen; der Donner rollte rund herum und der Wald beugte sich vor dem Winde wie ein Aehrenfeld. Da blieb Dienstag plötzlich stehen und stieß ein triumphirendes Grunzen aus. Sie befanden sich vor einer weiten Höhle im Gebirge. Alle beeilten sich, da eine Zuflucht zu suchen, aber die Höhle war so tief, daß die Dunkelheit in dem Innern sie bald vom weiteren Vordringen zurückhielt. Der Stolze kehrte um, zündete einen harzigen Zweig an und bediente sich desselben als Fackel.

Sie erkannten nun, daß die Höhle über hundert Schritte in den Berg hineinreichte und sich dann so verengte, daß nur ein Mensch sich hindurchzwängen konnte. Das Gewölbe, von dem Wasser herabtröpfelte, war hier und da zerrissen und von Adern rother Erde durchzogen. Im Hintergrunde führte der enge Gang in eine zweite noch höhere Höhle, welche Licht durch eine niedrige schmale Oeffnung erhielt, die auf ein anderes Plateau des Gebirges ging. Sie war kleiner als die erstere, aber trocken und ohne Sprünge, als sei sie in den Felsen ausgehauen worden.

„Dankt Dienstag,“ sagte der Stolze, „er hat da den besten Zufluchtsort in der Colonie entdeckt. Wir sind hier so sicher, als wären wir Guadaloupe selbst. Der Orkan müßte die Insel umkehren, wenn er uns erreichen wollte.“

— „Ich fürchte, er thut es, René,“ sagte Jean; „höre nur.“

Der Sturm brach wirklich mit allem Ungestüm los; die Blitze folgten so schnell auf einander, daß die Oeffnung der Höhle zu glühen schien wie der Eingang eines Hochofens; das Brüllen des Sturmes, nebst den Donnerschlägen, den Regengüssen und dem Rauschen der Waldbäche nahm von Minute zu Minute zu

und das ganze Gebirge erzitterte. Bisweilen trat jedoch eine schreckliche Pause ein, als wollte der Drkan Athem schöpfen. Da hörte man deutlich das Krachen der Bäume, die umstürzten, den Fall von Erdmassen und das Brausen der Waldbäche, die über ihr Bett traten.

In einer dieser Pausen richtete sich Dienstag plötzlich auf und horchte. Der Stolze kroch in dem engen Gange hin, der zu der vordern Höhle führte, winkte dann und sie hörten deutlich sprechen.

„Die Caraiben?“ flüsterte Franzisca.

„Nein,“ entgegnete der Stolze. „Hört.“

Ein Geräusch von Tritten und Waffen machte sich bemerkbar.

„Es sind die Ansiedler“, sagte der Boucanier halblaut. „Sie kommen hierherwärts.“

Das Geräusch wurde wirklich immer deutlicher und offenbar näherte sich das Detaschement dem schmalen Gange, welcher zu dem Versteck der Flüchtigen führte; in diesem Augenblicke erhob sich aber der Sturm, der sich scheinbar beruhigt hatte, mit neuer Macht. Die Ansiedler machten Halt.

„Sie werden uns entdecken,“ sagte Jean zu dem Stolzen.

— „Wenn wir schnell sind, nicht.“

„Was sollen wir thun?“

— „Zu mir!“

Er eilte zu einem der Felsenstücke, die in der Höhle umherlagen und Alle drei begannen es nach dem schmalen Gange zu wälzen, aber wie schnell sie auch waren, so erschien doch Fontaine an der Oeffnung eben in dem Augenblicke, als der Stein dieselbe verschloß. Er erkannte die Flüchtigen und wich mit einem Ausrufe zurück.

„Wir sind entdeckt,“ sprach Jean halblaut.

— „Stemmt Euch an das Felsstück und sprecht kein Wort,“ antwortete der Boucanier.

Sie fühlten bald, daß man den Stein zurückzuwälzen suchte.

„Es kann in dem Gange nur ein Mann auf einmal vorbringen,“ bemerkte der Stolze halblaut, „und sie werden lange schieben, ehe sie hereinkommen.“

— „Sie scheinen es auch bereits aufzugeben.“

„Still! Es kommt Jemand.“

In diesem Augenblicke hörte man die Stimme Fontaine's, der die Flüchtigen aufforderte, sich zu ergeben, und ihnen drohete, wenn sie sich weigerten, keinen Pardon zu geben.

— „Hört Ihr, was der Lieutenant sagt?“ fragte Riffot.

„Ich höre es wohl,“ antwortete der Boucanier achselzuckend; „Der Herr Fontaine wird immer ein Provençale bleiben, der dem Monde eine Faust macht und dem Walfisch drohet, ihn mit einem Angelhaken zu fangen. Er beweise nur erst, was wir zu fürchten haben.“

— „Seht Euch vor!“ rief Franzisca.

Das Rohr eines Gewehres erschien an einer der freien Stellen, welche der Stein nicht ganz hatte verschließen können. Der Lieutenant drohete Feuer zu geben.

„Thut es,“ antwortete der Boucanier ruhig; „der Pulvergeruch belästigt die junge Frau nicht.“

Der Schuß knallte ohne Jemanden zu treffen; ein zweiter folgte und noch einige andere ohne ein anderes Resultat. An den Felsen gelehnt, hatten der Stolze und seine Gefährten nichts zu fürchten, da alle Kugeln an die Decke schlagen mußten.

Der Lieutenant sah ein, daß er sein Pulver vergebens verschiese und daß er die Flüchtigen nicht anders erreichen könne, als wenn er das Felsstück aus dem engen Gange wegschaffte. Er drohete deshalb, Pulver unter den Stein legen zu lassen.

„Sehr wohl,“ entgegnete der Boucanier lachend; „es wird also eine regelrechte Belagerung.“

Man hörte, daß man mit einer Lanze eine Oeffnung in das Felsstück zu machen versuchte, und konnte sich also überzeugen, daß es Fontaine mit seiner Drohung ernstlich meinte.

„Bei meiner Seele, er sprengt uns in die Luft,“ sagte Riffot, dessen Angst von Augenblick zu Augenblick stieg.

— „Laß ihn, Memme,“ entgegnete der Boucanier; „siehst Du nicht ein, daß er sich mit uns unter den Trümmern begraben müßte? Die Explosion würde für jene Höhle eben so gefährlich sein, wie für unsere.“

„Alles ist bereit,“ rief der Lieutenant; „beharrt Ihr auf Eurer Weigerung?“

— „Allerdings.“

„Ich werde Euch nicht noch einmal warnen.“

— „Sehr wohl.“

Es trat eine tiefe Stille ein.

„Beim Himmel!“ sagte Jean, der ein Auge an den Spalt gelegt hatte, „er streut Pulver bis an den Ausgang der Höhle.“

— „Sollte er wirklich so toll sein?“

„Der Lieutenant will uns todt oder lebendig haben,“ fiel Riffot ein.

— „Und keine Rettung!“ rief die junge Frau.

Der Boucanier schwieg. Ihre Lage wurde eine verzweifelte. Der Drkan hatte, statt sich zu beruhigen, seine Wuth verdoppelt und wenn man hinaus zu kommen versucht hätte, würde man sich einem sichern Tode ausgesetzt haben. Wenn dagegen der Lieutenant seine Drohung ausführte, konnten sie von dem Felsen zer-malmt werden oder, wenn sie dem Tode entgingen, den Ansiedlern in die Hände fallen. Jean erkannte die Größe der Gefahr und die Unmöglichkeit, ihr zu entgehen. Bis dahin hatte er müthig gekämpft, jetzt aber erklärte er, daß längerer Widerstand vergeblich sei.

(Beschluß folgt.)

Bilder-Magazin

N^o 26. für die elegante Welt.

1841.

Eine Colonie.

Erzählung von Em. Souvestre.
(Beschluß.)

„Wir haben nun Alles gethan, was Menschen thun können,“ sagte Jean; „wenn wir unterliegen, so ist es Gottes Wille. Fallen wir den Ansiedlern in die Hände, so steht nur mein Leben auf dem Spiele, während, wenn wir länger widerstehen, Ihr Euch dem Tode aussetzt, ohne mich zu retten. Zeigt dem Lieutenant an, daß wir uns ergeben wollen.“

— „Schweig, schweig, Jean,“ fiel der Stolze ein, der sich keine Vorstellung davon zu machen vermochte, wie man gefangen genommen werden könnte, ohne sich zu wehren, wie ein Kaninchen im Baue. „Wenn wir nur unsere Waffen bei uns hätten!“

„Macht schnell!“ sagte Riffot; „ruft den Lieutenant. Was thut er jetzt?“

Der Boucanier sah durch den Spalt hindurch.

— „Er hat einen Feuerbrand in der Hand. Bei Gott, jetzt bückt er sich.. Ach!“

Der Stolze sprang an das andere Ende der Höhle.

„Was giebt es?“ fragten seine Begleiter, die ihm nacheilten.

— „Legt Euch nieder!“ rief er.

Er hatte kaum ausgerebet, als eine Flamme vom Eingange des engen Raumes aufloderte; alle bückten sich und es erfolgte eine entsetzliche Explosion. Das Gebirge schien einen Augenblick zu wanken, dann senkte es sich. Es trat einen Augenblick Ruhe ein. Endlich richteten sich die Flüchtigen wieder auf. Die Höhle war unverletzt, aber der enge Gang und das Felsstück, das denselben verschlossen gehalten, waren verschwunden. An ihrer Stelle zeigte sich ein ungeheurer Riß, durch welchen man da, wo die andere Höhle gewesen war, einen verworrenen Haufen von zertrümmerten Felsen und eingesunkener Erde sehen konnte.

Franziska, Jean und Riffot blieben auf ihren Knien liegen und falteten die Hände; der Stolze stand ganz auf, betrachtete einen Augenblick den Trümmerhaufen, zuckte die Achseln und sagte:

„Der Lieutenant kannte die Wirkung des Pulvers nicht.“

Dienstag, der bis dahin unbeweglich gelegen hatte, ließ jetzt ein freudiges Gegrühe hören und eilte an den Eingang der Höhle. Es war ein Sonnenstrahl erschienen, der das Ende des Drakens andeutete.

16.

Sechs Monate nach den Ereignissen, die wir geschildert haben, waren alle Bewohner von Guadalupe an dem Magazine der Compagnie versammelt und erwarteten die Ankunft des Dieners, welcher den Verkauf der europäischen Waaren leitete. Die meisten hatten sich in Festkleidern eingefunden und sprachen lebhaft unter einander, als habe sie irgend etwas ganz Besonderes beschäftigt. Eine Gruppe, welche an der Thüre des Hauses des Gouverneurs selbst stand, zeichnete sich vorzugsweise durch die fröhliche Wärme der Worte aus, die in ihr gewechselt wurden. Sie bestand aus dem Capitain Meunier, Jean, Franziska, dem Pater Joseph und Riffot, der seinen „Matelot“ am Arme hatte.

„Also,“ sagte der Sergeant, indem er in seinen Fragen an den Capitain der gelben Mühle fortfuhr, „der Herr de l'Oratoire kommt nicht wieder zurück?“

— „Der Generallieutenant hält ihn auf St. Christoph gefangen,“ antwortete der Capitain, „und die Compagnie hat von seiner Nachsichtigkeit und Sorglosigkeit zu viel gelitten, als daß sie sich für ihn verwenden sollte.“

„So behalten wir also den Herrn Aubert?“

— „Ich glaube es.“

„Hurrah für die Compagnie und den Generallieutenant! Der neue Gemahl der Wittwe Duplessis*) ist der Mann, wie wir ihn brauchen. Seit den drei Monaten, die er hier ist, hat er jedem von uns irgend eine Gefälligkeit erwiesen.“

— „Das ist die Wahrheit,“ sagte der Mönch; „er hat mir die Freiheit gegeben, indem er mit den Wilden Frieden schloß.“

„Er hat meine Verurtheilung annullirt,“ fiel Jean ein.

— „Und er erlaubte, daß wir bei einander blieben,“ setzte Franziska hinzu.

„Ohne von den Lebensmitteln zu reden, die wir jetzt in Menge erhalten,“ meinte der „Matelot.“

— „Und von den 200 Waisenmädchen, die das Hospital St. Joseph Euch geschickt hat,“ sagte der Capitain Meunier. „Wahrhaftig, Ihr braucht nun nicht mehr Jagd auf die Cariben zu machen.“

„Zwei Drittel der jungen Mädchen sind schon versprochen,“ bemerkte der Mönch.

*) Herr Aubert hatte die Wittve des Herrn Duplessis, eines der Gründer der Colonie, geheirathet.

— „Und Ihr habt Mlle. von La Fayette noch nicht besucht, Sergeant?“ sagte Meunier.

„Es ist nicht nöthig, Capitain,“ sagte Riffot ernst; „ich verheirathe meinen Matelot.“

— „Ja, ja,“ bestätigte der Riese lachend; der Sergeant hat mir eine Frau bestellt.“

„Wir werden sehen, ob Mlle. de La Fayette Segen bringt,“ fuhr Riffot fort, „darnach handeln wir dann. Ich traue nicht recht, um so mehr, da die Ehe ein Schiff ist, auf welchem der, welcher Capitain war, oftmals wieder Schiffsjunge werden muß.“

Meunier zuckte lächelnd die Achseln und sagte:

„Es kommt alles auf die Gewohnheit an. Die Ehe gleicht einer Seefahrt; anfangs bekommt man die Seekrankheit, es wird Einem übel, aber man gewöhnt sich zuletzt doch daran. Ich kenne Eine der Schülinge der Mlle. de La Fayette, die mir der Capitain Boudort empfohlen hat; wenn Du willst, sprechen wir heute Abend bei einer Flasche Cognac mehr darüber.“

— „Ich danke,“ entgegnete Riffot rasch; „Euerm Cognac traue ich nicht mehr.“

„Ach, Du erinnerst Dich der Flucht Jeans?“ fragte Meunier lachend.

— „Ob ich daran denke! Ich dachte, ich müßte mit meiner Haut dafür büßen.“

„Hättet Ihr meinen Jean lieber hängen lassen wollen?“ fiel Franzisca ein.

— „Ich weiß, es wäre Schade um ihn gewesen, zumal da Euer Vater Euch ein Vermögen hinterlassen hat, das Euch zu der reichsten Ansiedlerin auf der Insel macht; René hat von 60,000 Livres gesprochen.“

„Der Stolge hat also wieder Frieden mit der Obrigkeit geschlossen?“ fragte der Capitain.

— „Herr Aubert hat ihm erlaubt, auf seine Weise zu leben. Vielleicht entschließt er sich ganz zu uns zu kommen. Plebeau will ihm eine der schönsten Pflanzungen kaufen.“

„Ist dies nicht das Wenigste, das wir für ihn thun können?“ bemerkte Franzisca.

— „Er wird es nicht annehmen,“ meinte der Capitain. „Wer in dem Walde gelebt hat, kriecht nicht wieder in einen Käfig. Aber,“ setzte er hinzu, indem er auffah, „wenn ich mich nicht irre, ist er da selbst.“

„Der Stolge?“

— „Der da von Mlle. de La Fayette kommt!“

„Mit einem Mädchen von St. Joseph!“

Der Boucanier kam wirklich auf sie zu und führte an der Hand ein Mädchen, deren übertriebener, seltsamer, verschoffener Puz so sehr zu dem passte, welchen er selbst trug, als wäre er von einer Hand verfertigt worden.

— „Wen bringt Ihr da, Herr René?“ rief ihm der Sergeant entgegen.

„Eine Nymphe Cytherens, Narr,“ antwortete der Stolge,

„eine adelige Dame, die sich als einfache Schäferin verkleidet hat; ich bringe den Pol, nach dem sich mein Herz stets kehren wird, wie der Magnet.“ Und er nahm seine Comödiantenstellung an und declamirte einen langen Liebeschwur. „Ich werde,“ fuhr er darauf in seinem gewöhnlichen Tone fort, „aus einem flatterhaften Liebhaber ein treuer Gatte; die Schöne da, meine Herren, ist meine Braut, Victoire Heloise Fevrier, sogenannt von dem Monate, in welchem ihre vornehmen Aeltern sie an die Thüre des Findelhauses brachten und zwar aus Gründen, die uns unbekannt sind. Grüßet die Gesellschaft, Mlle. Victoire.“

Das junge Mädchen machte eine theatralische Verbeugung und der Stolge sah sich mit einem Blicke inniger Freude um, der zu fragen schien, was man von ihrem nobeln Wesen denke.

Nach den gewöhnlichen Beglückwünschungen äußerten Jean und Franzisca ihre Verwunderung darüber, daß er ihnen von seinen Plänen nichts mitgetheilt habe, und er gestand, daß sein Entschluß plötzlich, gleichsam unwillkürlich gekommen sei. Als er Mlle. Victoire gesehen, habe auf Beide eine gemeinsame Sympathie gewirkt; er habe sie mit einem Madrigal aus der Tragödie von der heil. Genevieve angeredet, worauf sie ihm mit einer Stelle aus einem Schäferspiele geantwortet, und von diesem Augenblicke an hätten beide eingesehen, daß sie für einander bestimmt wären.

„Ich hoffe, daß eine solche Verbindung auch Euerre Pläne ändern wird, Herr René,“ fiel Franzisca ein, „und daß Ihr nun dem Leben im Gebirge entsagen werdet.“

— „Niemals, meine Göttin,“ antwortete der Boucanier. „Die Freiheit der Wälder gefällt der zärtlichen Seele. Victoire hat geschworen, sie mit mir zu theilen; wir kommen, um Abschied zu nehmen.“

„Das ist unmöglich,“ entgegnete Jean. „Man soll nicht sagen, wir wären glücklich geworden und Du hättest keinen Theil daran gehabt. In des Himmels Namen, René, lasse Dich für die Dienste belohnen, die Du uns geleistet hast, wäre es auch nur, um unsere Herzen zu erleichtern.“

— „Pfi!“ fiel der Boucanier ein; „bin ich ein Mann, der seinen Schuß verkauft? Vermehrt Eurer Vermögen, es ist Euch möglich; ein Edelmann hat andere Pflichten. Ich werde nur von Zeit zu Zeit wieder kommen, um Euch um Pulver zu bitten.“

„Alles, was wir haben, gehört auch Dir.“

— „Tausend Dank. Aber es wird spät. Lebt wohl, auf Wiedersehen!“

Er sprang leicht auf seinen Dienstag und half seiner Victoire hinter ihm aufsteigen.

„Du versagst uns also die Freude, Dir mit irgend etwas nützlich sein zu können?“ fragte Jean nochmals.

— „Nun,“ sagte der Boucanier, „ich werde etwas von Dir verlangen.“

Der Stolge bückte sich auf den Hals des Ebers und sagte leiser:

„Der Adel der Moreau ist bekannt; er schreibt sich schon von der Belagerung von Troja her und in Frankreich würde ihn Niemand bestreiten; hier giebt es aber Menschen, die sich erlauben, daran zu zweifeln, so lange ich keine Urkunde vorzulegen habe.“

— „Und ich soll die Urkunden für Dich aus Frankreich kommen lassen?“

„Nein; es wäre möglich, daß sie nicht mehr gefunden würden. Es ist dies ein Unglück, das häufig selbst bei den ersten Familien vorkommt; deshalb giebt es Leute, die sich ausschließlich damit beschäftigen, verloren gegangene Stammbäume wieder herzustellen, und wenn man sich an einen solchen wendete.“

— „Ich verstehe,“ sagte Jean mit einem leichten Lächeln; „bei der nächsten Ankunft der „gelben Mühle“ sollst Du erhalten, was Du wünschst, René.“

„Ich danke schon im Voraus,“ entgegnete Boucanier, indem er dem Freunde die Hand drückte. „Du wirst auch nicht vergessen, daß man ein Motto und ein Wappen hinzusetzt.“

Er verbeugte sich darauf majestätisch gegen die Andern, zog den Hügel an, der Eber eilte schnell von dannen und alle drei verschwanden bald hinter dem Walde.

L u c i e.

Erzählung von Mad. Charles Reybaud.

Die Nacht trat ein, ein kalte und nebelige Märznacht. Der Wind wehete heftig und trieb auf der Straße große Staubwolken auf. Die verworrenen Töne, die sich bei Annäherung des Abends auf dem Lande hören lassen, waren wieder verstummt; die Heerden waren in die Ställe gebracht; der wachsame Hund bellte nicht mehr um die Häuser herum und auf den öden Wegen ließ sich keine Stimme vernehmen. Hier und da zeigten sich die weißlichen Mauern einiger Häuser an der Straße. Das größte derselben stand am Anfange des Dorfes und auf seinem Dache thronte eine kreisende Windfahne. Ein eiserner Haken über der Thüre hielt ein großes Bret, auf welchem irgend ein herumziehender Künstler eine halbnackte Frau mit einer spitzigen Mütze mit Glöckchen abgebildet hatte, welche in ihren Händen eine Art Puppe hielt.

Die unwissenden Bauern wollten in dieser Figur ein Bild der Republik sehen; gelehrtere Leute aber erkannten sogleich diese symbolische Gestalt, unter welcher mit großen gelben Buchstaben geschrieben stand: „Zur lebenswürdigen Thorheit, gute Wohnung zu Fuß und zu Pferde.“ Das originelle Wirthshauschild zog indes nicht eben viele Leute an; die meiste Zeit über sah man die Wirthin mit ihrer einzigen Magd mit übereinandergeschlagenen Armen in der Thüre stehend den Fuhrleuten nachblicken, deren Lastwagen fortwährend auf der großen Straße von Paris nach Straßburg hinschieben. In jener dunkeln Nacht, bei dem schlechtesten Wetter war die Wirthin „zur lebenswürdigen Thorheit“ länger als gewöhnlich auf ihrem Posten geblieben, weil sie hoffte,

es könnte wohl ein Reisender, der sich verspätet, bei ihr einkehren wollen. In dem Kamine flackerte ein großes Feuer, das seinen hellen Schein bis auf die Straße warf; der Tisch war gedeckt; die leeren Stühle standen um denselben herum und zinnerne Teller glänzten auf einem blendend weißen Tischtuche.

„Kein Christ! Keine Seele!“ murmelte die Wirthin in schlechter Laune; „das verfluchte Haus bringt keinen rothen Heller ein; das Geschäft geht nicht mehr; die Eilwagen und Eilfuhrren haben die Gasthäuser ruinirt. Man kann sich vom Kopf bis zum Fuße neu anziehen und zehn Thaler für das schönste Schild zwischen hier und Straßburg zahlen, Niemand kehrt ein. Ich werde auf die Wand schreiben lassen, in der „lebenswürdigen Thorheit“ nehme man die Reisenden umsonst auf; dann kommen sie vielleicht. Bis dahin ist alles leer und wir werden auch heute Abend den Tisch umsonst gedeckt haben.“

„Heute wie alle Tage,“ bemerkte die kleine Magd mit einem großen Seufzer.

— „Sei still, geh' hinein und arbeite,“ fiel die Wirthin verbrüßlich ein; „was steht Du da und stemmst die Arme in die Seiten? Ich füttere und bezahle Dich nicht darum, daß Du Dich daher stellen und nach dem Wetter sehen sollst. Geh' hinein und mach' die Thüre zu.“

„Noch nicht, Mad. Babilon, ich sehe da unten noch etwas,“ entgegnete die Magd, indem sie mit dem Finger nach einem ungewissen Scheine wies, der in der Entfernung umherschwangte.

— „Es ist die Post von Nancy, die vorüber fahren wird.“

„Nein. Die Post hat nur eine Laterne und dort sehe ich es glänzen wie zwei Sterne.“

— „So wird es eine Extrapost sein, für mich gleichviel. Postreisende sind nicht für mich. Das nenn' ich eine Erfindung, die Post! — der Tod für die Pferde und der Ruin für die Wirthshäuser.“

„Ungerechnet die andere Erfindung von Wegen, auf denen man ohne Pferde und ohne Kutscher fährt.“

— „Die Eisenbahnen!“ sprach die Wirthin im Ton der Verachtung; „in einem Lande, wie unser Lothringen, wird man solche Dinge niemals sehen.“

„Madame, sehen Sie einmal den Wagen an, der da kommt; das nenne ich mir fahren.“

Die beiden leuchtenden Punkte wurden wirklich von Minute zu Minute größer und man hörte trotz dem Sturme die Peitsche des Postillons, die über den Köpfen der galoppirenden Pferde knallte.

— „Wie Reisende, die eilig haben,“ sagte die Wirthin; „das hält in keinem Wirthshause an. Es ist ewig Schade!“

Als sie diese Worte sprach, vernahm man ein dumpfes Geprassel, die Lichter verschwanden und man hörte unten auf der Straße rufen.

„Der Wagen ist umgeworfen worden! Da haben sie doch halten müssen!“ rief die Wirthin freundlich; „ich bekomme endlich

Gäste. Marthe, hol' die Laterne, wirf Holz in das Feuer, hänge den Hund an und brenne die Laterne an; schnell! schnell! Der Wagen ist in den Straßengraben gestürzt, er muß ganz in Stücke gegangen sein. Wenn diese Reisenden zufällig Engländer wären! Wenn jemand verwundet wäre! das wäre ein Hund! Mach schnell, Marthe! Man muß den armen Leuten helfen."

Der Wagen war etwa zwanzig Schritte von dem Wirthshause in einen tiefen, mit Gebüsch bewachsenen Graben gestürzt. Das habfüchtige Herz der Wirthin hüpfte vor Freude, als ihre Laterne den hellen Schein auf den Ort des Unglücks warf und ihr das ganze Unglück zeigte, das geschehen war. Der ganze Wagen war zertrümmert; die Pferde schlugen, in dem Geschirre verwirrt, um sich; der Postillon raufte sich die Haare aus und fluchte, daß Himmel und Hölle davon hätten zittern können; ersticktes Aechzen und ängstliches Geschrei klang aus dem Innern des Wagens hervor, aus dem die Reisenden sich nicht herausarbeiten konnten. Der Bediente und das Kammermädchen, die auf dem Bocke saßen, waren glücklich auf ein Luzernesfeld geschleudert worden und hatten sich unbeschädigt, bis auf einige blaue Flecken, wieder aufgerichtet.

Der Wirthin gelang es endlich, mit Beihilfe des Postillons, einen Schlag des Wagens aufzureißen; ein junger Mann sprang heraus.

"Meine Mutter!" rief er; "bist Du verwundet?"

— "Ja, mein Sohn," antwortete eine Stimme mit dem unverkennbarsten englischen Accente und mit einem unter diesen Umständen ziemlich seltsamen Pfligma.

"Albert! Better! Ach, mein Gott, welcher schreckliche Sturz!" rief eine andere weibliche Stimme; "ziehen Sie uns doch heraus."

— "Fürchten Sie nichts, meine gute Dame," sagte die Wirthin, indem sie mit ihren kräftigen Armen in den Wagen hineingriff; "Sie sind gerettet, ich habe Sie; stützen Sie sich auf mich und springen Sie heraus."

Eine schlankte Figur sprang leicht heraus.

"Gott sei Dank, Sie sind nicht verletzt, Diana!" sprach der junge Mann; "aber meine Mutter, meine arme Mutter!"

Es gelang endlich, auch die alte Dame aus dem Wagen herauszubringen, und man setzte sie, in den Mantel gehüllt, am Wagen nieder.

"Mein Sohn," sagte sie mit derselben Ruhe als stiege sie aus dem Bade, "laß mich sogleich in das nächste Wirthshaus bringen. Es kommt mir vor, als stehe es mit mir schlecht, sehr schlecht."

— "Ach mein Gott, liebe Tante! Welches Unglück!" jammerte die junge Dame, indem sie die Augen mit einem geheimen Schauer abwendete; dann hing sie sich an den Arm ihrer Kammerjungfer und sagte zu derselben: "Anna, halte mich!.. Wir wollen ein wenig bei Seite gehen. . . . Wenn sie da vor unsern

Augen sterben sollte. . . es wäre gräßlich. Mich schüttelt es wie Fieberfrost. Anna, verlaß mich nicht."

"Lieber Sohn," fuhr die alte Dame fort, immer mit gleicher Ruhe und Gelassenheit, "ich glaube, ich habe den rechten Fuß gebrochen und vielleicht auch einen Arm verrenkt. Das wird uns mitten in unserer Reise aufhalten. Wo sind wir?"

— "In P., zwischen Ligny und Herzogenbusch, im Departement der Maas," antwortete die Wirthin, indem sie ihre Laterne emporhielt, als wollte sie das Land zeigen. "Mein Haus steht nur ein Paar Schritte von hier und Madame werden darin Alles finden, was Sie wünschen können."

"Rufen Sie alle Ihre Leute, gute Frau" fiel der junge Mann ein; "man schicke sogleich nach einem Arzte. . ."

— "Marthe! Marthe!" rief die Wirthin, "komm geschwind! Herr, dort steht das Haus, das große weiße Haus da an der Straße, ein nettes Haus, wie ich wohl sagen kann. Wir wollen Madame dahin tragen und in weniger als zwei Stunden werden Sie einen Arzt haben und sollte ich ihn selbst von Herzogenbusch holen."

"In Herzogenbusch! Wir sind hier also in einem Dorfe, fern von aller Hilfe! Und meine Mutter leidet!" flüsterte der junge Mann in Verzweiflung.

— "Wenn sie bei mir stirbt!" dachte die Wirthin, indem sie sich schnell überrechnete, was ihr ein solcher Fall einbringen könnte.

Eine Viertelstunde darauf befanden sich die Reisenden in dem Wirthshause, "zur lebenswürdigen Thorheit." Man brachte die alte Dame in ein großes Zimmer, dessen dunkle Tiefe nicht ganz von den zwei Lichtern erhellt wurde, die man auf den Kamin gestellt hatte. Der Wind rüttelte und pfliff an den Fenstern ohne Läden und blies die Asche aus dem Kamine umher, in welchem noch drei Stücke grünen Holzes rauchten. Um eine halbe Elle zu kurze Vorhänge von grüner Sersche umgaben das Bett, dessen wurmförmige Beine unter einer großgeblühten Decke hervorsahen. Ein Tisch und vier bis fünf wackelige Stühle, die längs der einen Wand standen, vervollständigten das Meublement des Gemachs, das die Wirthin pomphaft das große Zimmer nannte und in welchem seit vielen Jahren kein Reisender geschlafen hatte.

Der junge Mann, der zu Häupten des Bettes saß, hing traurigen Gedanken nach, über denen man Alles vergißt; unbeweglich, die Augen unverwandt auf die Kranke gerichtet, deren Gesicht Krankenblässe bedeckte, wartete er auf die Ankunft des Arztes mit schmerzlicher Ungebuld und grausamer Angst.

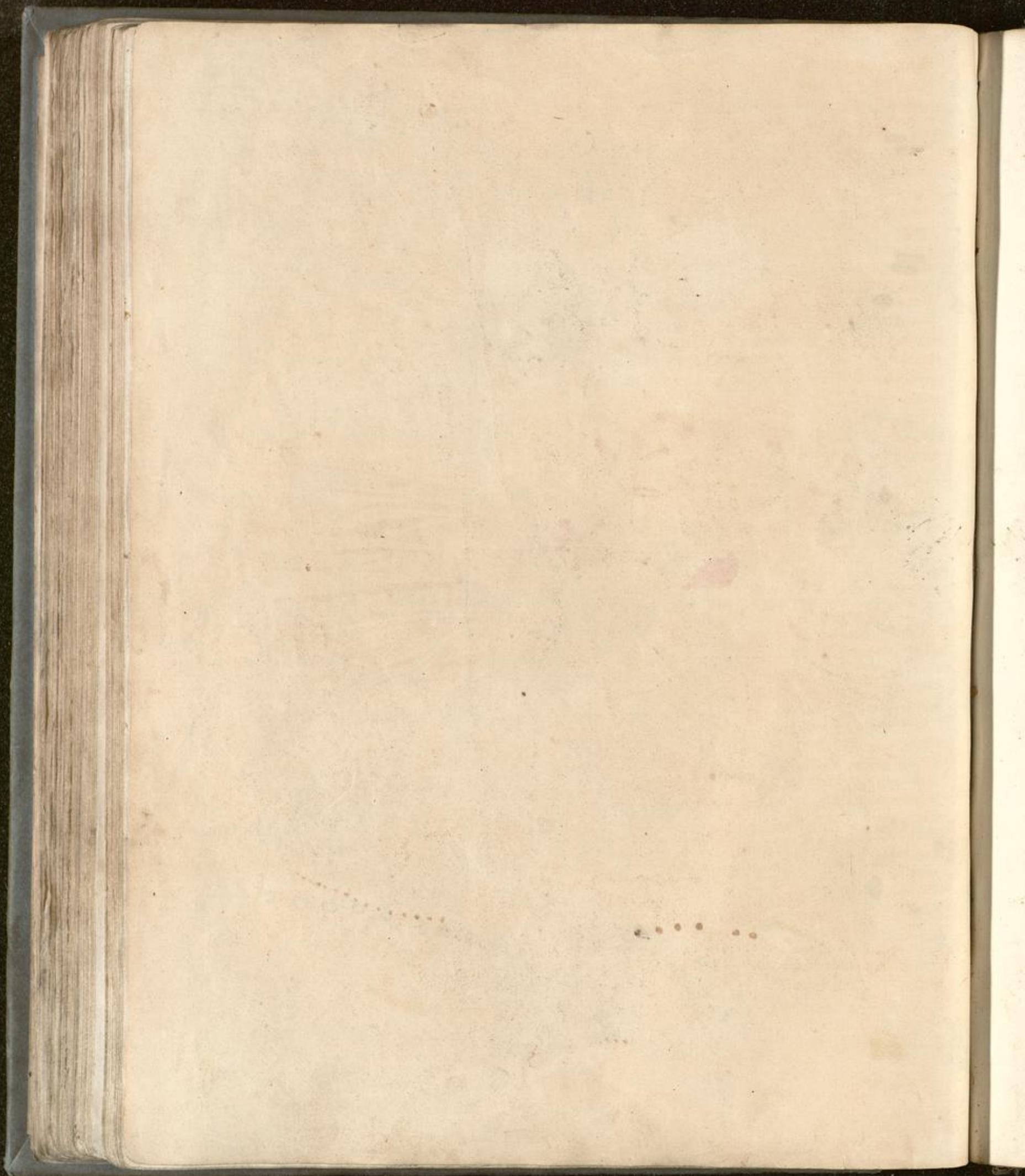
(Fortsetzung folgt.)

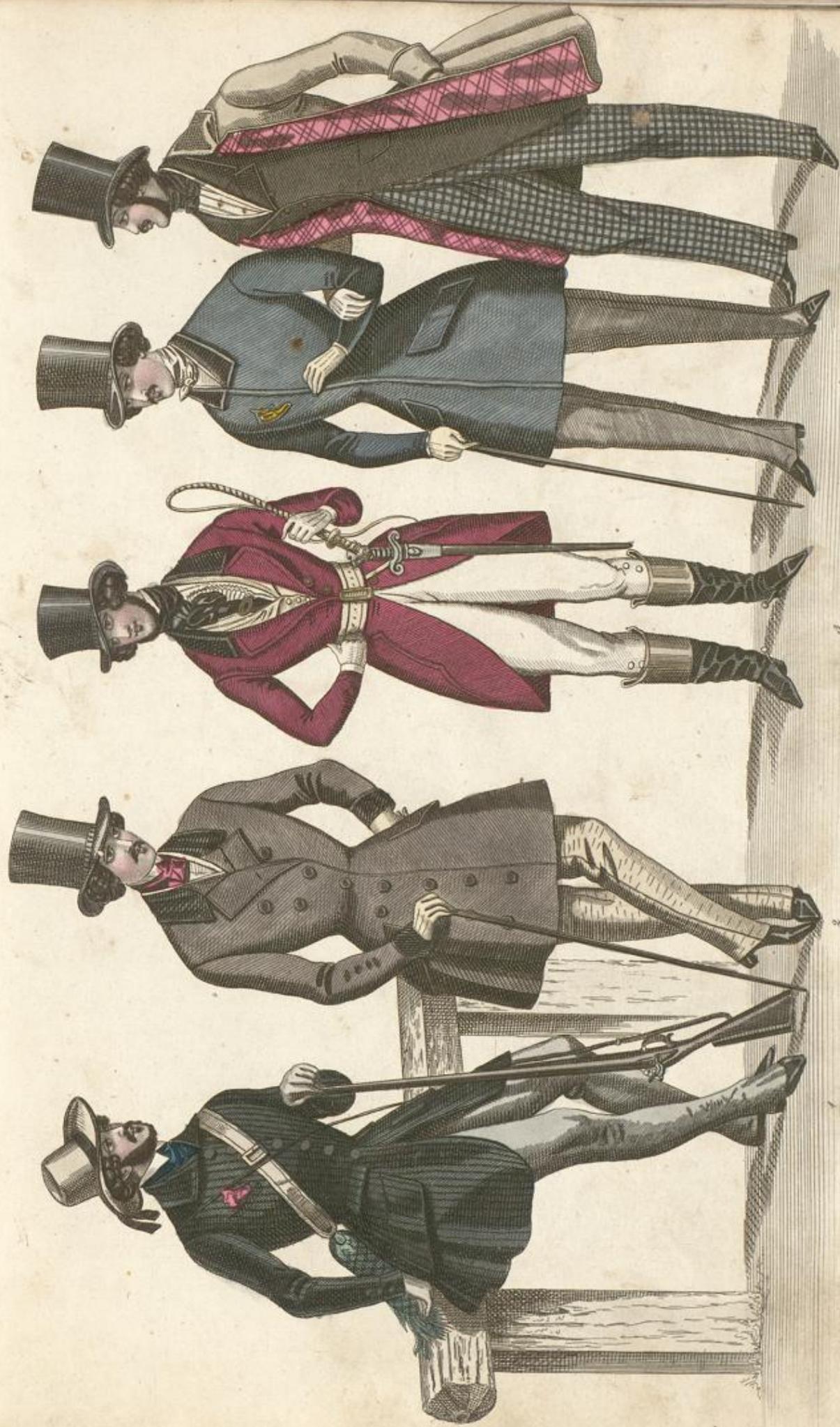
No. 1



Made in L. 1844







J. Prud'homme del. 1841.

Erstes Extrakupfer.

